

# DAS ARGUMENT 142

---

Editorial	787
K.-H. Götze: Ergebnisse der Leserbefragung	791
Jo Rodejohann: Weitere Aussichten: Kriege weltweit	797
Wieland Elfferding: Perspektiven einer rot-grünen Alternative	798
Christian Geissler: lebenswegen	801

## Literatur in Bewegung

Karen Ruoff: Rückblick auf die Wende zur Neuen Subjektivität	802
Karl-Heinz Götze: Bombenstimmung. Zu Sloterdijk	821
Evelyne Keitel: Frauen/Texte/Theorie	830
Klaus-Michael Bogdal: Literarische Widerspiegelung	842
Michael Jäger: Zum 100. Geburtstag von Anton Webern	847

\* \* \*

Erich Wulff: Zur Krise des vietnamesischen Sozialismus	850
Ernest Borneman: Kritisches zu Lévi-Strauss und Devereux	862

<u>Dokumentation</u> : Arbeitsemigranten und Medienpolitik; Radikal	868
---	-----

### Interventionen

Manfred Buhr: »Ideologischer Sumpf«	869
Erich Wulff: Vordenken, Nachdenken, Hinterherdenken	871
Claudia Weber: Frauenfrage und Strategien der IG Druck	874

<u>Friedensbibliographie (8)</u> : Rüstungskonversion (Rodejohann)	878
--	-----

<u>Kongreßberichte</u> : Feministische Literaturwissenschaft; NS-Literaturpolitik; Künstliche Intelligenz; Friedensforscherinnen; Adorno	884
--	-----

<u>Besprechungen</u> : Wiener Kreis; Sprachwissenschaft; Frau und Familie; Forschung und Großindustrie; Demokratische Bewegungen im 19.Jh.	894
--	-----

# DAS ARGUMENT

## Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (Berlin/W), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/W), Heiko Haumann (Freiburg), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin/W), Urs Jaeggi (Berlin/W), Baber Johansen (Berlin/W), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Claudia Gdaniec, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Ursula Blankenburg, Anke Bünz-Elfferding, Dagmar Burgdorf, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Ursula Lang, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Erika Niehoff, Sigrid Pohl, Renate Prinz, Nora Räthzel, Dr. Brita Rang, Petra Sauerwald, Christine Thomas, Dr. Silke Wenk, Heike Wilke

Geschäftsführung: Helga Karl

Redaktion und Verlag: Altensteinstraße 48a, 1 Berlin 33, Tel. 030/8314079

Anzeigen (o. Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Argument-Vertrieb: Tegeler Str. 6, 1 Berlin 65, Tel. 030/4619061

## Besprechungen

### Philosophie

<i>Sloterdijk, Peter</i> : Kritik der zynischen Vernunft ( <i>K.-H. Götze</i> ) .....	821
<i>Stadler, Friedrich</i> : Vom Positivismus zur »Wissenschaftlichen Weltauffassung« ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	894
<i>Stadler, Friedrich (Hrsg.)</i> : Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	894
<i>Nemeth, Elisabeth</i> : Otto Neurath und der Wiener Kreis ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	894
<i>Dvorak, Johann</i> : Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	894
<i>Henrich, Dieter</i> : Fluchtlinien. Philosophische Essays ( <i>W. Jung</i> ) .....	897
<i>Rehfus, Wulff D.</i> : Einführung in das Studium der Philosophie ( <i>R. Hesse</i> ) .....	899

(Fortsetzung auf S. XXVIII)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1983 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,- DM; Stud., Schüler, Erwerblose 9,- DM. Jahresabo inkl. Versand 63,80 DM; Stud. etc. 50,- DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (11/2zeilig mit Rand) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postscheck Berlin West 5745-108, BfG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — 1.-7. Tausend November/Dezember 1983. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2. **Beilagenhinweis:** Dieses Heft enthält in Teilaufgabe einen Zahlkartenprospekt des Argument-Verlags sowie Prospekte der Ver-

## Editorial

### Der Theoretiker der atomaren Situation

Günther Anders hat am 11. September 1983 den Adorno-Preis verliehen bekommen. Wir gratulieren und freuen uns mit ihm. Vor 25 Jahren hat er bei der Studentengruppe gegen Atomrüstung an der Freien Universität Berlin seine *Thesen zum Atomzeitalter* vorgetragen; im gleichen Zusammenhang begann wenig später, am 4. Mai 1959, die Flugblattreihe *Das Argument* zu erscheinen, für die er jene Thesen ausarbeitete und wo sie zuerst veröffentlicht sind. Seitdem sind sie nach langem Winterschlaf zu neuem Leben erwacht und immer wieder nachgedruckt, benützt, selbst plagiiert worden. Das Werk von Günther Anders hörte auf, Botschaft eines einsamen Rufers in der Wüste zu sein. Eine große Bewegung entdeckte hier eine radikale und scharfsinnige Vorarbeit. Der Adorno-Preis folgte dieser Bewegung. Der hochbetagte, von körperlichen Leiden gemarterte Günther Anders hat das Glück, diese späte Begleichung einer alten Schuld zu erleben. Damit keine falsche Feierlichkeit aufkommen konnte, versprach sich Frankfurts Oberbürgermeister Wallmann (CDU) gleich zweimal in der Verleihungsrede und titulierte den zu Ehrenden als Günter Grass. So ehrte er Anders anders als gewöhnlich, indem er zu erkennen gab, daß nicht die CDU diesen Preis dem verlieh, dessen Namen sie weiter ignorierte.

### Zu diesem Heft

Die beiden dem Heft vorangestellten *aktuellen Kurzanalysen* gelten diesmal Bedingungen und Perspektiven linker Politik im Anschluß an den vorläufigen Höhepunkt der Friedensbewegung. Unser redaktioneller Mitarbeiter für Ab-/Rüstungsfragen, Jo Rodejohann, entwirft ein Szenario dessen, womit zu rechnen ist: Stationierung der neuen Atomraketen und Zunahme »begrenzter« Kriege vor allem in der Dritten Welt. Wieland Elfferding zeigt, daß die »Wende« nicht notwendig nach rechts gehen muß. Er entwirft ein Panorama an Handlungsmöglichkeiten für die Linke unter Berücksichtigung der neuen sozialen Bewegungen.

Gute Texte geben mehr als nur ein Objekt zu erkennen. Sie öffnen Durchblicke, wo Arbeitsteilung und institutionelle Grenzen sie verwehren. So die Beiträge zum Themenschwerpunkt *Literatur in Bewegung*. Karen Ruoff schreibt und durchleuchtet ein Stück der Geschichte der von der Studentenbewegung zunächst mitgerissenen Literatur, die dieser Bewegung einen (anti-)literarischen Ausdruck gab. »Neue Subjektivität« wurde zu einem jener mythisch-ideologischen Begriffe, in dem sich gegensätzliche Tendenzen wiedererkennen. Linien der studentischen Rebellion verschlangen sich darin mit Linien der Absetzbewegung in der Zeit des Zerfalls. Vor allem aber war »Neue Subjektivität« ein funktionaler Mythos der bürgerlichen Feuilletons. Die Analyse vermag ein Stück unbewußter Ideologiegeschichte — sowohl der sozialen Bewegung als auch der Schriftsteller und der veröffentlichten Literaturdiskurse, genannt Feuilletons — aufzuklären. Das ist nicht nur ein Text für Literaturwissenschaftler oder Schriftsteller und Apo-Opas. Daraus läßt sich etwas Übergreifendes lernen für soziale Bewegungen.

Karl-Heinz Götze zeigt am Beispiel des »philosophisch-literarischen« Bestsellers dieses Jahres, Sloterdijks »Kritik der zynischen Vernunft«, die ideologische Wirkungsmacht des neuesten Subjektivitätsmusters. Es bindet die Aufgeklärtheit (fast möchte man sagen: Abgebrühtheit) des kritisch-bescheidwissenden Bewußtseins der letzten 15 Jahre zusammen mit der Absage an die Veränderung. Die »Bombenstimmung«, die aus dieser Formel erwächst, erklärt zugleich ein Stück weit den Gegenwind, gegen den Projekte wie das *Argument* angehen müssen.

Evelyne Keitel analysiert die Literatur der Frauenbewegung. Sie zeigt, wie hier eine soziale Bewegung sich ihre Literatur als Medium der Selbstverständigung ausbildet. Sie weist auf die zunächst kaum vermeidlichen Widersprüche und Defizite hin, die aber einer wirkungsmächtigen Literatur gleichwohl nicht im Wege standen. Der Beitrag kann helfen, an kommenden Aufgaben auf diesem Feld Maß zu nehmen. Zugleich stellt er ein Element feministischer Literaturwissenschaft, die linguistisch bewandert ist, bereit.

Klaus-Michael Bogdal analysiert Verschiebungen im literaturästhetischen Diskurs der DDR unterm Druck gesellschaftlichen und kulturellen Wandels. Die Bedeutung der »Widerspiegelungstheorie« wird von neuen diskursiven Strategien mehr eingeengt auf Kulturpolitik und auf die Außenbeziehung zu westlich-marxistischen Literaturanalysen.

Michael Jäger nimmt den hundertsten Geburtstag von Anton Webern zum Anlaß, um darzulegen, daß dessen Kompositionsweise in den neuen Diskurs- und Politikformen ihre Entsprechung findet. Andere Redakteure hätten es lieber gesehen, wenn (zumindest *auch*) des 100. Geburtstags des großen Plebejers Jaroslav Hašek gedacht worden wäre ...

\* \* \*

Der nationale Befreiungskampf in Vietnam und die weltweite Solidaritätsbewegung, die sich dem mit riesiger technischer Überlegenheit geführten Verwüstungskrieg der USA entgegenstemmte, war Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre allem Protest ins Herz geschrieben. Die endliche Flucht der US-Vertreter aus Vietnam, der Zusammenbruch des von ihnen militärisch hochgerüsteten Regimes, markierten einen historischen Einschnitt. Für die Linke war das ein Moment des Glücks, weltweit. Bald verdüsterte sich das Bild. Der sowjetisch-chinesische Streit wurde auf dem Rücken Vietnams ausgetragen. Die kambodschanische Anschlußrevolution verwandelte sich in ein massenmörderisches Schreckensregime, das von der VR China funktionalisiert wurde, um in einem endlosen Grenzkrieg Vietnam zu zermürben. Vietnam sah sich gezwungen, militärisch zu intervenieren, und in kürzester Zeit war das Pol-Pot-Regime zusammengebrochen. Die VR China entfesselte einen »Bestrafungskrieg« gegen Vietnam, der für beide Seiten sehr verlustreich wurde. Diese Kriege gaben dem Rest von revolutionärem Kinderglauben in der Welt den Todesstoß. Sozialistische Länder führten Krieg gegeneinander ... Im Innern förderten Kriegswirtschaft und Sicherheitsprobleme polizeistaatliche Strukturen, die wiederum das wirtschaftliche Leben zu ersticken drohten. Militärisch siegreich, erlitt Vietnam eine Niederlage an den inneren Fronten der Politik und vor allem der Wirtschaft. Die Vietnamsolidarität brach zu großen Teilen zusammen. Die

Rechte schürte diesen Zusammenbruch. Die Linke war destabilisiert. Die von Götzte analysierte »Bombenstimmung« ist ein Resultat. — Erich Wulff, der unter dem Pseudonym G.W. Alsheimer 1966 einen (in vielen Sprachen immer wieder nachgedruckten) Bericht über »Die Amerikaner in Vietnam« im *Argument* veröffentlicht hatte, schrieb 1979 »Eine Reise nach Vietnam«, eine unverblühte solidarische Kritik an den damaligen inneren Zuständen Vietnams. Nach mehrjähriger »Quarantäne« durfte er Anfang dieses Jahres wieder nach Vietnam. Sein Artikel fußt auf dieser Reise. Er versucht, die Krise des vietnamesischen Sozialismus verallgemeinernd zu analysieren. So entsteht ein Beitrag zur unterentwickelten marxistischen Sozialismus-Theorie.

\* \* \*

Manfred Buhr, einer der drei höchstgestellten Philosophen der DDR, benützte die offizielle Tribüne der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie* zum Bannfluch gegen den Diskussionszusammenhang um diese Zeitschrift. Wenn wir Marxisten zu sein beanspruchten, so deshalb, sagt Buhr, weil der Siegeszug des Sozialismus die Bourgeoisie zu dem Versuch zwingt, Marx, den sie nicht länger unterdrücken kann, zu vereinnahmen. Die Agenten der Bourgeoisie auf diesem Feld, das sind unter anderem wir. Falls Buhr, wie anzunehmen, eine Strategie verfolgt, kann es nur die sein, Diskussionszusammenhänge zu zerreißen, Zusammenarbeit zu verunmöglichen. Indem er uns aus dem Marxismus ausbürgert, will er womöglich ein Berührungsverbot durchsetzen, das diejenigen, die sich solidarisch in unsere Diskussion einlassen, mit ebensolcher Ausbürgerei bedroht. Wir dokumentieren Buhrs Artikel im Auszug der wesentlichen Stellen. Erich Wulff versucht in einer ersten kritischen Einschätzung, ein Stück politischer Kultur zu verteidigen. Weitere Interventionen sind angekündigt.

Erich Wulff hält es nicht für ausgeschlossen, daß Buhr mit diesem Angriff seine amtlichen Kompetenzen überzogen hat. Buhr ist Herausgeber des auf »marxistisch-leninistischer Grundlage« erstellten *Philosophischen Wörterbuchs*. Vielleicht zielte die Anschwärzung auf die »Konkurrenz«, die seinem Unternehmen durch das *Kritische Wörterbuch des Marxismus* droht. Zwar werden zweifellos die meisten Leser beide Nachschlagewerke künftig nebeneinander benutzen; aber mit der bisherigen Monopolstellung von Buhr/Klaus wird es vorbei sein.

W.F.H.

## Verlagsmitteilungen

### *Abo-Rechnungen und Prämienbände für 1984*

Diesem Heft liegt die Abo-Rechnung für 1984 bei. Die Abonnenten bilden das Rückgrat des Verlags. Wie jedes Jahr zeigen wir uns erkenntlich durch ein Prämienangebot. Wir wählten dafür drei Neuerscheinungen, auf die es uns besonders ankommt: Detlev Albers' Werk *Zur politischen Theorie des Marxismus — Bauer und Gramsci* (s. Heft 140, 492) und Michèle Barretts »Umriss eines materialistischen Feminismus«, *Das unterstellte Geschlecht* (s. Heft 141, 639). Wer beide Titel schon bestellt hat, mag sich für den im Januar erscheinenden Sonderband 1984 (AS 105) entscheiden. Das Prämienangebot gilt für diejenigen, die bis 15. Januar 1984 ihre Abo-Gebühren überweisen.

### Ökonomische Lage und Preise

»27 Prozent aller wissenschaftlichen Zeitschriften sind gegenwärtig in Lebensgefahr«, ergibt eine neuere Untersuchung (Dieter E. Zimmer in der *Zeit* v. 20.5.83). Bei Monographien meldet der wissenschaftliche Verlag Springer einen Rückgang von 20 Prozent, Klett-Cotta einen bis zu 75 Prozent. »Man kann«, so Gustav Fischer, »nahezu von einem Zusammenbruch dieses Marktes sprechen.« (Ebd.) Die »Deutsche Volkszeitung« und die »Die Tat« suchen ihr Überleben zu sichern durch Zusammenlegung. »Courage« und »päd.extra« bitten um Finanzhilfe, weil sonst der Ruin droht. Man hört von Umsatzeinbrüchen bei linken Buchhandlungen, etliche mußten in den letzten beiden Jahren geschlossen werden. Was sind die Gründe? Natürlich auch Verschiebungen in der politischen Kultur, Funktionsverlust von Theorie. Vor allem aber drastische Kürzungen der Bibliotheksetats: Die Deutsche Staatsbibliothek in West-Berlin hat 25 Prozent ihrer Zeitschriften abbestellt. Schlimm wirken sich Arbeitslosigkeit und Bafög-Kürzungen aus: Zwei Drittel der Leser, die *Das Argument* unter Angabe von Gründen abbestellt haben, nannten ihre finanzielle Lage. Damit kommt ein Teufelskreis in Gang: Sinkt die Anzahl der verkauften Exemplare, müssen die Kosten, die bei der Produktion entstehen und nicht von der Auflagenhöhe abhängen, auf weniger Exemplare umgelegt werden. Mit dem Steigen der Preise droht die Zahl der Käufer noch weiter zu sinken. Um so wichtiger ist es daher, an der Senkung der Kosten zu arbeiten. Was tut *Das Argument* auf diesem Feld? Seit langem haben wir eine alte Arbeitsteilung aufgegeben: Redakteure übernehmen auch Funktionen der Herstellung, desgleichen die Setzerin. Autoren betätigen sich als Distributoren, überlegen Verbreitungsstrategien, kleben Plakate, machen Büchertische usw. Trotz dieser Anstrengungen kommen wir nicht umhin, die Preise leicht zu erhöhen. Ab 1. Januar 1984 kosten alle Hefte der Zeitschrift *Das Argument* und alle Argument-Sonderbände je 0,80 DM mehr.

### Neuerscheinungen

*Kritisches Wörterbuch des Marxismus« (KWM) Band 1, ist inzwischen erschienen: Abhängigkeit bis Bund. Der zweite Band soll zum Jahresende erscheinen. Anders als zunächst angekündigt bieten wir außer der Ausgabe in französischer Broschur auch eine in Leinen gebundene an. Auf Verlangen senden wir einen ausführlichen Prospekt (vgl. das in Heft 141 abgedruckte Vorwort zur deutschen Ausgabe).*

Zum Jahresende erscheint: *Rethinking Marx* (AS 109). Der Band dokumentiert, wie Marxisten aus verschiedenen Teilen der Welt die Erklärungskraft und das Selbstverständnis des Marxismus hundert Jahre nach Marx beurteilen. Hier sind die Beiträge einer internationalen Konferenz an der Freien Universität Berlin im Frühjahr 1983 in englischer Sprache versammelt. Wir setzen damit — in Zusammenarbeit mit einem amerikanischen Verleger — ein Experiment fort, das wir mit *Rethinking Ideology* (AS 84) begonnen hatten.

Überall spukt der »Diskurs« herum, alles mögliche wird darunter verstanden. Jetzt tut Nacharbeit, Klärung und Fundierung not. Die Begriffs-inflation hängt mit der Allgegenwart der Sache zusammen: der Produktion von Bedeutungen und von Sinn. Die Diskurstheorie mutet zu, das Selbstverständlichste zum Gegenstand zu machen — die eigene Sprache. Um diese Beziehung geht es in dem Band *Subjekt des Diskurses* (AS 98).

Mit diesem Heft erscheint ein Studienheft (SH 58) *Sozialdemokratische Kulturpolitik in Mitteldeutschland. Die Zeitschrift »Kulturwille« 1924-33* von Frank Heidenreich, mit einem Vorwort von Walter Fabian. Dabei geht es um Arbeiterbildung im Spannungsfeld zwischen Kultur und Politik. Der Sozialdemokrat Heidenreich (*spw*-Redakteur) sucht die historischen Erfahrungen vor 1933 fruchtbar zu machen für die Wiederentdeckung kultureller Handlungsfelder durch heutige Sozialisten.

Karl-Heinz Götze

## »Grenzt nicht die aus, die Euch ausgrenzen«

### Ergebnisse der Leserbefragung

Leserumfragen sind bei *Argument*-Lesern noch nicht eingebürgert. Wie auf die vorausgegangene (vgl. Frigga Haugs Auswertung in Heft 100) antworteten auch auf die diesjährige Umfrage nur knapp 3% unserer Leser.

Lange Zeit glaubten wir, auf solche Umfragen überhaupt verzichten zu können, denn schließlich haben die ja normalerweise die Situation zur Voraussetzung, daß die Redaktion so recht nie weiß, was die Leser wünschen und was nottut. Wir sind aber keine Redaktion, die ohne Echo arbeitet, die Resonanz nur per Post bekommt, die umgekehrt mit der Welt nur über Setzer, Drucker und Auslieferer verbunden ist. Wir lehren (und lernen dabei) an der Schule, an der Hochschule. Vielmehr: an verschiedenen Hochschulen, meist in Westberlin, aber auch in Bremen und Hamburg. Wir vertreten verschiedene Fächer. Wir sind Gewerkschaftsmitglieder, Mitglieder demokratischer Wissenschaftsvereinigungen, wir stecken in der Frauenbewegung, die umgekehrt auch bei uns ihren Platz hat; wir stecken (leider viel zu wenig) auch in der Ökologie- und Friedensbewegung. Wir tragen die Volksuni mit. Die Kommissionen, die Subredaktionen verbreitern das Netz. Mehr als fünfhundert Mitarbeiter schreiben, machen Vorschläge, intervenieren, berichten uns, unseren Lesern von Kongressen. Auf die übliche Weise, getrennt von seinen Lesern, könnte das *Argument* nicht überleben.

Warum dennoch eine Leserumfrage? Die Schwierigkeiten, diese Zeitschrift zu machen, sind von außen nur schwer vorstellbar. Von der Leserseite aus betrachtet, präsentiert sich das *Argument* als Wunder an Stabilität. Manche (zu wenige) unserer Leser sind jünger als die Zeitschrift, zu anderen kommt sie seit mehr als zwanzig Jahren, schön fix und fertig und mit der ruhigen Autorität alles Gedruckten. Warum sich dann über das Abo hinaus für das *Argument* engagieren, wo es doch allerorten so viele linke Projekte gibt, die unmittelbar sichtbar und erfahrbar Unterstützung nötig haben? Dabei ist unsere Stabilität noch nicht einmal so groß wie die des steinernen Bogens, der hält, weil alle einzelnen Steine fallen wollen. Wir müssen Weggebrochenes ersetzen, häufig genug mit dem, was anderswo dringend gebraucht würde, müssen belasten, überlasten, was noch nicht erprobt ist, müssen umbauen, müssen provisorisch unterstützen ...

Weil es den Graben zwischen Redaktion und Lesern gibt, und weil wir andererseits wissen, daß linke Projekte nur leben können, wenn viele in alles einbezogen sind, versuchen wir, von beiden Seiten Brückenbögen über den Graben zu schlagen. Es braucht viele Brücken für viele verschiedenen Leser und Zwecke. Die Leserumfrage ist eine von ihnen.

*Beinahe die Hälfte derer, die uns geantwortet haben, sind bereit, als Autor, etwa als Rezensent, an der Zeitschrift mitzuarbeiten.* Wir werden auf jedes Angebot reagieren, tätig Bereitschaft tätig zu machen versuchen. Manche wollen

jetzt noch nicht für uns schreiben, aber vielleicht in einem fortgeschritteneren Stadium ihres Studiums oder nach der Belastung des Examens. Sie wissen jetzt, daß sie eingeladen sind.

Schreiben gehört immerhin zur überkommenen und anerkannten Tätigkeit der Intellektuellen, wenn auch die Publikation in linken Zeitschriften auf berufliche Anerkennung nicht immer hoffen kann. Aber plakatieren, Büchertische machen? Dafür stellte man jemanden an oder man unterließ es. Für solche Lösungen haben wir kein Geld, und das ist gut so. So plakatieren wir dort, wo wir arbeiten, selbst und verkaufen auch unsere Bücher und Hefte selbst, als hätten wir es gelernt. Ein Stück Aufhebung von Arbeitsteilung. Schon jetzt helfen uns dabei vielerorts viele. Durch die Leserumfrage sind es noch mehr geworden. Beinahe 40% sind bereit, aktiv etwas für die Verbreitung der Zeitschrift zu tun.

Mindestens ebenso groß ist die Zahl derer, die in *Argument*-Clubs mitmachen wollen. Die Zeitschrift — einige werden sich noch erinnern — wurde in den sechziger Jahren teilweise in solchen Diskussions- und Forschungsgruppen erarbeitet (vgl. etwa die Faschismushefte, auch die zu Massenmedien und Manipulation u.a.). Warum nicht das Lesen der Zeitschrift zu einer Diskussionskultur machen — Arbeitsgruppen bilden, die wiederum Echo geben, sich kritisch äußern und so zur Veränderung der Zeitschrift beitragen? Viele antworteten abwartend, weil sie sich nicht recht vorstellen konnten, »was das werden soll«. Wir haben keinen festen organisatorischen Rahmen für solche Initiativen, wissen nur, daß vielerorts ein Bedürfnis besteht nach einem fraktionell und organisatorisch nicht verfestigten Zusammenhang, in dem wichtige theoretische Fragen, die sich den sozialen Bewegungen stellen, diskutiert werden können. Wir wollen dabei nicht in Konkurrenz zu bestehenden Orten linker Diskussionskultur treten, besetzte Plätze doppelt besetzen. Was fehlt, muß in den jeweiligen Städten entschieden werden. Ein *Argument*-Club könnte auch ein Club sein, wo gemeinsam das Schreiben geübt und erörtert wird. Solche Rezensions-Clubs gibt es z.B. in Westberlin.

Viel kann das *Argument*-Büro in Berlin nicht leisten, aber die Leser können es für sich zu einem Koordinationspunkt ausbauen. Wir können Euch schreiben, welche weiteren Interessenten es in der jeweiligen Region gibt, Referenten für Wunschthemen finden etc.

*Wir hatten uns mehr Zuschriften erhofft, aber andererseits übertrifft die Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit bei denen, die uns geantwortet haben, unsere Erwartungen. Insofern ist das Argument tatsächlich das Projekt seiner Leser.*

Aber gefreut haben uns nicht nur die Zuschriften, die Bereitschaft zur Mitarbeit bekunden. Wir haben auch die kleinen, sozusagen an den Rand geschriebenen Ermutigungen mit Vergnügen gelesen. Wir brauchen auch das »So weitermachen, unbedingt« mit den drei Ausrufungszeichen. Herzlichen Dank also allen, die uns geantwortet haben, auch und besonders unseren schärfsten Kritikern. Über Häme, über Boshaftigkeit brauchen wir uns bei niemandem zu beklagen. Die linken Umgangsformen, die Art also, wie unterschiedliche Positionen ausgetragen werden, haben sich in den letzten Jahren verändert. Auch das ist gut so.

*Wer hat uns geantwortet*, wie sieht der Umfrage zufolge die *Argument*-Leserschaft aus?

Geantwortet haben nicht wenige Leser, die auf die Zeitschrift von Anfang an abonniert sind, die sie seit circa zwanzig Jahren unterstützen (ca. 15% der Zuschriften). Die nächste Generation hat das *Argument* mit der Studentenbewegung kennengelernt, also zwischen 1968 und 1972 (ca. 30%). Dann gibt es einen deutlichen Einschnitt: Kaum jemand hat uns zwischen 1972 und 1975 kennengelernt, in der Phase, als sich — nicht nur bei uns — die linke Euphorie ermüdete, neue Orientierungen gesucht werden mußten. Zwischen 1976 und 1979 ist uns wohl der Anschluß an eine neue Lesergeneration gelungen (ca. 35%). Zwischen 1979 und 1983 gab es dann einen kontinuierlichen, aber nicht spektakulären Zuwachs.

Wer für vier Generationen von Lesern eine Zeitschrift macht, ist in Gefahr, alle zu verfehlen. Die unterschiedlichen Ansprüche dieser Generationen, ihre jeweiligen verfestigten Denkgewohnheiten und Tabus wirken sich auch bei uns aus. Immerhin 15% überlegen gelegentlich, das *Argument* abzubestellen. Dafür sind überwiegend finanzielle Gründe maßgeblich. Ein Arbeitsloser ist gezwungen, den Nutzen einer linken Publikation sehr streng zu kalkulieren. Aber es ist nicht nur das. Denjenigen, die außerhalb der Hochschule einen Beruf gefunden haben, fehlt zwar das Geld nicht, aber häufig die Zeit. Man muß lesen, was unmittelbar für die Arbeitstätigkeit wichtig ist, und kann allenfalls aktuelle Analysen politischer Tagesereignisse noch im Leseplan unterbringen. Da erscheint dann allgemein-theoretische Arbeit rasch als exotische Beschäftigung: »Je länger ich von der Uni weg bin, desto unbegreiflicher wird mir der Wissenschaftsjargon und manche Fragestellung bzw. Bearbeitungsweise ... Viele Artikel sind äußerst mühsam und außerdem langweilig zu lesen.« Das müssen wir bedenken. Dabei brauchen wir Hilfe. Wir können nicht in unmittelbarem Sinne praxisrelevant für Hunderte von Praxen sein. Wir wollen und sollten auch nicht das Konzept aktueller politischer Dokumentation und Analyse, wie es etwa die »Blätter« haben, für uns übernehmen. Dennoch müssen wir unseren manchmal unreflektierten Uni-Zentrismus überdenken. Ohne tätige Mitarbeit derer, die außerhalb der Universitäten berufstätig sind, kann daraus freilich nichts Durchgreifendes werden! Immerhin können wir uns weiter bemühen, klarer, verständlicher zu formulieren. Daß sich andererseits der Marxismus seit den Hochschulabschlüssen der 68er Generation weiterentwickelt hat und damit teilweise auch seine Sprache und Begrifflichkeit veränderte, ist eine Hoffnung, kein Skandal. Den Jargon wollen wir bekämpfen, nicht die Begriffsarbeit verunmöglichen, nur, leider, sieht beides einander manchmal ähnlich.

Zu den erfreulichsten Ergebnissen der Umfrage gehört, daß sich *jüngere Studenten zu Wort gemeldet haben*, die das *Argument* erst seit kurzer Zeit kennen. Sie lesen die Zeitschrift — manchmal über sich selbst erstaunt — zunehmend häufig, können sie benutzen, reihen sich in eine Tradition ein, von deren Existenz sie nichts wußten. Aber auch sie wissen keine Rezepte als Antwort auf unsere Frage, *wie die jetzige, aus guten und schlechten Gründen der Theorie mißtrauisch gegenüberstehende Studentengeneration für den Argument-Zu-*

sammenhang gewonnen werden kann. Vor allem drei Hinweise kehren aber immer wieder: 1. Besser schreiben, einfacher, verständlicher. 2. Die Lebenssituation der Studenten selbst zum Thema machen, so daß sich Studenten wiederfinden können und sich die Nützlichkeit des Marxismus damit auch praktisch-sinnfällig erweist. 3. Einführungen für Studienanfänger machen, auch Lexika, Grundlagenartikel anbieten. Dabei lernen immer noch die meisten das *Argument* an der Universität kennen (70%). Wir versuchen solchen Bedürfnissen durch unsere Studienheftreihe (SH) mit Grundlagenartikeln für die Seminarpraxis zu begegnen. Zudem haben wir uns an die Herausgabe eines Lexikon des Marxismus gewagt. Der erste Band ist gerade erschienen. Aber welche wären die Probleme der studentischen Lebenssituation, die wir thematisieren müßten? Und in welcher Form? Die Zeitschrift hat — zum Verdruß einiger weniger Puristen — mittlerweile eine Formenvielfalt entwickelt, die es auch Studenten jüngerer Semester erlaubt, zu Wort zu kommen. Es muß freilich ergriffen werden. Die Hochschullehrer, die, wie die Zahlen zeigen, nach wie vor die Gruppe sind, die das *Argument* am besten verbreiten können, warum sollten sie nützliche *Argument*-Hefte nicht in Kommission nehmen und für die Studenten verfügbar halten? In manchen Orten scheitert mancher potentielle Interessent schon daran, daß nirgendwo das *Argument*-Sortiment vorrätig ist. Und wer bestellt schon nach einem (häufig auch nicht greifbaren) Katalog, wenn er den Verlag zunächst einmal mit dem distanzierenden Gestus des Blätterns kennenlernen möchte?

Die Antworten auf die *Frage nach dem sozialen Status* unserer Leser ist damit indirekt schon gegeben. Ein gutes Drittel ist berufstätig, und zwar in allen möglichen Berufen. Zwar dominiert der akademische Mittelbau, aber es schreiben Assistenten aus sehr vielen verschiedenen Fachrichtungen. Sonst kamen Zuschriften von Lehrern, Studienberatern, Journalisten, Jugendpsychologen, Sozialarbeitern, Redakteuren, Bibliothekaren, Gewerkschaftsfunktionären, kirchlichen Mitarbeitern ..., vor allem aber von Doktoranden aus den verschiedensten Disziplinen (ca. 10%)! Die Zahl der Arbeitslosen, vor allem der arbeitslosen Lehrer, steigt auch unter unseren Lesern. Die Mehrzahl der Leser sind Studenten, und die meisten von ihnen, eine alte Tradition fortsetzend, Sozialwissenschaftler und Germanisten. Wie schon bei der letzten Umfrage brachte die Frage nach den »*besonders wichtigen Themen*« eine unüberschaubare Vielfalt von Nennungen, insgesamt 600, die sich auf ungefähr 30 zentrale Themenkomplexe konzentrieren lassen. Im Prinzip gilt, daß die Themen, die in der Zeitschrift den wichtigsten Platz einnahmen, auch von den Lesern als wichtigste Themen angesehen wurden. Die häufigsten Nennungen: Ideologietheorie/Frauen/Kultur/Staat/Sozialismus-Diskussion; Stalinismus-Kritik; Eurokommunismus/Subjektivität/III. Welt. Ein eindeutiges Leservotum gegen bestimmte Themenkomplexe und für den entschiedenen Ausbau anderer kann daraus nicht entnommen werden, zumal die Rubrik »*Über welche Artikel haben Sie sich besonders geärgert?*« nur von einer Minderheit ausgefüllt wurde. Die Pluralität der Themen wird von den Lesern akzeptiert. Ärger macht höchstens das *Wie* und nicht das *Was*. An Anregungen für weitere Themen fehlte es nicht (*Frage 7: »zusätzliche Themen?«*). Auch hier gab es

mehrere hundert Nennungen. Meist korrespondierten sie mit fachspezifischen Interessen der Leser, d.h. man möchte das *Argument* gern als allgemeintheoretische und als Fachzeitschrift. Das Interesse an einer Fachzeitschrift muß aber notwendig weitgehend auf die Sonderband-Reihe (AS) verwiesen bleiben.

Von erstaunlicher Eindeutigkeit war hingegen das Leservotum auf die Frage nach der »Linie des *Argument*«. 95% derer, die antworteten, wollen die Zeitschrift als Diskussionsforum, weil »der Kampf um die richtige Linie innerhalb einer gesellschaftlich weitgehend isolierten Linken« ihnen allzu schädlich scheint, weil es ihnen wichtig ist, ein Forum zu haben, das »die Kräfte der Arbeit, Wissenschaft und Kultur« verbindet.

Welche Leser antworten so? Wir können nur aus ihren übrigen Lesegeohnheiten schließen. Neben dem *Argument* wurde von ihnen gelesen (in der Reihenfolge der Nennungen): vor allem die »Blätter« und »Konkret«, dann, mit Abstand, »Prokla«, »Marxistische Blätter«, »Kursbuch«, »DVZ«, »Leviathan«, »SPW«, »Sozialismus«, »Moderne Zeiten«, »Rote Blätter«, »Freibeuter«. Daneben gibt es Einzelnennungen von über fünfzig weiteren Organen. Man darf vermuten, daß auch die Leser aus dem gewerkschaftlich orientierten Spektrum das *Argument* nicht als Fraktionsorgan einer »Linie« wünschen.

Die eindeutigen Voten auf die *Frage, welche politischen Gruppierungen bei uns mehr oder weniger Platz bekommen sollte*, heben sich weitgehend auf: »Mehr DKP« — »weniger DKP«/»mehr Alternative« — »Alternative kritischer« usw. Ein Fraktionsorgan können wir auch von der politischen Zusammensetzung unserer Leser her nicht sein. Das schönste Zitat in diesem Zusammenhang: »Versucht die einzubeziehen, die Euch ausgrenzen wollen. Nicht beleidigt sein.« Wir werden es auf einen Karton malen und in der Redaktion aufhängen.

Der »Aufbau« der Zeitschrift wird beinahe hundertprozentig akzeptiert, hier gibt es kaum Änderungsvorschläge. Neue Rubriken wie die »Kongreßberichte« werden von 75% der Zuschriften als wichtiges Element linker Diskussionskultur begrüßt. Auch das bisherige seit Jahren geführte *Verhältnis zwischen Aufsatzteil und Besprechungsteil* soll nach dem Willen fast aller unserer Leser so bleiben. Die Breite des Rezensionsteils wird als *Argument*-Spezifikum geschätzt und benutzt, viele lesen antifachborniert, wollen insbesondere wissen, welche interessanten Entwicklungen sich in den Disziplinen vollziehen, die sie nicht studiert haben. Unsere Rezensionen-Rubriken werden alle genutzt. Auf die Frage, *wie besser rezensieren*, wußten nur wenige eine Antwort. Freilich sollten sich gerade hier noch mehr Leser einmischen, denn die Arbeit mit den Rezensionen ist unsere »Massenarbeit«. Hier können junge Autoren Erfahrungen mit dem Schreiben sammeln, hier ist das Feld, auf dem sich Leser in Mitarbeiter verwandeln. Die Umfrage hat aber — wieder einmal — ergeben, daß für die Leser die Servicefunktion der Besprechungen im Vordergrund steht. Sie wollen wissen, was im rezensierten Buch steht, nicht in erster Linie, wie schlaue der Rezensent ist. Ist also der Rezensent schlaue, stellt er eine verständliche Darstellung des kritisierten Buches in den Mittelpunkt. Wir sind gehalten, noch mehr als bisher darauf zu achten. Und, horcht auf, Ihr Rezensionen-

ten, die Ihr in hunderten von Begleitbriefen zu überlangen Besprechungen ebenso wortreich wie arbeitsschaffend darauf verwiesen habt, man könne ein solches Buch unmöglich adäquat auf zwei Seiten rezensieren, außerdem leide durch das unsinnige Seitenlimit von zwei maschinenschriftlichen Seiten die Wissenschaft dauerhaften Schaden ... — kein einziger Leser hat längere, dafür aber weniger Besprechungen gefordert! Wer uns demnächst Besprechungen von sechs Seiten Länge sendet, der schreibe bitte auch dazu, er sei dafür, daß wir zwei Dritteln unserer Autoren keinen Platz mehr einräumen, sie aus dem Kreis der aktiven Argument-Mitarbeiter verweisen sollten, damit das Verhältnis von Lesern und Autoren wieder die schicklichen Proportionen annehme ...

Gespalten, beinahe genau in der Mitte gespalten sind die Meinungen darüber, *ob in der Zeitschrift noch mehr über die Sonderbände und die Projekte informiert werden sollte*. Die eine Hälfte verspricht sich davon mehr Information, die andere fürchtet Eigenwerbung, Selbstbespiegelung und findet die bisherige Verzahnung ausreichend. Vielleicht ist das eine Frage der Form. Wir müssen Verdoppelungen meiden, zeitschriftenadäquat über die Sonderbände und die Arbeit der Projekte berichten.

Die Frage danach, *welche »Schriftsteller« zusätzlich im Argument zu Wort kommen sollten*, wurde häufig mit einem Fragezeichen beantwortet. Schriftsteller? Ja, Schriftsteller, auch die von der »schönen« Literatur. Es hat sich noch nicht herumgesprochen, daß die Texte von Peter Weiss, Christa Wolf, Ruth Rehmann, Dorothee Sölle, von Wolf Biermann, von Erich Fried, von Walter Benjamin, die die letzten Hefte einleiteten, keine Irrläufer sind. Natürlich wollen wir uns nicht in eine Literaturzeitschrift verwandeln. Aber die Vernetzung zwischen verschiedenen sozialen Bewegungen, politischen Strömungen, wissenschaftlichen Schulen, kulturellen Praxen, an der wir arbeiten, sollte auch die Literatur einschließen.

Wer jetzt der Auffassung ist, die Ergebnisse der Leserumfrage, wie sie sich uns präsentieren, seien absolut nicht repräsentativ für den Durchschnitt der Leserschaft, oder wer sich persönlich nicht repräsentiert fühlt, der greife zur Feder bzw. besser zur Schreibmaschine. Interventionen sind uns jederzeit willkommen. Bei uns sind die Leser nicht nur alle vier Jahre um ihre Meinung gefragt, sondern immer.

## Weitere Aussichten: Kriege weltweit

1977 kamen Folker Fröbel, Jürgen Heinrichs und Otto Kreye in ihrer Untersuchung der neuen internationalen Arbeitsteilung zu dem Schluß: »Unter diesen Umständen kann man sich kaum der Schlußfolgerung entziehen, daß nicht organisierte politische Aktion auf der Tagesordnung einer Welt steht, die vom Prozeß weltweiter Verwertung und Akkumulation des Kapitals bestimmt ist, sondern Hungerrevolten, soziales Aufbegehren und Krieg in vielen Teilen der Welt.«

Was damals überzogen schien, hat sich seitdem nur zu sehr als zutreffend erwiesen. Die Bedeutung militärischer Gewalt in den innerstaatlichen wie zwischenstaatlichen Beziehungen wächst. Daran wird sich absehbar in den nächsten Jahren nichts ändern. Besonders in der Dritten Welt werden Kriege noch alltäglicher werden, als sie es heute bereits sind. Die 148 Kriege seit 1945, die István Kende gezählt hat, haben in ihrer überwiegenden Mehrzahl in der Dritten Welt stattgefunden. Und bei mehr als 90 Prozent der Kriege mit Fremdbeteiligung waren entwickelte kapitalistische Länder beteiligt.

1977 war das Jahr, in dem die USA begannen, ihre Aufrüstungspolitik nach dem Vietnamkrieg auch innerhalb der NATO durchzusetzen. Eine jährliche reale Steigerung der Rüstungsausgaben um drei Prozent wurde beschlossen — allerdings später nie voll erreicht. Ein Jahr danach verabschiedete die NATO ihr Langfristiges Verteidigungsplanungsprogramm mit einer Perspektive über 1990 hinaus; bis dahin ein einmaliger Vorgang für die NATO. Hintergrund all dieser Schritte war nicht zuerst die Erwartung einer militärischen Auseinandersetzung in Europa, auch wenn dieses Kriegsszenario zur Rechtfertigung der Aufrüstung diente. Vielmehr lag ihnen die Erwartung von Hungerrevolten, sozialem Aufbegehren und Kriegen in vielen Teilen der Welt, besonders im Süden zugrunde. Der damalige NATO-Oberbefehlshaber und spätere amerikanische Außenminister Haig 1978 vor dem US-Kongreß: Es gehe darum, das europäische Haus militärisch in Ordnung zu bringen, um militärische Gewalt anderswo wirksam zur Geltung bringen zu können.

Die Aufrüstung der USA und der NATO seit Mitte der siebziger Jahre, das läßt sich offiziellen Dokumenten entnehmen, ist auf den Nord-Süd-Konflikt ausgerichtet. Die Betonung des Ost-West-Konflikts, die Entdeckung einer »neuen sowjetischen Bedrohung« (so der Titel eines einschlägigen US-Kongreßberichts) entspringt einer ideologischen Verschiebung. Sie sucht die Ursachen für den Nord-Süd-Konflikt in den teuflischen Machenschaften der UdSSR als nationalstaatlicher Verkörperung des Kommunismus = des Bösen in der Welt; sie wird gestützt durch politisch-militärische und wirtschaftliche Interessen, deren Durchsetzung an einen neuen Kalten Krieg gebunden sind. Diesem vorherrschenden weltpolitischen Handlungsmuster fügt sich die Sowjetunion in ihrem Verhalten fast spiegelbildlich ein, ohne aus ihm ausbrechen zu können (und zu wollen) — jedenfalls solange die traditionellen politisch-militärischen und wirtschaftlichen Wege beschränkt werden.

Kern des Konflikts und treibendes Moment der Aufrüstung der USA und der NATO ist die Frage, welche Rolle der Nationalstaat USA (und ihm in antagonistischer Kooperation beigeordnet die einzelnen westeuropäischen Nationalstaaten) in den achtziger Jahren und später auf dem Weltmarkt unter den Bedingungen der sich gegenwärtig durchsetzenden neuen internationalen Arbeitsteilung spielen wird und kann. Die Militär- und Rüstungspolitik der USA innerhalb der NATO ist dabei das einzige verbliebene Instrument, mit dem die USA ihre hegemonialen Ansprüche gegenüber Westeuropa sichern können. Die angesichts der nationalstaatlichen Interessen der USA durchaus widersprüchliche Stationierung neuer amerikanischer Atomwaffen in Westeuropa hat eine ihrer Ursachen in dem amerikanischen Interesse, die Entwicklung einer eigenständigen westeuropäischen Atomstreitmacht weiter zu blockieren — und damit eine gegenüber

den USA selbständigere Politik Westeuropas. Der neue Kalte Krieg blockiert die Möglichkeit, daß einzelne westeuropäische Staaten durch eine entspannungsorientierte Ostpolitik aus der weltweiten Strategie der USA ausbrechen, in der militärische Gewalt besonders gegenüber dem Süden eine zentrale Rolle spielen soll.

Hierbei wird Rüstungskontrollpolitik, so wie sie in den letzten 25 Jahren entwickelt und betrieben worden ist, nur dann eine Chance haben, wenn sie dieser Strategie dient. Ein denkbare Beispiel hierfür wäre ein Abkommen über die Begrenzung des Rüstungsexports in die Länder des Südens; also gleichsam eine Neuauflage des atomaren Nichtverbreitungsvertrages, der ähnlichen herrschaftlichen Motiven entsprang. Abrüstungspolitik mit dem Ziel einer allgemeinen Abrüstung hat unter den gegenwärtigen und absehbaren politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen keine Chance — wie ausgefeilt und wohlmeinend auch immer die Pläne und Vorschläge sind.

Gleichzeitig werden die sozialen Kosten des Rüstens steigen, wächst die Gefahr eines weltweiten Atomkriegs. Die notwendige Zuordnung von militärischer Gewalt und politischen Zielen (Krieg als Fortsetzung der Politik — und nicht ihr Ende) wird schwieriger: Die Rüstungspreise steigen langfristig in einer Weise, daß absehbar ist, daß eine weitere Generation lang dieses Rüsten nicht finanzierbar ist; die Zerstörungskraft der Waffen wird insgesamt größer, auch wenn die Wirkungen der einzelnen Waffen besser kontrolliert werden können, wie es z.B. auch bei Atomwaffen der Fall ist; die rüstungstechnologische Entwicklung schränkt die politischen, menschlichen Handlungsspielräume in militärischen Auseinandersetzungen durch den Einsatz von Computern und ähnlichen Technologien ein. Diese Entwicklungen machen irrationale Vorgänge — »irrational« verstanden in der Perspektive rationaler herrschaftlicher Nutzung militärischer Gewalt — wahrscheinlicher: Menschliche Fehlkalkulationen, etwa daß ein Atomkrieg begrenzt, kontrollierbar sein könnte, gehören ebenso hierher, wie die Möglichkeit, daß sich das Atomwaffenarsenal aufgrund seiner Abhängigkeit von technischen Kontrollen selbst zur Zündung bringt und einen Atomkrieg auslöst.

Das ist die Logik der aktuellen rüstungspolitischen Entwicklungen, die sich durch alle Widersprüche und gegen alle Widerstände durchzusetzen droht: Kriege weltweit.

J. Rodejohann

## Wessen Wende?

### Perspektiven einer rot-grünen Alternative

In der Rede von der Wende sind, zum Nutzen der jetzt Regierenden, zwei ganz verschiedene Bedeutungen zur Deckung gebracht. Zunächst die massenhaft verbreitete Überzeugung, *daß es so nicht mehr weitergehen kann*. Sie hat die Rechte an die Regierung gebracht, aber auch die Grün-Alternativen stabilisiert. Die von Lambsdorf und Kohl *propagierte Wende* ist etwas anderes: die Behauptung, daß es jetzt so und nicht anders weitergehen muß. Wer sich diese Unterscheidung klar macht, wird nicht mehr unbesehen alles ablehnen, was unter »Wende« rangiert. Ein Raum politischer Alternativen öffnet sich. So wird verständlich, daß von rechts und von links z.T. gleiche Themen ins Spiel gebracht werden: Frieden, Arbeitslosigkeit, Alternativen zum Keynesianismus, Naturerhaltung und Dezentralisierung von Macht. Das allein bedeutet nicht, wie manche befürchten, daß eine Seite die andere vereinnahmt hat. Vielmehr haben beide dieselben

Kampffelder betreten. Ein Zusammenhang von objektiven Problemen zeichnet sich ab, an dem keine der Parteien vorbeikommt.

Die Kräfteverhältnisse auf dem Weltmarkt haben sich grundlegend geändert. Da ist nicht mehr nur das trotz innerer Krisen gewachsene Gewicht des sozialistischen Blocks und der VR China; die Dritte Welt, teils politisch emanzipiert, teils imperialistisch entwickelt, tritt der Ersten als Schranke entgegen. Von den kapitalistischen Machtzentren kann, wie der permanente Handelskrieg im Dreieck USA, Europa und Japan zeigt, keines allein die Vorherrschaft halten. Die Branchengliederung der nationalen Kapitale muß unter dem wachsenden äußeren Druck umgebaut werden. Ehemals tragende Branchen gehen in die Knie, andere entfesseln einen atemberaubenden Wettlauf um die Ersetzung lebendiger Arbeit durch tote. Neue Wachstumsbranchen, vor allem in der Produktion von Automation und von »Information« schieben sich nach vorn.

Die Vorzeichen haben sich gegenüber der Nachkriegszeit umgekehrt: Das Kapital muß sich im Stand umstrukturieren, in einer Phase langfristiger Stagnation. Jeder Kapitalist versucht, aus dem Profit die zum Überleben notwendigen Umbauten zu finanzieren, Löhne und Abgaben soweit als möglich zu drücken. Arbeiter und Intellektuelle — »neue Mittelschichten« —, die in der Konjunktur noch mit zu Tische sitzen durften, werden jetzt an den Katzentisch gewiesen.

Die anstehenden Veränderungen werden in Brüchen von Lebensweisen und Kulturen gelebt, teils antizipiert. Die Kollektive der Arbeiterbewegung sind von einem Schub an Privatismus und Individualisierung der Problembewältigung bedroht. Wer noch Arbeit hat, hat sie *gegen* andere: Arbeitslose, Frauen, Ausländer, Jugendliche. Es fehlt allenthalben an einer Reformation der Kollektive von unten, damit sie die neuen Widersprüche bewältigen können. Unter Bedrohung klammert man sich ans Angestammte, an den Arbeitsplatz, an alte Gewohnheiten. Zugleich entwickelt sich überall eine neue Beweglichkeit, im Beruf, im Lernen, in der Verarbeitung neuer Verfahren und Technologien im Alltag. Raymond Williams hat das Dilemma aus der englischen Erfahrung heraus als »mobile Individualisierung« bezeichnet: die Menschen beginnen, das Hin- und Hergeworfenwerden als Entwicklungschance zu ergreifen, sind aber wegen der Zerrüttung alter Zusammenhänge dabei um so mehr auf sich selbst gestellt.

Die Widersprüche der Mobilität in privatistischer Form produzieren immer neue Konjunkturen kultureller Zeichen um Geschwindigkeit, Kraft, Geschicklichkeit. Wo das Auto als Zentrum einer Lebensweise schon angeschlagen ist, schießen neue, für die meisten unbezahlbare Träume von wahnsinnigen Rennern ins Kraut. Die Leibesübung wird zu einer Massenbeschäftigung: Jogging und Aerobic; Skateboard und Crossräder; Breakdance. Es ist fast, als sollte der Körper schon mal rundum — einschließlich der Kleidung, die mittlerweile fast alle Sportarten beerbt — auf neue, noch unbekanntere Erfordernisse eingestellt werden. All dies ist mehrdeutig. Die Kulturzeichen der Zeit sind unkämpft.

Wessen Wende also? Die CDU könnte zur Vorreiterin eines großangelegten Umbaus des westdeutschen Kapitalismus werden — allerdings nur gegen die Gewerkschaften und schätzungsweise fünf Millionen oppositionelle Linke. Das gelänge ihr nur, wenn die tragenden Kulturen der Arbeiterbewegung und der Alternativen nach innen entsolidarisiert und nach außen gegeneinander ausgespielt werden. Neorassismus und Rechtspopulismus wirken in dieser Richtung und sind noch keineswegs voll ausgespielt. Zudem kann, wie Stuart Hall am Beispiel des Thatcherismus gezeigt hat, die Rechte die »ökonomischen Tatsachen« einfach für sich wirken lassen. Die Linke muß Alternativen vorweisen.

Die SPD schickt, wie meist in der Opposition, ihre linken Bataillone nach vorn und erweckt den Eindruck eines unglaublichen Umdenkens. Immerhin — an einer ausgestreckten Hand kann man ziehen. Wer macht sich Illusionen darüber? Der Keynesianismus der Linken und die Austerität der Rechten sind kaum angekratzt. Zu beiden kann

aber die SPD nicht zurück, wenn sie wieder an die Regierung kommen sollte. Ist es denkbar, daß sich die Mehrheit von Traditionalisten zu einem ökologischen Godesberg verstehen würde — vielleicht in Verbindung mit der von Michael Jäger erwarteten »korporatistischen Trumpfkarte« eines neuen Mitbestimmungsprogramms? Die Linke würde in einen stärkeren Integrationssoj geraten, aber zugleich würde sich ihr Handlungsraum für die Entwicklung gesellschaftlicher Alternativen erweitern. Die Frage nach einer »neuen Mehrheit« von links wäre nicht abgeschnitten.

Bei allen Schwächen der Linken entwickelte sie in den letzten zehn Jahren neuartige Stärken, vor allem jenes unübersichtliche, unkontrollierbare und doch irgendwie zusammenhängende Netz alternativer Bewegungen und Kulturen. Diese können sich, wie im Falle der Friedensbewegung, kurzfristig zusammenschließen, ohne sich ineinander aufzulösen. Der Übergang zwischen Bewegungen und Parteien ist besonders problematisch und umkämpft. Die Bewegungen befürchten zu Recht ihre Parlamentarisierung, die Parteien ihre Abkoppelung von den Bewegungen. Hier gibt es noch keine Lösungen.

Die Alternativprojekte bleiben von der ökonomischen Krise nicht verschont, die neuen Lebensformen nicht von der Entsolidarisierung durch erzwungene Mobilität. Unter welchen Bedingungen werden sie standhalten? Netzwerke aller Art »unterhalb« der Parteebene bleiben wichtig, Volksuni, Frauensommeruni, Gesundheitsläden usw. Dabei wird es immer wichtiger, sich des Zusammenhangs der verschiedenen Bewegungen und ihrer Themen zu vergewissern und diesen Zusammenhang auch politisch herzustellen, ohne in alte zentralistische Konzepte zurückzufallen. »Allein machen sie dich ein«, gilt eben auch für die einzelnen Bewegungen. Das klingt in der bangeren Frage an, was aus der Friedensbewegung nach der Stationierung wird. Das wird deutlich an den besonders hohen Stimmenverlusten der hessischen Grünen in ihren Hochburgen der Mobilisierung gegen die Startbahn West. Die Bewegungen müssen »Entscheidungsschlachten« schlagen, wie jetzt die Friedensbewegung. Aber in solchen Entscheidungsschlachten kann man ebensoviel verlieren, wie man gewinnen kann. Der Gegner kann sich diese Logik zunutze machen, indem er eine angebotene Front seinerseits annimmt und verstärkt, die Linke alle ihre Kräfte an diesem Punkt zusammenziehen läßt und derweil andere strategische Abschnitte zu besetzen versucht. Zimmermann kann sich inzwischen zum obersten Waldschützer der Nation aufspielen. — Für die parlamentarische Abstützung und Vermittlung linker Politik wird es wichtiger, alle Themen gleichzeitig und in ihrem Zusammenhang präsent zu halten. Eine langfristige Wende wird kaum in Entscheidungsschlachten bewirkt — auch nicht in ihrer künstlichen Verlängerung —, sondern im Umarbeiten alter und im Herstellen neuer Zusammenhänge: zwischen Arbeitslosigkeit und Naturerhaltung, Raketen und Waldvernichtung, Sexismus und Staat usw. Die in Parteien organisierten Linken müssen daran mitwirken, den Entwurf einer rot-grünen Alternative durch alle Einzelkämpfe hindurch voranzubringen. W.E., Oktober 1983

Christian Geissler

## lebenswegen

todeswegen  
 heimlich  
 du mußt damit rechnen:  
 der mit der sichel im mund  
 ist abgeschnitten worden  
 der mit dem hammer  
 vernagelt  
 der mit der künstlichen sonne im auge  
 will lieber blind sein  
 der dich auslacht  
 tut sich leid  
 der deiner trauer spottet  
 hat keine lust mehr  
 der begeistrung für sich fordert  
 will beten  
 der dich auf linie drückt  
 schwankt  
 der dich fallen läßt  
 kriecht  
 der köder  
 geht angeln  
 der einmal davonkommen wollte  
 läßt keinen aus  
 der mit dem schlüssel für alles  
 ist der schließler  
 der das heft in der hand behalten will  
 meint das messer  
 der dich erfassen will  
 verzählt sich  
 :wir sind unberechenbar  
 unheimlich  
 lebenswegen

aus: C. Geissler, Im Vorfeld einer Schußverletzung. Rotbuch, Berlin/W. 1980

Karen Ruoff

## Rückblick auf die Wende zur »Neuen Subjektivität«\*

*Man trägt wieder eine private und äußerst dünne Haut.*  
H. Karasek 1972

Zehn Jahre ist jetzt eine »Neue Subjektivität« deutschen Lebens und Lesens im Gespräch. Das vielstimmige Reden über das, was auch Neue Innerlichkeit und in jüngerer Zeit »zeitkritischer Psychologismus« genannt worden ist, schuf in den Feuilletons die Illusion der Selbstverständlichkeit. Je näher man jedoch die Rezeption betrachtet, desto weniger faßbar wird der Gegenstand »Neue Subjektivität«. Die hochgradig polemische Diskussion unterhält nur eine spärliche, in bestimmter Hinsicht sogar diskontinuierliche Beziehung zu den literarischen Werken. Liest man die Rezeption gegen den Strich, zeigt sich, daß sie sich nicht weniger mit ihrer eigenen Artikulation beschäftigte als mit spezifischen Eigenschaften der vorgeblich rezensierten Literatur.

### I. »Neue Subjektivität« als diskursives Geschehen

Ein einzelnes Zeichen, sagt Umberto Eco, verweist auf viele untereinander verwobene Gehalte, »und was gemeinhin 'Botschaft' genannt wird, ist ein Text, der einen vielschichtigen *Diskurs* beinhaltet« (Eco 1976, 57). So das Zeichen »Neue Subjektivität«. Man kann den damit artikulierten Diskurs nicht verstehen, wenn man nur das Schwarze in der Zeitung liest. Sein »Sinn« ist kein Gegebenes, das sich nehmen läßt, sondern etwas, das »ausgemacht« werden muß. Wir verfahren daher de(kon)struktiv, indem wir den Neue-Subjektivitäts-Diskurs auseinandernehmen, nicht um zu definieren, nicht um zu entdecken, was »dahintersteckt«, ein »Wesen«. Was zu entdecken ist, bietet sich dar in den Beziehungen dieses Phänomens, das so unterschiedlich und oft widersprüchlich charakterisiert worden ist: als veränderte Stimmung von »Apo-Opas«, als neue literarische Form oder sogar als Genre, als die emphatische Zurückweisung *engagierter Literatur*. Es war auffallend unklar, worin die gemeinsamen Merkmale der als »neusubjektivistisch« klassifizierten Werke bestehen sollten.

Als eine Art frei flottierender Signifikant bot der Ausdruck einen begrifflichen »Freiraum«, in dem unterschiedliche intellektuelle und politische Tendenzen um Artikulation kämpften. »Neue Subjektivität« war ein überredendes Etikett, der Raum, den es bezeichnete, war nicht neutral. Das Etikett rief die Dinge mit hervor, auf die es sich berief. Es beschrieb sie weder bloß, noch fabrizierte es sie einfach. Es erwies reorientierende Wirksamkeit am Ausgang der Studentenbewegung. Die Feuilletons erzeugten nicht beliebig neue Realität, trugen aber zu ihrer Wahrnehmung bei durch neue Interpretations- und Orientierungsrahmen. Obwohl nun der Signifikant »Neue Subjektivität« den Schein

\* Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Fritz Haug.

einer falschen Selbstverständlichkeit mit sich führt, müssen wir ihn bei unserem Dekonstruktionsversuch benutzen. Um nicht in falsche Selbstverständlichkeit zurückzufallen, sollten wir im Auge behalten, daß wir es mit einem Chamäleon-Gegenstand zu tun haben: Es wurde fortwährend konstituiert und rekonstituiert in einem Prozeß antagonistischer Bedeutung, zugleich aber war er immer schon »da«, Bedeutung jenseits der Absichten der jeweiligen Akteure organisierend und definierend. Mitten in diesem Diskurs setzen wir an, um Strategien der Bedeutungskonstitution zu identifizieren. Irgendwann wird sich der Staub setzen, und »Neue Subjektivität« wird zu einem bestimmten Objekt geronnen sein, das sich in einem knappen Stichwortartikel eines künftigen Literaturlexikons formulieren läßt. Wir werden das Ergebnis indes nicht vorwegnehmen wollen, denn diese »endgültige« Bedeutung wird die antagonistischen Artikulationen vergessen haben, die selbst die entscheidende Bedeutung ausmachen.

Vergißt man die wesentliche Unlenkbarkeit diskursiver Bedeutungen, mag man zu sonderbaren Urteilen kommen. In den Augen mancher früher Initiatoren der Diskussion über Neue Subjektivität und verwandte Kategorien wie *Tendenzwende* verfügten die Nachgekommenen mit empörender Willkür über die Bedeutungen. Zum Beispiel hatte die Bayerische Akademie der Schönen Künste 1974 ein Symposium abgehalten mit dem provozierenden Titel »Tendenzwende?« Im Vorwort zur folgenden Veröffentlichung der Hauptbeiträge entrüstet sich der Verleger Ernst Klett darüber, wie der Ausdruck »Tendenzwende« eine Gefolgschaft sammeln und eine Opposition auf den Plan rufen konnte, deren Vertreter ihn nach ihren jeweils eigenen Zwecken gebrauchten, ohne die Teilnehmer des Symposiums nach der erlaubten Bedeutung zu fragen:

»Wie schnell sich heute die Wörter verbrauchen! Als sich im November 1974 eine stattliche Anzahl von Menschen, denen das gemeine Wohl nicht gleichgültig ist, in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zusammenfand, um über Gegenwart und Zukunft nachzudenken, war das für die Veranstaltung gewählte, wohlweislich mit einem Fragezeichen versehene Wort 'Tendenzwende' noch ganz frisch, unverbraucht und dementsprechend provozierend oder ermunternd. Es hat sich dann schnell selbständig gemacht von jener Veranstaltung, schlampigerweise wurde von fast allen Besprechern der Tagung das Fragezeichen weggelassen und, positiv oder negativ, durch ein imaginäres Ausrufezeichen ersetzt. In seiner Selbständigkeit ließ es bald den Anlaß vergessen, jene Tagung in München, und schließlich lief es als Worthure durchs Land, gefällig jedem, der irgend etwas anderes haben wollte und der meinte, dieses andere sei schon in Sicht.« (Klett 1975, 5)

Genau dies: Die durch den Ausdruck hervorgerufene Konfiguration unterschiedlichen Echos besagt mehr über die »Worthure« *Tendenzwende* als einzelne »autorisierte« Definitionen. Zu jener Promiskuität des Ausdrucks tragen unterschiedliche Bezüge bei. »Neue Subjektivität« galt als literarisches Gegenstück zur »Tendenzwende« in Gestalt der Preisgabe politischen Engagements in der Literatur und Auferstehung der 1968 für tot erklärten Literatur. Zugleich sollte der Ausdruck sehr unterschiedliche Arten und Ebenen von Phänomenen bezeichnen: von der inneren Form bis zur gesellschaftlichen Funktion von Literatur. Dies ermöglichte willkürliche Äquivalenzen. Zum Beispiel konnte behauptet werden, das Verfassen lyrischer Gedichte bedeute die Absage an das Verlangen, Literatur solle gesellschaftliche Übel kritisch artikulieren.

Man erinnert sich euphorischer Aufschreie von der Art »Es darf wieder erzählt werden« anlässlich des Erscheinens von Werken, die formal mindestens so eng auf eine Literatur des Dokuments und des Protokolls bezogen waren, die sie angeblich verdrängen sollten, wie auf traditionelle Fiktion.<sup>1</sup> Man ahnt, daß die auf literarische Formebene artikulierte Begeisterung der Wahrnehmung entsprang, daß Ansprüche emanzipatorischen Engagements aufgegeben worden waren. Schließlich trugen warenästhetische Strategien der Literaturindustrie dazu bei, »Neue Subjektivität« zur »Worthure« zu machen: Neue Subjektivität als das Neueste vom Neuen; dies beinhaltete die Veraltung der Dokumentarmode der vorigen Saison. Überlagert war dieses Abgrenzungsverlangen des Marketing von Fragen, die darin nicht aufgingen, z.B. der Frage nach dem Verhältnis zur alten *deutschen Innerlichkeit*, von der das Neue immer wieder abgegrenzt werden sollte. Im übrigen hatte die Etikettierung einen Effekt der Selbstvervielfältigung: Neue Werke drängten sich ebenso unter diese Klassifikation, wie sie willkürlich unterschiedlichen Werken übergestülpt wurde. All diese Effekte wirkten zusammen in der besonderen Selbstbezüglichkeit des diskursiven Objekts, die alle möglichen Unterschiede in der Atmosphäre einer überwältigenden Selbstverständlichkeit verdunkelte.

Die vorherrschende Position in den etablierten Feuilletons kündigte die Neue Subjektivität als die Negation der nach links politisierten Literatur der späten sechziger Jahre an: Sie artikulierte individuelle Empfindsamkeiten, die durch eine zunehmend theoriegeladene Studentenbewegung vernachlässigt worden waren; ein weitverbreitetes Bild war das vom Schriftsteller, der von »der Straße« an seinen Schreibtisch zurückkehrte. Andere jedoch — unter ihnen viele der »neusubjektivistischen« Autoren selbst, die zumeist an der Studentenbewegung teilgenommen hatten — versuchten die Neue Subjektivität als rechtmäßige Erbin des Engagements zu definieren: als politische Artikulationsweise, die den veränderten politisch-kulturellen Bedingungen angemessen war (Berufsverbote und weitverbreitete Enttäuschung unter Intellektuellen, als klar wurde, daß »die Revolution«, sei sie politisch oder kulturell, nicht auf der gesellschaftlichen Tagesordnung stand). Auch von diesem Standpunkt wurde das Bild von Straße und Privatsphäre verwandt, aber mit anderer Stoßrichtung: »Die Lyrik muß Mut machen, Kraft geben, wenn wir lädiert vom Handgemenge nach Hause kommen oder gar nicht erst aus dem Hause gehen können« (Theobaldy 1975, 71). Nicolas Borns Beschreibung der Poesie Theobaldys — sie drücke ein komplexes Bewußtsein aus, das »nicht prinzipiell politisch, sondern gerade darum aber politisch ist« (Born 1974) — formuliert präzise und paradox den Standpunkt derer, welche die neusubjektivistische Literatur als *politisch* verteidigten. Die einander anscheinend diagonal entgegengesetzten Positionen — d.h. Neue Subjektivität konzentrierte sich aufs Persönliche 1. *statt* aufs Politische, 2. *als* das Politische — waren, wie wir sehen werden, manchmal auf merkwürdig ähnliche Weise artikuliert.

Die Frage, ob »die« Neue Subjektivität »politisch« ist oder nicht, ist letztlich eine Scheinfrage, auf die ich keine Scheinantwort geben werde. Die Frage läßt sich so oder so (gar so *und* so) beantworten; aber die so erzeugten Teilantworten verschleiern die Dynamik des Diskurses, der schließlich das Wesen unseres

Gegenstandes ausmacht. Ich untersuche statt dessen, mit welchen Taktiken gearbeitet wurde, z.B. wie einander feindlich gesinnte Standpunkte sich im gleichen Wortanzug bewegten und auf der Tanzfläche sich um Nähe und Abstand bemühten. Ich greife zwei zentrale Paradigmen heraus: 1) das selektive Erinnern/Vergessen der Tod-der-Literatur-Diskussion (Datum auf dem Grabstein: 1968) in den Feuilletons der Mitte der 70er Jahre als Grundierung für Neue Subjektivität; und 2) Artikulationen des »Persönlichen« mit dem »Politischen«.

## II. Das Leben-nach-dem-Tode der Literatur

... die bürgerliche Welt stirbt und lebt; sie lebt, indem sie stirbt.  
J. Fest 1982

Die Ausrufung des »Todes der Literatur« von 1968-69 wurde in den Feuilletons der Mitte der 70er Jahre ungezählte Male ins kollektive Bewußtsein zurückgerufen. Diese Rückblende diente als Bühnenprospekt, vor dem die einstigen Sargträger der Literatur auf neusubjektivistischer Bahn aus der Stadt getrieben wurden. Vor allen andern wurde Hans Magnus Enzensberger dafür verantwortlich gemacht, die Beerdigung der Literatur versucht zu haben:

»Enzensberger, der 1968 die Literatur für tot erklärt hatte ...« (Piontek 1976)

»Enzensbergers Prophezeiung ... Tod der Literatur ...« (Reitze 1975)

»... die voreilige Ausrufung des Todes der Literatur durch H.M. Enzensberger ...« (Wallraf 1974)

Ein flüchtiger Blick auf die Nummern 15 und 16 der Zeitschrift *Kursbuch*, die von Enzensberger herausgegeben wurde (November 1968 und März 1969), überwältigt den Leser in der Tat mit einer Sammlung eifriger Stellungnahmen. Yaak Karsunke beklagte in einer bitteren Kritik des Literaturkritikers, daß dieser »seit Jahren an des Kaisers neuen Kleidern [webt]: dabei brauchte er bestenfalls noch ein Leichenhemd« (Karsunke 1968, 168). Karl Markus Michel offerierte »Einen Kranz für die Literatur« in Antwort auf die Losung des Pariser Mai: »Die Kunst ist tot — konsumieren Sie nicht ihre Leiche« (Michel 1968, 169). Walter Boehlich, der bis zu seinem Rücktritt 1967 literarischer Hauptlektor bei Suhrkamp gewesen war, trug auf einem einen Meter langen Poster (auf braunem Packpapier, matte Seite nach oben) das »Autodafé« der bürgerlichen Literatur und Literaturkritik bei. Peter Schneider — der später, nach Veröffentlichung des *Lenz*, als einer der ersten neusubjektivistischen Renegaten gefeiert werden sollte — beschrieb in enthusiastischen Einzelheiten den Tod der Kunst und Literatur in einer eifernden Ausmalung der Kulturrevolution (ja, der *Deutschen* Kulturrevolution, für diejenigen von Ihnen, die sie versäumt haben mögen) (Schneider 1969b); ein Teil davon wurde als Poster (auf braunem Packpapier, glänzende Seite nach oben) in derselben Nummer nachgedruckt (Schneider 1969a) und, Tage später, in Auszügen im *Spiegel* (Schneider 1969c). Am wichtigsten für das selektive/kollektive Gedächtnis waren H.M. Enzensbergers Anmerkungen über die vermeintliche Agonie der Literatur.

Das aufgelesene Bild vom Tod der Literatur erscheint demnach zutreffend; Metaphern des Todes, verwesende Leichname und Bestattung waren im *Kursbuch* damals so häufig, wie sie es ein halbes Jahrzehnt später in den Feuilletons waren, die sie widerriefen. Aber in diesem feuilletonistischen Füttern der Aufgeregtheit neigten die Kritiker dazu, den ursprünglichen Antrieb des zentralen Aufsatzes »zu vergessen«, der von dem notorischen Untergangspropheten Enzensberger selbst geschrieben war. Enzensberger beginnt seine »Gemeinplätze, die neueste Literatur betreffend« mit einer ätzend ironischen Beschreibung des Leichenbegängnisses: »Die ganze Veranstaltung schmückt sich mit dem Namen der Kulturrevolution, aber sie sieht einem Jahrmarkt verzweifelt ähnlich« (1968, 187; die folgenden Seitenangaben ebenda). Er erinnert den Leser daran, daß die Metapher »Tod der Literatur« wenigstens hundert Jahre alt ist und daß die Leiche eine bemerkenswerte Fähigkeit zum Wiederauftauchen hat, »immer aufgekratzt und immer wilder geschminkt« (188). »Die Massen«, bemerkt er, »möchten vom Ableben dieser Literatur ... ebensowenig Notiz nehmen wie von ihrem Leben« (ebd.). Er zitiert Bretons *Zweites surrealistisches Manifest*, das Skepsis ausdrückt hinsichtlich der Möglichkeit, Literatur oder Kunst, deren Hersteller »im Bürgertum verwurzelt« sind, könnten »für die Bedürfnisse des Proletariats eine Sprache finden« (vgl. 192). Die Bedeutung der Literatur im Klassenkampf erklärt Enzensberger, sei seit dem 19. Jahrhundert »fortwährend zurückgegangen« (193). Mit Benjamin stellt er fest, »daß der bürgerliche Produktions- und Publikationsapparat« *zunehmend* zum Aufsaugen und Vereinnahmen kritischer Kulturprodukte fähig sei (194). Zusammenfassend:

»... wenn also Harmlosigkeit den Sozialcharakter dieser Arbeit ausmacht, dann kann auch eine Kulturrevolution weder mit ihr noch gegen sie gemacht werden.« (195f.)

Zum Schluß drängt Enzensberger die »militanten Gruppen«, ihre Angriffe nicht gegen die Poeten, sondern gegen die mächtigen kulturellen Verbreitungsapparate zu richten, und macht ein paar »bescheidene, ja geradezu dürftige Vorschläge« für Schriftsteller: Sie sollen ihre Bedeutung »angemessen« einschätzen und »begrenzte aber nutzbringende Beschäftigungen« suchen. Beispielhaft nennt er u.a. Ulrike Meinhofs Kolumnen, Wallraffs Fabrikreportagen und Georg Alshimers (so das Pseudonym für Erich Wulff) Bericht aus Vietnam. Schließlich sollen sie neue Arbeits- und Kommunikationsformen entwickeln (statt »am Buch, an der individuellen Urheberschaft, an den Distributionsgesetzen des Marktes, an der Scheidung von theoretischer und praktischer Arbeit« festzuhalten, 196).

Dieser Text enthält — wie Boehlichs *Kursbogen* — recht ernüchternde Vorschläge. Mit Ausnahme einer gewissen optimistischen Solidarität, die in den abschließenden »dürftigen Vorschlägen« zum Ausdruck kommt, überwiegt in den »Gemeinplätzen« der dringende Verdacht, die bürgerliche Literatur möge sich am Ende noch zäher als die Katzen erweisen, weil sie nicht nur neun, sondern unabsehbar viele Leben besitze.

Angesichts der Bedenken und des ausgeprägten Pessimismus von Enzensbergers »Gemeinplätzen« ist es merkwürdig, daß seine Stellung in die eines Leichenredners der Literatur umgebogen werden sollte. Das selektive »Verges-

sen« der in vielen Beiträgen zur Tod-der-Literatur-Diskussion ausgedrückten Skepsis ist das Auffälligste in ihrer späteren Reartikulation zur Vorgeschichte der Wiederauferstehung der Literatur in der Neuen Subjektivität. Betrachten wir zum Beispiel einen Kommentar von Rolf Michaelis:

»Die (ungefragt) ausposaunte 'Kursbuch'-Verlautbarung: 'die Literatur ist tot' markiert den Höhepunkt einer (Fehl-)Entwicklung. Die literarischen Eulen sägten den Ast ab, von dem sie ihre Weisheitssprüche verkündet hatten ... Die Todes- erwies sich als Geburtsanzeige.« (Michaelis 1976)

Enzensbergers Verwendung derselben Metapher beinhaltet eine ganz andere Vorhersage als die von Michaelis »erinnerte«:

»... das Geräusch der Säge täuscht darüber hinweg, wie dick der Ast noch ist, auf dem sie sitzt, die Literatur.« (Enzensberger 1968, 188)

Lassen wir die Frage beiseite, ob der Ast zu dick war oder ob er am Ende abgesehen wurde und ob »die Literatur« oder »Kursbuch-Eulen« darauf gesessen hatten. Jedenfalls wird Michaelis' oberflächliche Einschätzung den 1968/69 artikulierten Argumenten und Themen nicht gerecht. Wer die Kursbuch-Diskussion von damals kennt, wird freilich nicht vergessen haben, daß einige Stellungnahmen — am deutlichsten die von Peter Schneider — mit derart utopischer Mißachtung der materiellen Bedingungen literarischer Produktion paradierten, daß sie der Karikatur entgegenkommen; aber die extremsten Äußerungen dürfen nicht zu Stellvertretern für die Diskussion als solche gemacht werden. Michaelis' frohlockende Feststellung: »Die Todes- erwies sich als Geburtsanzeige« (ebd.), könnte nicht als Widerlegung, sondern eher als Rechtfertigung von Enzensbergers nüchterner Einschätzung der Produktionsverhältnisse in der literarischen Branche gelesen werden.

Es ist aufschlußreich, die Mutmaßungen der Feuilletons daraufhin durchzusehen, welche weiteren Komplizen (außer Enzensberger & Co) an dem Mordversuch an Literatur und Kritik beteiligt gewesen sein sollen. Man trifft auf einen ganzen Schwarm von Verdächtigen: die aufsässigen Studenten, »die Literatur selbst« und merkwürdigerweise genau die literarischen Verbreitungsapparate, die Enzensberger zum eigentlichen Feind gestempelt hatte. Horst Krüger gibt 1970 (in Bemerkungen, die in die Vorhersage münden: »... in einigen Jahren ... wird eine neue Phase der Innerlichkeit beginnen ...«) folgende Einschätzung vom »Tod« der Literatur:

»Wir erleben in der Bundesrepublik gegenwärtig so etwas wie eine Totalpolitisierung und damit so etwas wie eine fröhliche Selbststrangulation der Literatur ... Die Empörten sitzen in Rundfunkesseln, hochdotiert und pensionsberechtigt, sie sitzen in renommierten Verlagshäusern, in Villen in München und Berlin, sie sitzen in Schweden und in der Schweiz und rufen nur immer: das geht doch nicht mehr, das kann man doch nicht mehr: Fiktion, das ist doch alles vorbei. Die Kunst ist doch tot, der Roman am Ende ...« (Krüger 1970)

Marcel Reich-Ranicki (der mit einer ähnlichen Vorhersage schließt: »... zu mir ist — ich will das den Lesern nicht vorenthalten — ein Gerücht gedrungen: Die Zeit der Kunst und Literatur, heißt es, sei wieder im Kommen. In der Tat gibt es dafür allerlei Anzeichen ...«) identifiziert den gleichen Übeltäter:

»... die Leiter, Verwalter und Multiplikatoren des Kulturlebens.

Ich meine die beflissenen Dramaturgen und Verlagslektoren, die so oft Literatur mit Ideologie verwechseln, die Rundfunk- und Fernsehredakteure, die auf ihrer krampfhaften Suche nach dem Aktuellen meist nur beim Modischen landen, die hilflosen und verwirrten Feuilletonchefs, die sich einreden lassen, die Kunst sei endgültig passé, die Kritiker, die jedes Buch und jedes Stück hochloben, wenn nur die Worte 'Arbeiter' und 'Klassenkampf' häufig genug vorkommen.

Ich meine ferner die für Kultur zuständigen Abteilungsleiter und Referenten in den Ministerien und Stadtverwaltungen. Und ich meine auch und nicht zuletzt die von ihren Studenten eingeschüchterten Professoren der Germanistik, die statt Hölderlin und Novalis nur noch die (leider meist so mäßigen) Poeten von 1848 interpretieren ...« (Reich-Ranicki 1973)

Obleich das von Krüger und Reich-Ranicki beschriebene Phänomen keineswegs so allgemein war, wie sie es darstellen, liegt ihm ein Paradox zugrunde, das untersucht zu werden verdient. Die antagonistische Symbiose von Protestbewegungen und etablierten Organen, die sie (sei es in Form von »Neuigkeiten« oder von Literaturwaren) wie warme Semmeln am Markt losschlugen und ihnen dadurch zu einem breiten Publikum verhalfen, ist zu komplex, um hier erörtert zu werden. Einiges deutet darauf hin, daß die Protestkultur in Teilen der Medien einen unersetzlichen Freund fanden — und daß es ein Freund von der Sorte war, der Feinde ersetzt (vgl. Gittlin 1980). Die »vergessene« Skepsis von Enzensbergers Analyse wurzelt in seiner zutreffenden Einschätzung der kulturindustriellen Fähigkeit, selbst eine Literatur »aufzusaugen«, die sich ihr entgegensetzt.

Die Reduktion der »Tod-der-Literatur«-Diskussion auf die kategorische Prognose, die Literatur werde bald ihren Geist aufgeben, erlaubte es, ihre ernsthafteren kritischen Gehalte zu diskreditieren. Die Widerlegung war nun einfach: die Verkündung des Auftauchens einer neuen Art von Literatur Anfang der 70er Jahre macht die (versimpelte) Prognose vom Tode der Literatur null und nichtig. Die selektive Beschwörung der Diskussion von 1968 diente polemischen Zwecken. Sie diente der Bildung eines Papiertigers, der billige Trophäen hergab. Die verzerrte Wahrnehmung des »Alten« präjudizierte die des »Neuen«. In einer Zeit umstrittenen Übergangs würde das im Übergang Befindliche beeinflusst werden durch die einflußreichste Neudefinierung dessen, von dem es sich wegbewegte. Die Leser wurden darin bestärkt, Neue Subjektivität in einem binären Rahmen zu sehen und in ihrem Auftauchen einen Bruch mit literarischem *Engagement* und dessen endgültige Niederlage wahrzunehmen. Soweit er wirksam war, speiste dieser Rahmen das Phänomen, das er bloß zu beschreiben vorgab.

### III. Polit-Ich?

*'N Ich hat irgendwie jeder, und das ist auch gar nicht so ungewaltig.*  
P. Rühmkorf 1979

Wir wenden uns nun dem zweiten Paradigma zu, das in der Rezeption der Neuen Subjektivität zentral ist: der Beziehung zwischen Subjektivem und Sozialem. Dieses Paradigma taucht nicht nur immer wieder als diskursives Ordnungselement auf, sondern fungierte zugleich als der allgemeinste (Be-)Nenner der zentralen Diskursachse und als kleinster gemeinsamer Nenner unterschied-

licher Ebenen von Tendenzwende-Diskursen. In den Feuilletons der Mitte der 70er Jahre wurden einige Ausdrücke mehr oder weniger austauschbar verwendet, um die Pole des »Sozialen« und des »Subjektiven« zu bezeichnen. Dieter E. Zimmer z.B. beginnt einen Artikel (in dem er sich auf Fragen bezieht, die einer Reihe von Prominenten aus unterschiedlichen kulturellen Bereichen vorgelegt worden waren) mit der Frage: »Hat sich die Kunst aus der Politik ins Private zurückgezogen?« Er schreibt:

»In den verhaltenen Polemiken der mittleren siebziger Jahre steht 'das Öffentliche' gegen 'das Private', 'das Gesellschaftliche' gegen 'das Subjektive', 'das Politische' gegen 'das Innerliche', als kämpften sie gegeneinander um die Seele der Künstler.« (Zimmer 1976)

Die von ihm erwähnten Gegensatzpaare praktizieren in den Feuilletons dieser Periode häufigen Partnertausch. Zimmer selbst gebraucht unterschiedliche Gegensatzbedeutungen in seiner Titelfrage (»Politik« versus »das Private«) und in seinen Ausführungen; dies deutet darauf hin, daß er »das Öffentliche« und »das Politische« auf der einen Seite und »das Private« und »das Innerliche« auf der andern Seite als mehr oder weniger synonym ansieht. Und während gelegentlich versucht wurde, zwischen anscheinenden Synonymen zu unterscheiden — z.B. zwischen dem »Privaten« und dem »Persönlichen« —, gab es keinen Konsens über ihre unterschiedlichen Bedeutungen. Da war ein Schwarm von Signifikanten, die mehr oder weniger austauschbar verwendet wurden, um etwas auszudrücken, was man ungefähr als mikro- und makroskopische Pole innerhalb des allgemeinen gegensätzlichen Paradigmas beschreiben kann. Angesichts der hier gebotenen Kürze beschränke ich mich auf einen Aspekt des Subjekt/Gesellschaft-Paradigmas: jenes seltsame »Jedermannsland«, in dem Repräsentanten sehr disparater Standpunkte unheimlich ähnliche Argumente verwandten.

Diese Konvergenz-im-Streit hatte teilweise zu tun mit Überdeterminierungen in einem diskursiven Feld, in dem der Nachhall des Engagement-Diskurses und die Stimmen der Marktschreier der Neuen Subjektivität sich in einer Dissonanz von Reartikulationskämpfen mischten. Die gespannte Gleichzeitigkeit dieser Elemente läßt sich beobachten in dem auf die Leserschaft berechneten Klappentext zu Alfred Anderschs *Öffentlichem Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend* (1977), wo der Autor unter seinem Foto folgendermaßen zitiert wird:

»Die letzte und uneinnehmbare Rückzugsbasis im Kampf gegen den anti-menschlichen Zustand unserer Welt besteht im scheinbar Privaten, im rücksichtslos Subjektiven, im eigensinnig Sensiblen ...« (Andersch 1977)

Auf den Diskurs der Mitte der 70er Jahre weist hier nicht nur die Beanspruchung des Subjektiven als einer (letzten) Bastion des Widerstandes hin, sondern mehr noch die Tatsache, daß eine entschieden politische (in der Tradition der 60er Jahre) Sammlung von Aufsätzen und Reportagen mit einem Versprechen beworben wurde, das auf subjektivistische Interessen der möglichen Käufer berechnet war.

Die Wechselwirkung zwischen subjektivistischen und »politischen« Elementen in bestimmten Argumentationen war besonders schillernd. Unter dem Titel »Weigerung als Engagement« beschreibt Hans Jürgen Heise im Feuilleton des

*Rheinischen Merkurs* seine Auffassung von der Aufgabe des Lyrikers heute. Man sieht ihn beim Schattenboxen mit dem Gespenst von 1968, wenn er schreibt:

»Das gesellschaftlich Relevanteste, was wir vorzuweisen haben, sind nicht unsere ideologischen (Lippen-)Bekanntnisse, sondern unsere seelischen Narben. Sie allein zeigen, was man uns — jedem einzelnen, und jedem auf seine Weise — angetan hat. So gesehen kann in einer Zeit, in der dem Lyriker das sogenannte engagierte Gedicht abverlangt wird, das Beharren auf seiner personalen Position sehr wohl ein politischer Akt sein — und zwar im Sinne der Weigerung.« (Heise 1975)

Heise argumentiert also nicht, Literatur müsse sich aus der Politik zurückziehen; er redefiniert statt dessen »das Politische« auf eine Weise, daß es ununterscheidbar wird vom Rückzug aus der Politik. Eine »Weigerung«, »politisch« (hier: links engagiert) zu sein, wird als politisch definiert. Sollte ein Lyriker sich weigern, das ihm (von jenem immer wieder angedeuteten Linkskartell) »abverlangte« Gedicht zu liefern, dann wäre dies eine politische Entscheidung. Heises Strategie scheint nicht nur auf diejenigen zu zielen, die bereits seine Opposition gegen linkes Engagement in der Literatur teilen; es ist zu vermuten, daß er durch seine Verteidigung des Rückzugs *als politisch* (statt ein unpolitisches Wesen von Literatur als solcher zu proklamieren) seinen Appell auf diejenigen ausdehnt, die von der Qualität engagierter literarischer Produkte enttäuscht sein mögen oder deren Zutrauen in die Realisierbarkeit linker Projekte im Schwinden begriffen ist, die indes weiterhin ernsthaft unzufrieden sind mit den politisch-sozialen Zuständen.

Heises weitere Bemerkungen geben Einblick in die Gesellschaftsvorstellung, die seiner Argumentation zugrunde liegt. Er setzt eine Art existentiellen Konflikt zwischen »Innerem« und »Äußerem«, wenn er die eigentliche Aufgabe des Dichters beschreibt:

»Seine Arbeit sollte darin bestehen, das psychische Innen ins gesellschaftliche Außen zu wenden und so die Sozietät zu konfrontieren mit dem Interieur des Gesellschaftswesens Mensch.« (Ebd.)

Dieses Modell erfordert eine sonderbare Verdopplung des menschlichen Individuums. Im weiter oben zitierten Satz wird der Konflikt definiert in Begriffen eines Gegensatzes zwischen einem transpersonalen »man« und »jedem einzelnen«. Etwas — was, bleibt hier unklar — ist jedem von uns von irgendeinem »man« angetan worden — von wem genau, bleibt ebenso unklar. Das »Man« scheint in diesem Kontext »unsere Epoche der perfektionierten Außenleitung« zu personifizieren; Gesellschaft wird aufgefaßt als eine ominös selbstgenügsame, vermutlich selbsterhaltende Konstellation, an der offenbar niemand von uns teilhat, für die niemand von uns verantwortlich ist und durch die wir alle bedroht sind; gesellschaftliche Unterschiede lösen sich auf in das von uns allen geteilte mikro-menschliche Unbehagen. »Jeder einzelne« ist möglicher Akteur der »Weigerung«, einer Modifikation von etwas, das als eine Art von sozial-psychologischem Subsidiaritätsprinzip erscheint. Die Konstellation von Spannungen wird indes etwas weniger formlos, wenn man eine dem entsprechende Gegensatzlinie von Heise nachzieht (dessen Inspirationsquelle Lévi-Strauss ist): zwischen dem »Vitalen« (auch »das Ursprüngliche«, das »wilde Denken«) und dem

»zu einer Gefährdung des Vitalen gewordenen begrifflichen Denken ...« (Heise 1975).

Indem begriffliches Denken mit den Mächten der Außenlenkung verknüpft wird, werden genau diejenigen, die sich in rationaler Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse engagieren, mitverantwortlich gemacht für das (feinsinnig undefinierte) soziale Übel. Das Individuum hat nach Heise die Wahl, sich entweder der »second-hand-world« anzupassen oder sich ins eigne Innere zurückzuziehen und seinen eignen Wertekanon zu schaffen, eine »private Mythologie«, die seinen subjektiven Bedürfnissen näher kommt als die aufgezwungene Verhaltensmuster. Das Wesen der Bedrohung (rationalisierte äußere Kontrolle) bestimmt die Art des Widerstandes (ein inneres Sich-am-eigenen-Zopf-aus-dem-Sumpf-Ziehen). Diese Argumentation unterstellt weitverbreitetes Mißvergnügen; und sie paßt den selbststilisierten Außenseiter hübsch in eine Form, welche die Sozialstrukturen nicht in Frage stellt (weil sie für unveränderbar gehalten werden).

Die Empfehlung, die persönliche Sphäre als den eigentlichen Ort von Widerstand anzusehen, wurde auch von der liberalen Presse geteilt. Rolf Michaelis schrieb in der *Zeit*:

»Die Konzentration auf das eigene Ich kann in einer immer stärker von Apparaten und Bürokraten gesteuerten Welt mehr revolutionäre Energie bündeln als wohlfeile Aufrufe.« (Michaelis 1976)

In der *Frankfurter Allgemeinen* schrieb Thomas Zenke, daß »eine ganze Reihe von Autoren nach dem (vorläufigen) Scheitern politischer Hoffnungen nicht mehr fixiert ist auf das, was über uns hinausweist, sondern entschieden auf persönliche Erfahrung setzt — nicht zuletzt als Widerstand gegen öffentliche Imperative und außengesteuerte Zukunftsparolen« (Zenke 1978). Wie bei Heise erscheint hier der unpersönliche »Anderer« sowohl Herrschaftsstrukturen (»öffentliche Imperative«) als auch politisch/theoretische Positionen, die jene in Frage stellen (»Zukunftsparolen«), zu umfassen. Die Literaturbesprechungen von Heise, Michaelis und Zenke haben eine Art von Silberblick gemeinsam; die Formulierungen schielen — das eine Auge blickt ganz revolutionär (»Weigerung«, »revolutionäre Energie«, »Widerstand«), das andere ist auf Nabelschau eingestellt.

Die Unterschiede zwischen diesen Formulierungen und den Aussagen vieler linker Schriftsteller der 68er Generation, die in den mittleren siebziger Jahren das literarische Engagement einer ernüchterten Kritik unterzogen, sind mindestens auf der Ausdrucksebene überraschend gering. Das heißt nicht, daß diese Autoren mit den Feuilletonisten gemeinsame Sache machten; aber die Ähnlichkeiten der artikulierten Oppositionsmuster bei unterschiedlichem politischem Anspruch deutet darauf hin, wie sehr die Elemente einer durchaus angebrachten kulturpolitischen Selbstbesinnung von Vereinnahmung bedroht waren. Nehmen wir als Vergleichsobjekt den Vortrag von Hans Christoph Buch vor dem Grazer Literatur-Symposium 1974, abgedruckt in der *Süddeutschen Zeitung* unter dem Titel »'Werfen wir den theoretischen Ballast über Bord'«: »Hören wir endlich auf, uns für die Unterdrückung unserer eigenen Bedürfnisse an unserer Umwelt zu rächen; hören wir auf, die idiotische Trennung von persönlicher und politischer Erfahrung mitzumachen ... ich finde, daß wir nicht länger auf Befreier hören sollen, die im Privatleben Unterdrücker sind und die uns dazu auffordern, die Befriedigung unserer Bedürfnisse bis nach der Revolution zu verschieben.« (Buch 1974)<sup>2</sup>

Oder nehmen wir den Satz Peter Rühmkorfs aus der *Frankfurter Allgemeinen*:

»Wichtig scheint mir, daß in Zeiten, wo das Wort 'Veränderung' schon manchmal wie 'Verdrängung' klingt (weil es ein Schweigen über die tatsächlichen Leiden des Subjekts einschließt), noch unverstellt Auskunft über die Verfassung des Ich gegeben wird ...« (Rühmkorf 1975)

Diese Sätze ließen sich nahtlos in die Argumentation von Heise einfügen. Daraus sollte man nicht den Schluß ziehen, man meide lieber die Selbst-Kritik, da sie dem »Feind« nützen kann; aber man sollte sich mindestens darüber im Klaren sein, in was für Netze man sich womöglich verstrickt. Die Beispiele zeigen die ungeheure Fähigkeit institutionalisierter Öffentlichkeit, Umdeutungen zu vollziehen, vor der Enzensberger in den »Gemeinplätzen« gewarnt hat.

Die Deutung einer von ihren Vertretern als *politisch* konzipierten Subjektivität bedurfte u.a. einer Analyse der sehr verschiedenartigen literarischen Texte, die zu dieser »Richtung« gehören sollen. Da dieses Unternehmen den gestellten Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, beschränken wir uns hier auf einige bedeutungsstiftende Aspekte des öffentlichen Diskurses. Wie wir bereits gesehen haben, wurde dieser vom vorausgehenden Tod-der-Literatur-Diskurs (wenn auch negativ und im Modus des sich erinnernden Vergessens) entscheidend geprägt. Auch der Anspruch auf eine *politische* Subjektivität ist im oppositionellen Diskurs der spätern sechziger Jahre eingebettet; ihre Wortführer (ungleich den im ähnlichen Jargon sich artikulierenden Feuilletonisten) können sich auf eine tradierte Diskussion berufen, in der das Politische und das Persönliche als sich bedingende Momente eines übergreifenden Kulturprojektes verstanden wurden.

#### IV. Runderneuerte Subjektivität?

*Plath: Auch in der vergangenen Nacht  
habe ich wieder nicht vom Klassenkampf geträumt.*  
Gabriele Wohmann 1978

Unsere nächste Frage gilt möglichen Kontinuitäten zwischen den Bestrebungen der Protestbewegung und einer »neuen« Subjektivität, die so oft als ihr diametrales Gegenteil verkündet (oder verschrien) wurde. Um dieses Thema anzuschneiden, müssen wir zunächst zwischen miteinander streitenden Tendenzen innerhalb der Protestbewegung selbst unterscheiden. Rolf Hosfeld und Helmut Peitsch, die Analysen der Studentenbewegung zu Rate zogen, um mit ihrer literarischen Behandlung anfangs der 70er Jahre zurechtzukommen, beschreiben die Bewegung als eine widersprüchliche Mischung antimonopolistischer Politik und existenzialistischer Rebellion, wobei eine Verschiebung im Kräfteverhältnis zwischen diesen beiden Elementen in drei Phasen bezeichnend ist (Hosfeld/Peitsch 1978). Die Orientierung auf individuelle Erfahrung und Sensibilität, wie sie charakteristisch ist für die neusubjektivistische Literatur, stehe in einer Tradition der *Innerlichkeit*, die in der ersten, »antiautoritären« Phase der Bewegung bereits stark wirksam war. Obgleich antiautoritäre Positionen bis zu einem gewissen Grad in der zweiten, »organisierten« Phase in den Hintergrund gedrängt wurden, war die Bewegung (besonders in dieser Phase)

überdeterminiert. Sogar als sich neue politische Artikulationsformen entwickelten (Organisierung in »Zellen«, in einer Unzahl gegensätzlicher Studentenparteien und -gruppen, in *Kapital*-Lesegruppen und, zu einem gewissen Grad, als Aufbruch »in die Fabriken«) und als die theoretischen Positionen ausgeprägter und divergierender wurden, fuhren viele in der Bewegung fort, ihr Leben in den von der antiautoritären Phase inspirierten Formen zu führen (sie lebten in Wohngemeinschaften, taten ihre Kinder in Kinderläden, versuchten »ungebundene« Sexualbeziehungen aufrechtzuerhalten usw.).

Viele Dokumente der Studentenbewegung zeigen, daß diese Überdeterminierung nicht nur in einer »Kluft« zwischen Theorie und individuellem Lebensstil angesiedelt war. Bestimmte theoretische Artikulationen formulieren selbst eine begriffliche Spannung zwischen dem Vorrang der Systemkritik und individuell/gemeinschaftlich gelebten Praxisformen. Die Kommune als alternatives Gesellschaftsmodell war ursprünglich gedacht als ein Mittel der Vereinigung zweier Ebenen sozialen Protests. Ein Abschnitt aus Dieter Kunzelmanns »Notizen zur Gründung revolutionärer Kommunen in den Metropolen« (1966) zeigt diese doppelte Ausrichtung:

»Da Zukunft für uns die Machbarkeit der Geschichte bedeutet, diese also nur vorgestellt werden kann als ein gemeinsam erlebter Prozeß von handelnden Subjekten in der subversiv-anarchistischen Aktion, sind aktuell die zwei entscheidenden Implikationen von revolutionärer Kommune zu diskutieren: das objektive Moment der gemeinsam zu leistenden Praxis und das subjektive Moment der Vermittlung der Individuen innerhalb der Kommune. Beides ist eng miteinander vermittelt, denn ohne die Einlösung des einen bleibt das andere uneingelöst und vice versa. Die Kommune ist nur dann fähig, systemsprengende Praxis nach außen zu initiieren, wenn innerhalb der Kommune effektiv die Individuen sich verändert haben, und diese können sich nur verändern, wenn sie jene machen ...« (Kunzelmann, 366)

Innerhalb kurzer Zeit entwickelte sich diese Doppelbestrebung zu einem dauernden Riss in der deutschen Studentenbewegung. In West-Berlin wurde 1967 die »Kommune I« aus dem SDS ausgeschlossen. In einer Rede, die den Ausschluß dieser Gruppe betrieb, beschrieb Wolfgang Lefèvre die beiden hervorstechenden oppositionellen Tendenzen. Lefèvre unterstrich zunächst, »daß die Subjektivität heute in qualitativ neuer Weise zum entscheidenden Faktor des revolutionären politischen Prozesses geworden ist« (Lefèvre, 104). Er beschuldigte die Mitglieder der »Kommune I«, in einer Reihe von Flugblättern eine »grenzenlose Überschätzung der 'revolutionären Reife' des studentischen Bewußtseins« (ebd., 107) an den Tag gelegt zu haben. Höchst zugespitzt kritisierte er ihre Auffassung von Subjektivität:

»Bemerkungen wie 'was geht mich denn Vietnam an — ich habe Orgasmus-Schwierigkeiten' zeigen, daß an die Stelle von Subjektivität Insistenz auf eine Unmittelbarkeit getreten ist, auf die sich auch ein am Vietnam-Krieg verdienender Rüstungsfabrikant berufen kann.« (Lefèvre, 107)

Lefèvre faßte die Rolle des SDS als die eines potentiellen Vermittlers in einer buntscheckigen Bewegung mit Spaltungstendenz in bezug auf die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis. Diesen zentralen Widerspruch sah er im SDS widergespiegelt in zwei rivalisierenden Fraktionen:

»Auf der einen Seite die praxis-fremde Theorie der Rechten verbunden mit einem phantasielosen Voluntarismus; auf der anderen Seite der theorielose Aktivismus der pseudo-Linken, deren Voluntarismus jedoch tatsächlich phantastisch ist.« (Ebd., 105)

Bernd Rabehl analysierte die Spannungen innerhalb des SDS in ähnlichen Begriffen. Er sah zwei Reaktionsweisen der Mitglieder auf die Unfähigkeit dieser Studentengruppe, die Funktion einer sozialistischen Bewegung auszufüllen: »resignativer Rückzug in die Sphäre reiner Wissenschaftlichkeit« und »moralische(r) und ethische(r) Appell, ... mit dem man in die 'existentielle Verweigerung' flüchtete« (Rabehl, 170). Er beschreibt den Standpunkt der Kommunarden in Begriffen, die der später in der Diskussion um Neue Subjektivität ausgedrückten Kritik der Politisierung nahestanden:

»Verhaßt wurde den Kommunarden die bloße Akkumulation von Wissen, die bloß stoffliche Anhäufung kritischer Theorien ... Die kompromißlose Ablehnung des 'Alten' wandte sich sehr bald gegen die Theorie überhaupt und gegen theoretische Autoritäten, weil man sich einbildete, daß diese die Entfremdung der einzelnen verstärken würden.« (Ebd.)

Ein Abschnitt aus dem zweiten Flugblatt, das von der »Kommune I« an der Freien Universität verteilt worden war, trägt die antitheoretischen Tendenzen, gegen die Lefèvre und Rabehl sich wandten, stolz zur Schau:

Paukt gefälligst, damit ihr hier nicht  
rausgeschmissen werdet! ...  
Wenn ihr schon zum sit-in geht,  
bewahrt gefälligst Haltung!  
Hört zu, was man euch erzählt!  
Macht keinen Blödsinn!  
Macht keine Diskussionsbeiträge!  
Macht keine Wandzeitungen!  
Aber wenn ihr schon Wandzeitungen macht,  
denkt an das akademische Niveau! (10 Fremdwörter/qm)  
Macht keine Sprechchöre! ...  
Hört, was die Funktionäre sagen!  
Vögelt nicht im Audimax!  
Denkt immer daran, daß das Fernsehen kommen  
und eure Großmutter euch beobachten könnte!  
...NUR DIE RATIONALE DISKUSSION  
VERHINDERT ALLGEMEINE KOPULATION ...  
(zit. n. Lönnendonker/Fichter, 427)

Die antiautoritären Aspekte des studentischen Protests haben eine Schlüssel-funktion dafür, daß so viele linke Schriftsteller es in den frühen Siebzigern unproblematisch fanden, die literarische Behandlung subjektiver Erfahrung *als politisch* zu verteidigen, auch wenn diese Literatur von politikmüden Rezensenten so begeistert aufgenommen wurde. In diese Position scheinen Befürchtungen angesichts der theoretischen »Wende« in der zweiten Phase der Bewegung eingeflossen zu sein.

In einer Nachbemerkung zu der Anthologie *Und ich bewege mich doch ... Gedichte vor und nach 1968*, artikuliert Jürgen Theobaldy Kontinuität mit Bruch, indem er argumentiert, daß eine wirksame »Politisierung« einen Abschied von der vermeintlichen politischen Lyrik und eine Hinwendung zu einer Poesie der alltäglichen Erfahrung erfordere:

»Die Politisierung aller Lebensbereiche, das bedeutet die Hinwendung auf Alltägliches bei jenen Lyrikern, deren Erfahrungen in der politischen Lyrik nicht mehr oder nur bis zum Begriff abgemagert vorkamen.« (Theobaldy 1977b, 222)

Theobaldy wendet sich dagegen, »viele« dieser Gedichte als »kleinmütige Antwort auf das vorläufige Scheitern politischer Hoffnungen anfangs der 70er Jahre« zu lesen (wobei das Wort »viele« darauf deutet, daß einige so gelesen werden *sollten*); er erläutert, daß einige der Gedichte in der Zeit des politischen Aktivismus geschrieben waren, als man dachte, politisches Handeln und das Verfassen von Lyrik schlossen einander aus. Diese Bemerkung soll diejenigen zurückweisen, die das angebliche Wiederauftauchen von Lyrik als Beweis für den Rückzug aus der Politik interpretieren. Der Titel der Sammlung drückt diesen Kampf gut aus, indem er auf der Doppeldeutigkeit von *Bewegung* als physikalischer und politischer Bewegung spielt; die Anspielung auf Galileos geflüsterte Bekundung, daß die Erde *sich doch bewegt* — nachdem er unter dem Folterdruck der Inquisition öffentlich widerrufen hatte — stimmt auf das trotzig *Ich* ein, das weiterhin auf dem politischen Engagement des Lyrikers bestehen wird.

Theobaldys Anmerkungen bezeugen eine Kontinuität zwischen den »kommunardischen« oder »kulturrevolutionären« Elementen der Studentenbewegung und einer »neusubjektivistischen« Auffassung vom Politischen. Freilich erscheint diese Sammlung fast zehn Jahre nach der antiautoritären Phase (1977), und die Bekundungen haben nicht mehr dieselbe Bedeutung wie damals oder wie noch Anfang der 70er Jahre. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung trafen sie auf ein hochaufgeladenes diskursives Feld, das von Tendenzwende-Gerede schwirrte. Die Schriftsteller, die den literarischen Ausdruck persönlicher Erfahrung als wirkliche Ebene des Politischen verteidigten, waren in starke Strömungen gesprungen, in denen sie versuchen konnten, zur Seite hin zu manövrieren oder durch Wassertreten nicht unterzugehen; den Lauf des Stroms konnten sie dadurch nicht verändern. Mit völligem Recht versuchten sie, den Diskurs zu beeinflussen, der sich um ihre Schriften entwickelte; aber angebotene Bedeutungen waren nicht notwendig auch wahrgenommene Bedeutungen. Obwohl die Verwandtschaft der antiautoritären und neusubjektivistischen Vorstellungen vom Verhältnis Subjektivität/Politik eine gewisse Kontinuität nahelegt, drohte die veränderte Färbung in einem geistigen Klima, in dem die etablierten Mächte rasch verlorenes Gebiet zurückforderten (sei es in Institutionen, sei es in den Spalten aufsässiger Feuilletons), auch den wiederbeschworenen Standpunkt umzufärben. (Die atmosphärische Beleuchtung verleiht keine ganz andere Farbe, modifiziert indes die ursprüngliche; im blauen Licht wird ein rotes Pferd nicht blau, nur violett.)

Die Frage der Kontinuitäten und Brüche führt noch auf weitere Komplikationen. Betrachten wir einen Abschnitt aus Peter Schneiders »Kursbogen« von 1969, wo er gegen eine beschreibende Literatur argumentiert:

»natürlich könnte einer anfangen, die geschichte seiner gescheiterten ehe aufzuzeichnen, wenn er immer noch der meinung ist, daß es sich da um einen fall von noch so geringer unterscheidbarkeit handelt. oder es kann einer seine biografie schreiben, wenn er immer noch geneigt ist, dem individuum in der literatur einen größeren platz einzuräumen, als ihm in der gesellschaft eingeräumt wird. überhaupt können wir noch zehn jahre fortfahren, jeder einzeln an seinem arbeitsplatz, in seiner familie, in seiner ehe aus immer denselben gründen zugrunde zu gehen, können uns darüber wundern, daß die arbeit immer drückender wird, weil sie immer überflüssiger wird, daß, je mehr sich unsere wünsche objektiv erfüllen lassen, wir uns ihre erfüllung desto mehr

wünschen müssen ... nein, was wir da um uns herum sehen und erleben, ist überhaupt nicht mehr zu beschreiben, nur noch zu ändern.« (Schneider 1969a)

Diese voluntaristische Variation eines Themas von Marx unterschätzt gewaltig die Zähigkeit des Bestehenden. Es spricht für Schneider, daß er unter den ersten bei der Wiederentdeckung der geschmähten Tugenden der »Beschreibung« war. Genau die Topoi, die er als unbrauchbar für literarischen Ausdruck aufgezählt hatte, wurden zum gebräuchlichsten Stoff neusubjektivistischer Literatur: die Auflösung von Zweierbeziehungen, Autobiographisches. Auf den ersten Blick mußte man darin einen Bruch mit Schneiders Position sehen; denn schließlich hatte er die Legitimität ihrer literarischen Behandlung bestritten. Aber in einer Hinsicht kündigt Schneiders Stellungnahme — wenn auch in verdrehter Form — einen wichtigen Zug neusubjektivistischen Schreibens an: Das Material zeitgenössischen individuellen Lebens galt ihm nicht als literarischer Stoff, weil es keine Spur von »Unterscheidbarkeit« beinhaltet, und er kritisiert die Vorstellung vom »unverwechselbaren Schicksal« der einzelnen. Obgleich ein individualistischer Außenseitermythos konstitutiv war für einige der neusubjektiven Werke — z.B. Nicolas Borns *Erdabgewandte Seite der Geschichte* —, offenbart die *Akzente*-Diskussion über die neusubjektive Lyrik eine Übereinstimmung-in-der-Uneinigkeit, was das nichtindividualistische Wesen des vorherrschenden lyrischen »Ich« betrifft. Jörg Drews, dessen Artikel die Diskussion einleitete, beschuldigte die neusubjektiven Lyriker, sie ließen eine wahrhaft individualistische Stimme vermissen. »Ich fürchte, die Individualität ist gar nicht sehr individuell ...« (Drews 1977, 91) Auch hätten sie sich nicht vom Jargon der »halblinken Kleingruppen« (ebd., 93) entfernt. — Theobaldy klagte Drews in seiner Antwort an, von einem bürgerlichen Subjektbegriff auszugehen, den die jüngeren Lyriker ablehnen; er könne folglich nicht verstehen, daß »'die Wendung zum eigenen Subjekt' einen Schritt nach vorn« ausdrücke, »durch den die gesellschaftlichen Widersprüche sowohl als politische wie auch als persönliche erlebt werden« (Theobaldy 1977a, 190). »Es geht nämlich heute um ein Subjekt als eine *soziale* Größe« (ebd., 189). Was Drews als »insiderhaft« mißverstehe, sei in Wahrheit ein Ausdruck von »Parteilichkeit« (ebd., 290). Drews Kritik der Nichtindividualität des neusubjektiven »Ich« wird also gekontert durch Theobaldys Bestehen auf seinem nicht-individualistischen Charakter.

Genau das, was in Schneiders Meinung das Subjekt unbrauchbar für die Literatur gemacht hatte, wurde nun zur Grundlage der *politischen* Verteidigung einer subjektzentrierten Literatur. Dies deutet nachdrücklich darauf hin, daß das »Neue« nicht einfach eine Neuauflage einer altbewährten Subjektivität war, die von der 68er Generation in Frage gestellt worden war.

Eine erneute Aufmerksamkeit für das Persönliche fand sich nicht nur bei den Autoren, die von den Feuilletons gerühmt wurden, zu den 1968 »begrabenen« Genres — Lyrik und Roman — »zurückgekehrt« zu sein. Günter Wallraff bemerkte 1975:

»Auch ich bin an einem solchen Punkte angelangt, wo ich versuche, mich wieder mit hineinzu-bringen in das, was ich mache, zu sehen, was mit mir selbst passiert — ich habe das sehr lange vernachlässigt, habe mich selbst wie eine Kamera in diese Bereiche hineingehalten, habe alles auf

mich einwirken lassen und mich selbst ganz zurückgenommen ... Es ist aber auch sehr wichtig, dies alles von seiner subjektiven Wirkung her zu beschreiben.« (Wallraff, zit. n. Schütte 1975)

Wallraffs Reportage über die *Bild-Zeitung* (Wallraff 1977) zeigt zur Genüge, daß die literarische Behandlung des »Persönlichen« nicht notwendig Preisgabe des Politischen bedeutet. Indem er die psychischen Wirkungen des Springer-Journalismus auf sich selbst einschließt, gelingt es ihm, einen Raum der Kritik zu artikulieren, worin zur Sprache gebracht wird, daß das Systemspezifische und das Persönliche als ein und dieselbe Wirklichkeit gelebt werden. Gesellschaftliche Widersprüche drücken sich aus in gespaltenem Verhalten und wilden Kompensationen im persönlichen Bereich, als Wallraff die Auflösung seiner Identität in die von Hans Esser beobachtet.

Die Art, wie Wallraff seine Haltungsänderung formuliert, führt uns auf ein Element, in dem bereits die dritte Protestperiode der Studentenbewegung mit ihrer Verpersönlichung des Politischen hineinwirkt. Wallraff spricht von einem Bedürfnis, »sich wieder mit hineinzubringen«. Erika Runge wird in ihrem »Abschied von der Dokumentarliteratur« (1976) notieren:

»Mir reicht die dokumentarische Literatur nicht mehr aus ... Ich möchte ... meine Erfahrungen, meine Bedürfnisse, meine Gefühle einbringen, möchte meine Wünsche aussprechen (vielleicht sind es die anderer, vielleicht sprechen sie dann ihre aus) ...« (Runge 1976, 114)

Wallraffs Gebrauch von »sich hineinbringen« und Runges »Bedürfnisse, Gefühle einbringen« sind beeinflusst durch das Verb der »neuen« Studentenbewegung, *sich einbringen*. In herkömmlichem Sprachgebrauch wird Kapital in ein Geschäft »eingebracht«, damit es seinerseits etwas »einbringt«; in der »Sponti«-Sprache meint die reflexive Form, sich selbst in ein Projekt, eine Diskussion usw. einzuschließen — Zugang zu jemandes Subjektivität zu geben und auf ihrer Relevanz für Erkenntnis und Begriffsbildung zu bestehen. In einem Artikel über die Beziehung des Privaten und des Politischen in der »neuen« Studentenbewegung bringt Wolfgang Rahm Beispiele für Artikulationen in antitheoretischer Sprache wie das folgende: »Wir müssen jetzt mal irgendwie echt konkret werden.« (Rahm 1977) Während Rahm deutlich sich unterscheidende Tendenzen innerhalb der »undogmatischen«, »unorganisierten« Gruppen beobachtete, fand er sie in diesem einen Element vereinigt: im Bestehen auf der »affektiven Nähe von Politik und Person« (ebd.).

Ähnlichkeiten zwischen der Position von Spontis und der antiautoritären Phase mögen zum Teil die Sympathie erklären, die viele ältere »neue Linke« den neueren Bewegungen entgegenbringen; und es mag sein, daß die Nähen strukturell vor-geordnet sind durch den bürgerlichen Charakter intellektueller Rebellion. Aber trotz der »Kontinuitäten« sollte man sehr zurückhalten mit der Annahme, die »Spontis« (und die neueren Bewegungen) seien die »dritte« (wenngleich buntscheckig abgewandelte) Phase einer zusammenhängenden Bewegung. Alte Kämpfer mögen Trost, vielleicht sogar Rechtfertigung finden im Fortbestand des Protests; aber darüber sollten sie nicht vergessen, daß der Protest der neuen Studenten sich auch gegen sie richtete. Die »Spontis« jedenfalls drückten ihre grundlegenden Differenzen zu einer älteren Bewegung aus, die versagt hatte, sie zu bewegen. Sie kamen zu einem Zeitpunkt an die Unversitäten, als ein Konsens-im-Dissens die statischen Züge eines Establishments

angenommen zu haben schien; marxistische Terminologie war in vielen Mündern eine Standardredeweise geworden, die der Auffassung gesellschaftlicher Wirklichkeit im Wege zu stehen schien, statt sie zu fördern. Die folgende Äußerung von einem Spontitreffen an der Freien Universität Berlin zeigt diese Stimmung sehr genau: »Wer 'dialektisch' sagt, verläßt den Boden der Solidarität.« (Zit. n. Rahm) Wenn antitheoretische Tendenzen dieser Art viele dazu führten, das Kind mit dem Bade auszuschütten, stellte jene Äußerung doch auch einen berechtigten Eingriff in ein diskursives Feld dar, in dem viele von Dialektik sprachen, aber kaum jemand dialektisch dachte.

Nachdem wir Brüche und Kontinuitäten betrachtet haben, legen wir den letzten Akzent auf Brüche. Da die Bedeutung anscheinend ähnlicher Elemente sich mit dem diskursiven Feld ändert, läßt sich die Beziehung der neusubjektivistischen Literatur zu den literarischen Manifesten der späten 60er Jahre (ebenso wie die Beziehung zwischen Generationen des Protests) produktiver untersuchen, indem wir auf konstitutive Unterschiede achten. Ein Vergleich zweier Stellungnahmen — von Rudi Dutschke 1968 und von Jürgen Theobaldy 1975 — zeigt, wie sehr verschieden Ähnliches sein kann: »Weil uns diese Aktionen innerlich verändern, sind sie politisch ...« (Dutschke, zit. n. Hosfeld/Peitsch, 102) Und: »Was sind gesellschaftliche Änderungen wert, die den Alltag der Beteiligten ... nicht verändern?« (Theobaldy 1975b, 22) Beide beurteilen das Politische in seiner Wirkung auf die einzelnen. Die Bedeutungen sind dennoch grundverschieden. Die erste Aussage sieht eine aufblühende politische Bewegung in ihrer Rückwirkung auf die Subjekte bestätigt; die zweite stellt den Wert der nun welkenden Bewegung anhand der ausbleibenden Rückwirkung in Frage.

Aber was bedeutet das? Werden wir daraus folgern, daß der »Rückzug aus der Politik«, dieses diskursive Ereignis der Feuilletons, bewiesen oder gar gerechtfertigt sei? Mit diesem Schluß würden wir freilich genau hinter die Erkenntnisse zurückfallen, auf die er sich stützen möchte. Gerade wenn wir der spezifischen *Macht des Diskurses* Rechnung tragen wollen, dürften wir sie nicht »manipulationstheoretisch« lesen. Wir haben nach der Diskursivität des Signifikanten »neue Subjektivität« gefragt. Es ist wahr: Eine überwältigende Macht zeigte sich zunächst. Kaum wurde ein »neues Subjekt« ins Gespräch gebracht, war es auch schon da. Man nahm Stellung; aber selbst die Ablehnung des Bedeuteten (Signifikats) trug zumindest zur Verfestigung des Bedeutenden (des Signifikanten) bei; denn man mußte es nennen, da war also zumindest schon ein Genanntes. Gleichwohl ist das diskursive Geschehen weder stabil noch einseitig und eindeutig. Es ist eine sich ständig ändernde, mehr noch, ständig auszufechtende Größe. Auch das Nachdenken über den Diskurs, wenn man so will: der theoretische Diskurs über ihn, ändert ihn bereits. Die in ihn eingehenden vielfältigen und antagonistischen diskursiven Strategien entspringen nicht jenseits der gesellschaftlichen Interessen. Aber selbst die Interessen der Mächtigen, mit all der technologisch, kapitalmäßig und staatlich potenzierten Interpretationsmacht, die ihnen zu Gebote steht und ihnen erlaubt, ihren Aussagen eine niederdrückende Zukunftschance zu geben, vermögen das diskursive Geschehen nicht beliebig zu manipulieren. Da sind mannigfache

Widersprüche und Widerstände, Stimmen, die vielleicht mit der Unbefangenheit des Kindes aus dem Märchen weder am Leichenhemd noch an den neuen Kleidern des Kaisers weben werden, sondern eine Blöße erkennen und sie beim Namen nennen.

### Anmerkungen

- 1 Der massive Ansturm von »Wieder«-Formulierungen in der Rezeption der Neuen Subjektivität (»Nun singen sie wieder!«, »Man darf wieder von Lyrik sprechen«, usw.) erzeugt den Eindruck, man tauche soeben aus einer finsternen Zeit auf. Zu Antworten auf solche Polemiken vgl. Adolf Muschg 1976 (26), wie auch Theobaldy (1977b, 222) und Anz (1979).
- 2 Zwei Jahre später, ebenfalls beim Grazer Literatursymposium, stand H.Ch. Buch der subjektivistischen Wende etwas kritischer gegenüber: »... ich habe den Verdacht, daß unsere sensiblen Schriftsteller ihre Sensibilität einzig und ausschließlich auf die eigene Person anwenden und gleichzeitig immer unempfindlicher werden für die Probleme anderer. Die Sensibilität wird so zur Negation der Solidarität, obwohl sie doch eigentlich deren Voraussetzung sein sollte.« (Buch 1978)

### Literaturverzeichnis

- Andersch, A., 1977: Öffentlicher Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend. (Klappentext) Zürich
- Anz, Th., 1979: Neue Subjektivität oder alte Innerlichkeit? Zur Literatur der siebziger Jahre: Themen, Tendenzen, Texte. Sendung des Bayerischen Rundfunks, 2.Sept.
- Boehlich, W., 1968: Autodafé, in: Kursbuch 15, Nov. (Einlage)
- Born, N., 1974: Ohne Meister Agitproper, in: Frankfurter Rundschau, 20. Juli, Beilage IV
- Buch, H.Ch., 1978: Life is Cheap in Latin America. Gedanken über Sensibilität und Solidarität, in: Das Hervortreten des Ichs aus den Wörtern. München/Wien, 31-32
- Buch, H.Ch., 1974: »Werfen wir den theoretischen Ballast über Bord«, in: Süddeutsche Zeitung, 9/10. Nov., 80
- Drews, J., 1977: Selbsterfahrung und Neue Subjektivität in der Lyrik, in: Akzente, Vol. 24, 92-93
- Eco, U., 1976: A Theory of Semiotics. Bloomington, London
- Enzensberger, H.M., 1968: Gemeinplätze, die neueste Literatur betreffend, in: Kursbuch 15, Nov. 187-197
- Fest, J., 1982: Hannos Irrtum oder Bürgerlichkeit als Lebensform, in: FAZ (Beilage), 5.Juni
- Gitlin, T., 1980: The Whole World is Watching. Mass Media in the Making and Unmaking of the New Left. Berkeley, Los Angeles, London
- Heise, H.-J., 1975: Weigerung als Engagement. Auf dem kalten Stern der Knappheit — zur Aufgabe des Lyrikers heute, in: Rheinischer Merkur, 12. Sept., 17
- Hosfeld, R., und H. Peitsch, 1978: »Weil diese Aktionen uns innerlich verändern, sind sie politisch« — Bemerkungen zu vier Romanen der Studentenbewegung, in: Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur 8, 92-126
- Karasek, H., 1972: Ins Schwanken geraten, in: Die Zeit, 1. Dezember, 24
- Karsunke, Y., 1968: Anakronistische Polemik, in: Kursbuch 15, 165-168
- Klett, E., 1974: Vorwort, in: Tendenzwende? Zur geistigen Situation in der Bundesrepublik, Hrsg. C. Graf Podewils. Stuttgart
- Krüger, H., 1970: Ohne Macht und Mandat. Die Erbfeindschaft zwischen Literatur und Politik, in: Die Zeit, 3. Juli, 38
- Kunzelmann, D., 1975: Notizen zur Gründung revolutionärer Kommunen in den Metropolen, in: Freie Universität Berlin 1948-1973. Hochschule im Umbruch. Teil IV 1964-1967: Die Krise, Hrsg. S. Lönnendonker und T. Fichter. Berlin/W., 366
- Lefèvre, W., 1977: Referat zur Begründung des Antrags auf Ausschluß der Kommune I aus dem Berliner SDS, in: Studentenbewegung 67-69, hrsg. von F. Wolff und E. Windaus. Frankfurt/M., 104-108

- Lönnendonker, S., und T. Fichter, 1975 (s. Kunzelmann, oben)
- Michaelis, R., 1976: Gegenströmung zur Restauration, in: *Die Zeit*, 31. Dez., 33-34
- Michel, K.M., 1968: Ein Kranz für die Literatur. Fünf Variationen über eine These, in: *Kursbuch* 15, 169-186
- Muschg, A., 1976: Bericht von einer falschen Front oder Der Schein trägt nicht, in: *Literaturmagazin* 5
- Piontek, H., 1975: Die Befreiung des Schönen. Der Wendepunkt der modernen Literatur: Man darf wieder von Lyrik sprechen, in: *Rheinischer Merkur*, 24. Sept., 25-26
- Rabehl, B., 1968: Von der antiautoritären Bewegung zur sozialistischen Opposition, in: *Bergmann/Dutschke/Lefèvre/Rabehl: Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition*. Reinbek, 151-178
- Rahm, W., 1977: Basisbewegung zwischen Politik und Privatisierung. Probleme der neuen Studentenbewegung, dargestellt am Beispiel West-Berlins, in: *Frankfurter Rundschau*, 16. Juli, III
- Reich-Ranicki, M., 1970: Ohne Macht und Mandat. Die Erbfeindschaft zwischen Literatur und Politik, in: *Die Zeit*, 3. Juli, 17
- Reitze, P., 1975: Die Wiederentdeckung des Lesers. Rückkehr zum klassischen Buch und zum Individuum auf der Frankfurter Buchmesse, in: *Rheinischer Merkur*, 24. Sept., 25-26
- Rühmkorf, P., 1979: Phoenix voran!, in: *Haltbar bis Ende 1999*. Reinbek b. Hamburg, 61
- Rühmkorf, P., 1975: Kein Apollogram für Lyrik, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Beilage), 3. Mai
- Runge, E., 1976: Überlegungen beim Abschied von der Dokumentarliteratur, in: *Kontexte* Nr.1, hrsg. von U. Timm und G. Fuchs. München, 114
- Schneider, P., 1969a: Rede an die deutschen Leser und ihre Schriftsteller, *Kursbuch* 16 (Einlage)
- Schneider, P., 1969b: Die Phantasie im Spätkapitalismus und die Kulturrevolution, *Kursbuch* Nr. 16, 1-36
- Schneider, P., 1969c: Vorbild Mao Tse Tung, in: *Der Spiegel*, 7. April, 177
- Schütte, W., 1975: »'Ich weiß, daß es nicht die schlechtesten Menschen sind, die jetzt bei der Literatur nach etwas suchen'«, in: *Frankfurter Rundschau*, 11. Okt., III
- Theobaldy, J., 1975: Das Gedicht im Handgemenge. Bemerkungen zu einigen Tendenzen in der westdeutschen Lyrik, in: *Literaturmagazin* Nr.4
- Theobaldy, J., 1977a: Literaturkritik, astrologisch, in: *Akzente*, Vol.24, 188-191
- Theobaldy, J., 1977b: Nachwort, in: *Und ich bewege mich doch. Gedichte vor und nach 1968*. München
- Wallraff, G., 1977: Der Aufmacher. Der Mann der bei »Bild« Hans Esser war. Köln
- Wallraff, G., 1974: Schriftsteller — Radikale im öffentlichen Dienst, in: *Süddeutsche Zeitung*, 23./24. Nov., 81
- Wohmann, G., 1978: *Schönes Gehege*. Reinbek b. Hamburg, 52
- Zenke, Th., 1978: Was durch uns hindurchgeht in dieser Zeit, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18. April (Beilage)
- Zimmer, D.E., 1976: Bekannte Begriffe, gemischte Gefühle, in: *Die Zeit*, 2. Jan.



## Erfahrung und Ideologie

Studien zur massenhaft  
verbreiteten Literatur

Literatur im historischen Prozeß 7  
Argument-Sonderband AS 101, 1983  
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Karl-Heinz Götze

## Bombenstimmung

### Zu Peter Sloterdijks »Kritik der zynischen Vernunft«

1968 behaupteten linke Literaten, die Literatur gehe unter. Gut zehn Jahre später stellte sich heraus, daß sich die Literatur behauptet hatte — vor allem auf die Weise übrigens, daß sie vom Untergang berichtete, vorzugsweise von dem der Linken (vgl. den Überblick über die Untergangsphantasien der damaligen Literatur in: Claas/Götze: Ästhetik und Politik bei H.M. Enzensberger und Peter Weiss. *Argument* 115, 369ff.).

Davon stand im Feuilleton, als der »Blick durch die Wirtschaft« nicht mehr übersehen konnte, daß man sich auf eine chronische Krise einzustellen hatte. Krise in der Realität — Krise in der Literatur. Das paßte zusammen. Natürlich übertrieb die Literatur, aber das wird ihr ja allerorten nachgesehen, wie man den Steuererklärungen nachsieht, wenn sie untertreiben. Seither aber haben die Dinge die schlechtmöglichste Wendung genommen: die Deutschen haben Kohl zum Kanzler gemacht, ohne daß sich dies wenigstens durch Gewaltanwendung erklären ließe, der Bock wurde zum Innenminister berufen, der Baum ist weg, der Wald hin, die Raketen werden aufgestellt. Da hat es die Literatur schwer, noch einen draufzusetzen. Immerhin versuchte sie es. Im Feuilleton der »Zeit« stritt man, wer schwärzer sehen könne (Biermann: so pessimistisch wie der Kuhnert bin ich allemal«). Auf die Dauer konnte das freilich nicht schlechtgehen. Jetzt ist sie da, die Wende, freilich nicht in der Wirtschaft, da überhaupt nicht, aber in der Literatur. Dort herrscht Bombenstimmung, solche und solche.

Wenn man etwas über die Stimmung wissen will, sollte man sich an die »Kultbücher« halten. Die Kultbücher dieses Jahres, kein Zweifel, sind Peter Sloterdijks »Kritik der zynischen Vernunft« und Christa Wolfs »Kassandra« samt der dazu gehörigen Vorlesungen unter dem Titel »Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra«. Halten wir uns an Sloterdijk.

Die »Kritik der zynischen Vernunft« löste im Feuilleton emphatischen Jubel aus. Jörg Drews (Aufklärung, durch Gelächter. In: Die Zeit vom 6.5.1983) ist der Auffassung, sie werde »zu den bezeichnendsten und intelligentesten Büchern dieser Jahre zu zählen sein.« Wolfram Schütte (Odysseus trifft Diogenes oder vom Tun & Lassen. In: Frankfurter Rundschau, Ostern 1983) findet, dies Buch sei uns »wie auf den Leib geschrieben« und betätigt sich als »Schlepper«, möchte dem Leser »den Mund wässrig machen«: »Ich gebe zu (und gestehe), das klingt wie die Einladung zu einem Bordellbesuch.« Was dem Gegenstand durchaus adäquat ist, denn im »Physiognomischen Hauptstück« von Sloterdijks Buch finden sich Zungen, Brüste, Ärsche, Scheiße, Genitalien zur wohlfeilen Betrachtung. Jürgen Busche (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 7.4.1983) interessiert sich nur für die Köpfe: »Was immer dem gebildeten Menschen unter vierzig in den vergangenen Jahren an Bildungsgut begegnen konnte — bei Sloterdijk wird es Stoff erhellender Reflexion.« Daran stimmt minde-

stens, daß es bei Sloterdijk an Großkopferten nicht fehlt zwischen Plato, Diogenes, Sokrates und Marx, Adorno und Heidegger. Busche kündigt ein kurzweiliges Hausbuch für die gebildeten Stände an: »... der Leser wird jede einzelne (Seite) verschlingen, und nie wird ihm die Lektüre lang werden. Stundenlang kann man unter Freunden herzlich streiten, was fehlt: zum Beispiel Karl Kraus.« Über den Rang des Autors freilich kann kein Streit sein: »Als Schriftsteller ist Sloterdijk Schopenhauer und Spengler ebenbürtig.« Dem Moderator der eifertig einberufenen Diskussionsrunde mit Prominenten zum Thema »Sind wir alle Zyniker« blieb demgegenüber wenig Steigerungsmöglichkeit, und so nannte er die »Kritik der zynischen Vernunft« schlicht ein »Jahrhundertbuch«. Kants drei Vernunftkritiken für das 18. Jahrhundert. Marxens »Kritik der politischen Ökonomie« für das 19., Band 1099 der edition suhrkamp, broschiert, 36,- DM für das 20. Jahrhundert? Als Sloterdijk den Moderator so schlecht über sein Jahrhundert reden hörte, erstarrte das feine Lächeln, das sein Gesicht mindestens seit dem Erscheinen der ersten Kritiken trägt, in denen sich so überwältigend seine These bewies, daß Frechheit siegt. Nicht etwa aus Scham — die ist ihm zu Recht verhaßt — sondern deshalb, weil er im Gegensatz zu wohl- oder übelmeinenden Fernsehmoderatoren weiß, daß nichts so tödlich ist wie das falsche Lob. Und Lob kam von allen Seiten, mit Ausnahme der des »Spiegel« und der von »konkret«. Der Spiegel (Reinhard Merkel: Imperiale Gebärde, rasante Gedanken. In: Der Spiegel 24/1983, 172-179) hatte im wesentlichen einzuwenden, daß sich Sloterdijk nicht an die Gattungsgrenzen hielt. Als Essay sei sein Buch »schön, luzide und sympathisch«. Die Resultate also stimmen, nur die »philosophische Argumentation«, die zu ihnen führte, sei eben »falsch anmaßend und zynisch.« So vernichtend hat noch kaum jemand den philosophischen Modus verurteilt. So bleibt dann nur Wolfgang Pohrts Verriß in »konkret« (Heft 7, Juli 1983). Der ist aber vor allem als Exempel des Elends linker Ideologiekritik interessant (und kommt als solches später noch vor).

Die »Frankfurter Rundschau« konnte Ostern dieses Jahres Sloterdijks Buch noch als Geheimtip präsentieren, die »Frankfurter Allgemeine« mutmaßt zur gleichen Zeit, das »Werk« habe »alle Chancen«, populär zu werden. Im Juni kann der »Spiegel« schon feststellen, die »Kritik der zynischen Vernunft« sei »zum Kultbuch des deutschen Feuilletons und studentischer Seminare geworden«. »Konkret« meldete im Juli, 40.000 Exemplare des zweibändigen Buches seien verkauft. Der nobody war binnen kurzer Zeit zur wichtigen Stütze des Suhrkamp-Verlags geworden — ein kleiner Hermann Hesse sozusagen. Adorno und Benjamin leben auf seine Kosten. Man muß sich das vorstellen: in Zeiten einer allgemeinen Flaute theoretischer Literatur ein solches Buch fünfzigtausend Mal verkaufen, ein Buch, das Belesenheit demonstrativ ausstellt, in Plausch und Bogen über das ganze abendländische Denken räsonniert, das zudem tausend Seiten stark ist und das ausgelaugte »Kritik der ...« stolz im Titel führt. Natürlich spielt dabei die Literaturkritik eine große Rolle. Aber — um in Schüttes geglücktem Bild vom Kritiker als »Schlepper« zu bleiben — das Feuilleton ist nur eine Art Kontakthof. Es kann aufstellen, anbieten, Einblick gewähren, aber das Geld locker machen muß der Freier schon selbst. Die mei-

sten Autoren, die im Feuilleton etwas gelten, erreichen selten Auflagen über zweitausend Exemplaren, trotz aller Mühen, ihnen Käufer zuzutreiben.

Warum also wurde die »Kritik der zynischen Vernunft« ein Kultbuch? Welches ist dieser Kult? Wie setzt sich die Gemeinde zusammen?

Sloterdijks Buch beginnt damit, daß er die Weisheit der Philosophie mindestens auf den Stand der no-future-Jugendlichen zu bringen versucht: »die großen Themen, das waren Ausflüchte und halbe Wahrheiten. Diese vergeblichen schönen Höhenflüge — Gott, Universum, Theorie, Praxis, Subjekt, Objekt, Körper, Geist, Sinn, Nichts — das alles ist es nicht ... In unserem Denken ist kein Funke mehr vom Aufschwung der Begriffe und von den Ekstasen des Verstehens. Wir sind aufgeklärt, wir sind apathisch. Von einer *Liebe* zur Weisheit ist weiter keine Rede. Es gibt kein Wissen mehr, dessen Freund (philos) man sein könnte. Bei dem, was wir wissen, kommen wir nicht auf den Gedanken, es zu lieben, sondern fragen uns, wie wir es fertigbringen, mit ihm zu leben, ohne zu versteinern.« (I,7f.) Nach den Jahrzehnten des Wiederaufbaus und dem der Utopien und »Alternativen ist es, als ob ein naiver Elan plötzlich verlorengegangen wäre. Katastrophen werden herbeigefürchtet, neue Werte finden starken Absatz. Doch die Zeit ist zynisch und weiß: Neue Werte haben kurze Beine.« Wir zweifeln »längst daran, in einer sinnvollen Geschichte zu leben« (I, 10). Kurz: der alte Schwung ist hin, nichts bringt's mehr so recht. Dennoch lebt man. Man lebt in einer Gesellschaft, die durchschaut ist, in der man sich aber dennoch ein möglichst komfortables Plätzchen sucht. »Das ergibt unsere erste Definition: Zynismus ist das aufgeklärte falsche Bewußtsein. Es ist das modernisierte unglückliche Bewußtsein, an dem Aufklärung zugleich erfolgreich und vergeblich gearbeitet hat. Es hat seine Aufklärungs-Lektionen gelernt, aber nicht vollzogen und wohl auch nicht vollziehen können. Gut situiert und miserabel zugleich fühlt sich dieses Bewußtsein von keiner Ideologiekritik mehr betroffen, seine Falschheit ist bereits reflexiv gefedert.« (I, 37f.) Der Zyniker weiß, daß der Storch nicht die Babys bringt und wo der Bartel den Mehrwert holt. Na und? In Umkehrung der Marxschen Formel aus dem Kapitel über den Fetischcharakter der Ware: »Sie tun es, aber sie wissen es nicht« ließe sich die Zynismus-Formel gewinnen: »Sie wissen schon, aber sie tun es trotzdem weiter.«

Damit ist ein Massenphänomen getroffen: »Heute tritt der Zyniker als Masstypus auf: ein durchschnittlicher Sozialcharakter im gehobenen Überbau.« (I,35) Das erste Geheimnis von Sloterdijks Erfolg besteht darin, daß er einem Phänomen, daß viele kennen und wenige wahrhaben wollen, seinen Charakter öffentlich auf den Kopf zusagt.

Das »Phänomen« läßt sich verkörpern (Verkörperung ist ein Schlüsselwort in Sloterdijks Überlegungen). Dann ist es zwischen Anfang dreißig und Mitte vierzig, männlich, gehört der Apo-Generation an. Von deren unglücklichem Bewußtsein ist die Rede, selbst bei den weitesten Streifzügen durch die europäische Geistesgeschichte. Deshalb darf es auch Theorie sein, ja, muß es sogar Theorie sein — die alte (Marx, Freud) zum wiedererkennen, aber auch Nietzsche und Heidegger. Die Theoretiker, von deren Theorie niemand etwas wissen will (»Unsere Studenten lesen einfach nicht mehr«), bekommen endlich wieder ein-

mal das Gefühl, sich nicht vergeblich gequält zu haben. »Du hast in dieser ganzen Zeit nichts umsonst gelesen, ist die erste, Behagen auslösende Erkenntnis, die den Leser weich umlullt und ihn über die 950 Seiten nicht verläßt« (Jürgen Busche in der FAZ vom 7.4.1983). Theorie muß sein, aber zugleich muß sie sich als Nicht-Theorie präsentieren, als »fröhliche Wissenschaft«: »Auf kynische Weise von seiner Intelligenz Gebrauch machen bedeutet darum wohl eher, eine Theorie zu parodieren, als eine Theorie aufzustellen, heißt eher, schlagfertige Antworten finden können, als über unlösbaren Fragen brüten. Die erste fröhliche Wissenschaft ist satirische Intelligenz; sie gleicht darin mehr der Literatur als der Episteme.« (II, 527) Das ist eine treffliche Eigenrezension in einem Buch, das voller Eigenrezensionen steckt: »Die Kunst ist die wirkliche fröhliche Wissenschaft; sie steht als letzte Garantin eines souveränen und realistischen Bewußtseins, zwischen Religion und Wissenschaft; doch muß sie nicht, wie jene, an den Glauben appellieren, sondern hat die Erfahrung und die Sinne für sich, muß andererseits mit dem Empirischen nicht so rigoros verkürzend umgehen wie diese.« (I, 338f.) In Sloterdijks Kleinkunst (der Affekt gegen alles Große, vor allem gegen Großtheorie, ist ein weiterer wichtiger Bestandteil seiner Kritik) kommt beides zu seinem Recht, der Wunsch, daß das Studium der Theorie nicht umsonst gewesen sei, und die Erfahrung, daß mit ihr im Leben nicht viel auszurichten war.

Zum letzten Kultbuch der APO-Generation konnte die »Kritik der zynischen Vernunft« auch deshalb werden, weil Sloterdijk fröhlich, frech und reflektiert den Mindestbesitzstand verteidigt, aus dem sich noch Identität ziehen ließ: den Widerwillen gegen die Rechte und die — wie auch immer verquälte — Verteidigung der Aufklärung gegen den grassierenden Irrationalismus. Mit dem Neokonservatismus mag Sloterdijk schon aus intellektueller Selbstachtung nichts zu tun haben, und er versteht sein Buch als Reformulierung aufklärerischen Denkens in der Tradition der Kritischen Theorie.

So wollte das gegenwärtige Bewußtsein endlich einmal abgebildet werden: als offen zynisch, aber in einer Darstellungsform, die ehrlich ist, die theoretisch verfährt, weil man die vielen schlecht geschriebenen Erfahrungsberichte satt hat, die sich aber als Theorie selbst nicht ernst nimmt; in einer Darstellungsform, die auf der Vernunft besteht und dem Neokonservatismus eine Nase dreht. Für ein Kultbuch reicht das freilich nicht aus. Ehrliche Berichte aus dem verfehlten Leben gibt es viele. Sloterdijk verspricht mehr. Er verspricht dem zynismuskranken Bewußtsein *Therapie*. »Vielleicht war es Nietzsches theoretischer Leichtsinn, der ihn glauben ließ, daß Philosophie sich in provokativen *Diagnosen* erschöpfen dürfe, ohne zugleich verbindlich an *Therapie* zu denken.« (I, 389) Die »Kritik der zynischen Vernunft« kann nicht nur der intellektuellen Hausbuch sein, sondern eine Anweisung auf richtiges Leben: »Wie zu leben sei — und nichts anderes als eine ethische Reflexion im Zeichen des Kynismus eine Diogenes ist Sloterdijks Arbeit« (FR, Ostern 1983).

Und wie ist zu leben? Glücklich natürlich, sagt Sloterdijk mit feinem Lächeln: »Kürzlich überschrieb Fritz J. Raddatz seine begeisterte Besprechung zu Günther Kuhnerts *Abtötungsverfahren* (1980) mit den Worten: 'Glück, das letzte Verbrechen?' Sagen wir besser: Glück, die letzte Unverschämtheit. Hier

liegt der Kardinalpunkt aller prinzipiellen Frechheiten. So frech, so unverschämt muß sein können, wer als Aufklärer noch sich behaupten will.« (I, 250) Und wie glücklich werden? Nun, wenn das Unglück, die zynische Persönlichkeitsspaltung, daher kommt, daß man eigentlich die Welt gründlich verändern wollte, es bei Aufwand aller Energie aber nur dazu bringt, soviel Geld zu verdienen, daß man sie bereisen kann, so gilt es die utopischen Fernziele aufzugeben und das zu bejahen, was man lebt, was man verkörpert: »Man muß die kritische Sucht des Besserns auflösen dem Guten zuliebe, von dem man sich auf langen Märschen so leicht entfernt. Ironischerweise ist das Ziel der kritischen Anstrengung das unbefangenste Sichgehenlassen.« (I, 27) »Bei aufklärten Integrierten ... sagt der Körper nein zu den Zwängen des Kopfes und der Kopf sagt nein zu der Art und Weise, wie sich der Körper seine komfortable Selbsterhaltung erkaufte.« (I, 225) Das soll anders werden: »Du magst tun, was Du willst, Du magst tun, was Du mußt, aber tu es in einer Weise, daß Du Dir dessen, was Du tust, intensiv bewußt bleiben kannst.« (I, 391)

Damit ist der wichtigste Grund für den Massenerfolg von Sloterdijks Buch offenbar. Die Psychoanalyse würde den Effekt des Buches als »Entlastung« beschreiben. Für 36 Mark wird Ablaß von den strengen Forderungen des Über-Ichs versprochen und obendrein die Versicherung, daß man sich schon auf dem rechten Weg befinde, nahm doch die Studentenbewegung allgemein den Weg »von einem großen politischen Nein in ein tausendfältiges kleines subpolitisches Ja, von einem Radikalismus der Politik zu einem Mittelkurs intelligenten Existierens.« (I, 182)

Damit Entlastung aber wirklich stattfinden, die Haltung der hedonistischen Bejahung im Kleinen und der spöttischen Negation aller Fernziele und aller Großprojekte plausibel ist, bedarf es zweier Voraussetzungen: »der geschichtlichen Kompromittierung der marxistischen Alternative« (I, 170) und der bis an die Grenze der Vorwarnzeit von sechs Minuten herangerückten atomaren Katastrophe. Sloterdijk stellt sich nicht dumm (im Gegenteil: er stellt sich schlau). Er weiß (und sagt es), daß die Kritik unserer, seiner Gesellschaftsordnung irgendwann beim Gedanken des Sozialismus ankommen muß. Nur dürften sich umgekehrt, verlangt er, auch die Sozialisten nicht weiter dummstellen und so tun, als gäbe es den Sozialismus nicht. Und da, im realen Sozialismus, da sei eben alles noch viel schlimmer. Sloterdijk bündelt das stärkste Argument, das die APO-Generation gegen ihre Väter hatte, mit dem stärksten Argument dieser Väter: »Und wie ist es drüben?«

Sloterdijk beschäftigt sich mit der marxistischen Ideologietheorie, der Wertlehre, mit den sozialistischen Ländern, mit der Parteitheorie. Es würde viel Platz brauchen, dem nachzusteigen. Heraus käme ungefähr, daß Sloterdijk einen entwickelten Sinn für die wichtigen Fragen hat, die innermarxistische Diskussion (sieht man von der Kontroverse Garaudy-Althusser ab) nicht wahrnimmt, wissenschaftliche Erkenntnisse gern in moralische Antithesen auflöst, dialektische Denkfiguren zu dualen versteinert, unbekümmert mit Fakten und Texten umgeht, notfalls (und Not herrscht allenthalben) auch mal fälscht. Eine solche Kritik würde freilich das Buch verfehlen, wie auch die Spiegel-Kritik (24/1983), die Sloterdijk seitenweise ungenauen oder unstimmenigen Umgang

mit Fakten nachwies, an der »Kritik der zynischen Vernunft« abtropfte. Wer Sloterdijk so nachrennt, wird am vermeintlichen Ziel immer sein »Ick bün all hier« vernehmen: »Ohne akademische Ausbildung kann man heute nicht einmal mehr Schwindler werden.« (II, 859)

Sloterdijk steckt schlagfertige Antworten auf wichtige Fragen in hübsche Theoriegewänder. Interessieren müssen nur die schlagfertigen Antworten, nicht die Gewänder, die, was den Marxismus betrifft, sich ganz an der neuesten Pariser Mode orientieren. Der Marxismus sei kompromittiert durch den Sozialismus, wo und wann er auch immer real zu werden versuchte: »In den Erfahrungen, was aus 'orthodox' marxistischen Bewegungen wurde, im Leninismus, im Stalinismus, im Vietcong, auf Cuba und in der Bewegung der Roten Khmer, hat ein Großteil des heutigen zynischen Zwielfichts seinen Ursprung.« (I, 184) Auf die kleinen Unterschiede, etwa den zwischen Pol Pot und Ho Chi Minh, kommt es Sloterdijk hier nicht so sehr an. Er vertraut darauf, daß sein Satz: »in der polyperspektivisch zerborstenen Welt gehören die 'großen Blicke' aufs Ganze tatsächlich den schlichteren Gemütern, nicht den Aufgeklärten ...« (I, 18), hundertsiebzig Seiten später schon vergessen ist. Kompromittiert sei der Sozialismus vor allem durch die Moskauer Prozesse. An denen wiederum — und hier folgt Sloterdijk unmittelbar der Argumentation der »nouveaux philosophes« — sei nicht nur Stalin, sondern eben schon Marx schuld, vielmehr einer der beiden Marxes, der »realistische«, »staatsmännische«, »großtheoretische« Marx, der von Althusser, der über Leichen ging, »auch über seine eigene Leiche, den konkreten, ja letztlich 'weiblichen' Teil seiner Intelligenz.« (I, 190) In der Form, in der Marx seine Gegner Stirner und Bakunin vernichtete, seinen Weg zum allein seligmachenden durchgesetzt habe, sei Gulag schon antizipiert.

Nicht der ganze Marx soll es sein, sondern nur der »revoltische«, »kritizistische« (I, 190). Nicht der ganze Marx, aber der ganze Diogenes. »Diogenes, der Existentialist, würde über die Art und Weise, wie Marx sich wieder ins großtheoretische Geschäft stürzt, aus dem Lachen nicht herauskommen. Vor soviel Wut des 'Änderns' würde er ein demonstratives Schweigen an den Tag legen und mit anarchistischem Gelächter die Zumutung zurückweisen, das ganze eigene Leben zum Werkzeug einer (wieder gut idealistisch) geplanten Praxis zu machen.« (II, 532) Von Diogenes schreibt Sloterdijk »seine« Linie der *Kyniker* her die Linie der illusionslosen Spötter und Überlebensstrategen, die bis auf Eulenspiegel und Schweiß reicht. Der gegenüber sieht er die Linie der »*Herrenzyniker*«. »Der antike Kynismus, der primäre, angreiferische, war eine plebejische Antithese gegen den Idealismus. Der moderne Zynismus hingegen ist die Herrenantithese gegen den eigenen Idealismus als Ideologie und Maskerade. Der zynische Herr lüpfte die Maske, lächelt seinen Schwachen Gegenspieler an — und unterdrückt ihn. C'est la vie.« (I, 222) Die »zweite Kultur«, die Kultur des illusionslosen Spotts, der Verarschung mit ganzem Körpereinsatz, wie sie Diogenes auf dem Marktplatz pissend oder Eulenspiegel in die Stube scheißend vorführte, der gilt Sloterdijks ganze Sympathie, ihr will er nützliche Haltung abgewinnen — für moderne Intellektuelle. Er will den Tui als Schweiß. Die Verwicklungen, die sich daraus ergeben, sind leicht vorstellbar: »wie der

Wirt vom 'Schwan' gesagt hat, es hängt davon ab, wo man auf was schießt.« (Berthold Brecht: Schweijk im Zweiten Weltkrieg. GW 5, 1974)

Sloterdijks Therapie des Lassens bezieht ihre stärksten Argumente aus der Philosophie der Bombe. Der Logik der Zerstörung sei nur zu entkommen durch innere und äußere Abrüstung: »Der moderne Weltprozeß führte zu einem Punkt, von dem an das Äußerlichste, die Politik, und das Innerlichste, die Meditation, dieselbe Sprache sprechen: beide kreisen um den Grundsatz, daß nur 'Entspannung' noch weiterhilft. Alle Geheimnisse liegen in der Kunst des Nachgebens, des Nichtwiderstehens.« (I, 260)

Besichtigen wir von hier aus noch einmal die Sloterdijksche Konstruktion insgesamt: Er versucht die Kritik des Zynismus, einer der Formen, in der die ungeheuren Potentiale an Desillusionierung, die diese Gesellschaft in den letzten Jahren produziert hat, vereinnahmt und folgenlos werden. Dabei will er das aufklärerische, kritische Potential der Frankfurter Schule, auf das sich die 68er Studenten bezogen, und Theorieelemente des Marxismus mit Überlebensprinzipien der alternativen Bewegung verknüpfen: mit dem Insistieren auf dem Glück hier und jetzt, mit dem Aufstand gegen die Herrschaft des Kopfes über den Körper, mit dem Bezug auf die zweite Kultur. Alle diese Elemente werden zusammengezogen zu einem zentralen Knoten, dem Vorschlag, zu unterlassen, um zu überleben. Der Faden wird so geführt, daß er die Kräfte der Gesellschaftsveränderung fesselt. Er denkt kein Aktivierungsdispositiv, legt die Fäden nach dem Muster, das Max und Moritz für die Hühner der Witwe Bolte wählten.

Der Beifall, der Sloterdijk aus den Feuilletons entgegenschallte, hat auch damit zu tun. Die FAZ lobte sein Buch vor allem deshalb, weil es der kritischen Intelligenz vorschlägt, sich aller Ambitionen auf gesellschaftliche Macht zu entschlagen, weil es den »Verzicht« auf all das will, was der »realitätsbezogenen Praxis als Absicht, Zweck, oder Ideal entgegengestellt« wird. Der Rezensent der FAZ entnimmt Sloterdijks Buch, Kritik des Zynismus bedeute heutzutage vor allem Kritik des Marxismus. Er verweist auf die »Reihe der Beispiele zynischer Bestialität der fanatischen Verfechter des Guten ... Der Kampf für das Gute stellt sich auf das ein, was der Kämpfende für die Realität hält und rechtfertigt so die rücksichtsloseste Machtausübung. Das jüngste Beispiel solcher Pervertierung ist für Sloterdijk der Marxismus.« (FAZ, 7.4.83) So hätte es Sloterdijk nicht gesagt (mindestens hätte er sich die zynische Pointe nicht entgehen lassen, daß in der FAZ vom Umgang mit Macht dringend abgeraten wird), aber so kann es von ihm gesagt werden, denn sein Theorieansatz ist universell fungibel. Die FR sieht diesen Aspekt immerhin: »Eine solche Lebensphilosophie des Lassens, des Zu- und Unterlassens, der Identitätsabrüstung, ja der Passivität ... hat auch befremdliche Züge. Wie sieht sie dort aus, wo nackte Repression herrscht? Wie steht sie zum Gedanken der Solidarität? Ihr point d'honneur dürfte dort zu suchen sein, wo Kynismus durch die Situation in Zynismus übergehen kann.« (FR, Ostern 1983) Sloterdijks Kynismus geht unablässig in Zynismus über, hält viel vom Überleben, wenig von der Solidarität. Einverständnis ist nicht nur in Ländern »nackter Repression« eine »befremdliche« Haltung.

So wäre er denn also entlarvt? Sloterdijk selbst als der »Doppelagent«, von dem in seinem Buch die Rede ist? Eine neue raffinierte Finte des Klassegegners, wie gern formuliert wird? Die theoretische Begründung der Wendigkeit als intellektuelles Pendant zur »Wende«? Auf diese Weise entlarvt wurde Sloterdijk schon in »konkret«. Dort schrieb im Feuilleton Wolfgang Pohrt, Sloterdijks Buch sei feuilletonistisch, das Feuilleton sei am Ende, Sloterdijk sei dumm (»nicht durch des Gedankens Blässe angekränkt und nicht durch Kopfwissen oder Sachkenntnis belastet«), seine Gewährleute wie Heidegger hätten sich als Faschisten erwiesen, sein Erfolg erkläre er sich aus der Bonner Wende (konkret, 7/1983). Am Ende freilich muß er gegen Sloterdijk eine künftige höhere Gerechtigkeit zu Hilfe rufen. Die Entlarvungsstrategie tropft am Erfolg ab. Die Linke hat wieder mal recht, aber keiner will es wissen.

Wer Sloterdijk erfolgreich kritisieren will, der darf die Wahrheiten, die er formuliert, nicht preisgeben. Und es ist ja wahr, daß Theorien und Lebenserfahrungen der verschiedenen oppositionellen Strömungen in der Geschichte der BRD zusammengedacht werden müssen. Er hat ja recht damit, »daß man die Welt in erster Linie weder interpretieren noch verändern muß, sondern *aushalten*« (II, 592). Und das Überleben hat die Linke traditionell als privates Problem mißverstanden. Es ist auch wahr, daß in vielen historischen Situationen die Haltung des »Sich-Kleinmachens«, des einverständigen Geschehenlassens sich als zweckmäßige Überlebenshaltung erwiesen hat. Es ist auch wahr, daß Genießen lebensfähiger erhält als Trauern. Sicher sollte man Auffassungen mißtrauen, die man nicht leben kann oder die anderen ganz schnell ans Leben wollen. Sicher sollte man das Rüsten sein lassen und Theoriestreit gelassener austragen.

Mit vielem von dem, was an Sloterdijks Vorschlägen skandalös erscheint, hat schon Brecht experimentiert, einer der wenigen marxistischen Denker, denen das Problem des Überlebens auch theoretisch bedeutsam erschien. Mit Brecht gemein hat Sloterdijk einen Begriff von Philosophie als Lebenspraxis, also die Neigung zur »vornehmlich im niederen Volke umlaufenden Art des Philosophierens« (Brecht, GW XV, 252). Ganz in dieser Tradition ist ihm philosophische Lebenshaltung in erster Linie die des Duldens. »Wenn das Volk einem eine philosophische Haltung zuschreibt, so ist es fast immer eine Fähigkeit des Aushaltens von was.« Im Brechtschen Packer Galy Gay aus »Mann ist Mann« liegt geradezu der Prototyp des Sloterdijkschen Kynikers vor. Galy Gay kann nicht Nein sagen, ist immer einverstanden, paßt sich immer an. Er ist »ein unverbesserlicher Opportunist, er kann sich allem anpassen, fast ohne Schwierigkeiten ... Ein Mensch, der eine solche Haltung einnimmt, muß gewinnen.« (Brecht, GW XVII, 978) Der Kommentar, den Walter Benjamin dazu gibt, entspricht exakt Sloterdijks Paradigma: »Anstatt ... von Außen her unsere Zustände einzurennen, hat Brecht vermittelt, dialektisch sie sich kritisieren, ihre verschiedenen Elemente logisch gegeneinander sich ausspielen lassen, sein Packer Galy Gay ... ist nichts als ein Schauplatz von Widersprüchen unserer Gesellschaftsordnung ... Jedenfalls ist Galy Gay ein Weiser.« (Versuche über Brecht. Frankfurt 1967, 15) Auch Brechts »Schweijk im zweiten Weltkrieg« ist ganz auf das Problem der überlebensfähigen Haltung ausgerich-

tet. »Es is schon viel, wenn man überhaupt noch da is heutzutag. Da is man leicht so bescheftigt mit Iberleb'n, daß man zu nix anderm kommt.« (GW V, 1945)

Brecht wußte aber auch, daß der Unterschied zwischen plebejischen Überlebensstrategien und dem Opportunismus der Intellektuellen beim Verkauf ihres Intellekts an die Meistbietenden denkbar bleiben muß, während sich bei Sloterdijk Kynismus und Zynisch häufig ununterscheidbar mischen. Brechts Meti sagt: »Wenn man nicht nach Genuß strebt, nicht das Beste aus dem Bestehenden herausholen will und nicht die beste Lage einnehmen will, warum sollte man da kämpfen?« (GW XII, 576) Er weiß also, daß man, um das Beste zu bekommen, mit anderen gemeinsam handeln oder zynisch auf Kosten der anderen leben muß. Denken ist für ihn etwas, »was auf Schwierigkeiten folgt und dem Handeln vorausgeht« (GW XII, 443) — nicht dem Unterlassen. (Vgl. dazu insgesamt Karen Ruoff: Tui oder Weiser? Zur Gestalt des Philosophen bei Brecht. In: Brechts Tui-Kritik, *Argument-Sonderband AS 11*, 17ff.) Nun ist es mit dem Verweis auf Brecht gewiß nicht getan, aber immerhin ist bei ihm eine Haltung zu studieren, die das Überlebensfähige bzw. zum Überleben Befähigende in Sloterdijks Buch nicht preisgibt, sich aber auch seinen fesselnden Elementen entzieht, wo sie auf Fesselung hinauslaufen.



Michèle Barrett:  
Das unterstellte Geschlecht —  
Umriss eines materialistischen  
Feminismus

Zu den Bereichen Sexualität/  
Literatur/Schule/Familie/Staat  
240 Seiten, 24,— DM



Detlev Albers:  
Zur politischen Theorie des Marxismus.  
Bauer und Gramsci

Vergleich ihrer Positionen zur  
revolutionären Strategie im Westen, in der  
Perspektive eines »integralen Marxismus«  
192 Seiten, frz. Broschur, 24,— DM

Evelyne Keitel

## Frauen, Texte, Theorie

### Aspekte eines problematischen Verhältnisses\*

Die »neue Frauenliteratur« und die Diskussionen um eine weibliche Ästhetik — beides Phänomene, die in den letzten Jahren im Umkreis der neuen Frauenbewegung entstanden sind — lassen sich nicht aufeinander beziehen. Die bestehenden Ansätze zu einer spezifisch weiblichen Texttheorie entwerfen keine Kategorien dafür, wie die gegenwärtig publizierten *literarischen* Frauentexte zu beschreiben seien. Faszinierend an dieser neuen Frauenliteratur ist, daß sie innerhalb der Frauenbewegung enorme und klar definierbare Wirkungen zeigt — ein im Vergleich mit sonstiger Literatur höchst ungewöhnliches Phänomen. Die Bedingung dafür liegt zum einen in der formalen Struktur der literarischen Texte, zum anderen in einer spezifischen Mangelerscheinung, einem Theoriedefizit, innerhalb der Frauenbewegung. Und auf genau dieses Theoriedefizit reagieren auch die verschiedenen Ansätze zur Konzeptualisierung einer weiblichen Ästhetik. Meiner Meinung nach ist die mangelnde Korrelierbarkeit von Text und Texttheorie vor allem funktional begründet; beide reagieren auf dasselbe Problem, erbringen aber für die Frauenbewegung radikal unterschiedliche Leistungen. Ziel meines Aufsatzes ist, die zwischen Text- bzw. Theoriebildung einerseits und Frauenbewegung andererseits ablaufenden Prozesse zu analysieren und ein Schema zu entwerfen, das Aussagen über die *Funktion* ermöglicht, die die einzelnen feministischen Produkte innerhalb der Frauenbewegung haben.

Die neue Frauenliteratur bildet keineswegs einen homogenen Textbestand. Literarische Texte wie Irma Traud Morgner, *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz* (1976), Marilyn French, *The Women's Room* (1977) und Doris Lessing, *The Golden Notebook* (1962) gehören ebenso zu der neuen Frauenliteratur wie Verena Stefan, *Häutungen* (1975), Judith Offenhach, *Sonja* (1981) und Alice Schwarzer, *Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen* (1975). Die letztgenannten sind Texte, die von ihrer Intention her und aufgrund der Art, wie sie gelesen werden, keinesfalls als »rein literarisch« zu beschreiben sind. Ein gemeinsames Merkmal allerdings verbindet die inhaltlich und formal höchst unterschiedlichen feministischen Texte, nämlich ihr Bestreben, *authentisch weibliche* Erfahrung zu vermitteln.

Authentizität bedeutet in diesem Kontext ein Beharren auf dem Wahrheitsgehalt und der Realitätsnähe des dargestellten Leidens an einer patriarchalisch strukturierten Umwelt. Hervorgerufen wird Authentizität in der neuen Frauenliteratur durch eine Aufhebung der in Literatur sonst üblichen Trennung zwischen Erzähler und Protagonist; beide sind in eine einzige Textposition

\* Überarbeitete Fassung eines Vortrages auf der interdisziplinären Frauentagung an der Universität Konstanz (3.-5.6.1983): »Darstellung und Selbstdarstellung von Frauen«. Die ursprüngliche Version mit dem Titel »Die gesellschaftlichen Funktionen feministischer Textproduktion« ist abgedruckt in: Opitz 1983.

kondensiert, das Ich der Autorin verschmilzt mit dem erzählenden Ich, und die Autorin verbürgt sich für die Authentizität der dargestellten Erlebnisse durch die Zeugenkraft ihrer eigenen Person, deren Fähigkeit zu Authentizität nicht bezweifelt und deren Glaubwürdigkeit unhinterfragt vorausgesetzt wird. Die in den feministischen Texten forcierte Konzentration auf einen Darstellungsaspekt, nämlich auf den der Protagonistin, bedingt zugleich, daß Nebenfiguren zu Schablonen verblassen, Situationskontexte keine Eigenständigkeit gewinnen, der Zeitverlauf linear ist und für gewöhnlich stilistisch wenig anspruchsvoll erzählt wird (vgl. dazu Keitel 1983). Auch andere Rezeptionssignale, wie Vorworte oder Informationen auf dem Schutzumschlag, sollen den Eindruck von Authentizität erwecken. Oft sind feministische Texte anonym oder unter einem Pseudonym verfaßt, was zu implizieren scheint, daß die Autorin ihre Person vor der sozialen Stigmatisierung, die mit der Publikation bestimmter intimer Erlebnisse verbunden ist, zu schützen versucht. Maria Erlenbergers Roman *Der Hunger nach Wahnsinn* (1977) beispielsweise beschreibt Psychiatrieerfahrungen und ist unter einem Pseudonym verfaßt. Die kommerzielle Publikation dieser Texte geht nach der von sonstiger literarischer Produktion signifikant abweichenden Formel »ein Text — eine Autorin« vor sich: Es hat den Anschein, als ob die authentische Erfahrung der einzelnen mit der Veröffentlichung eines Textes »verbraucht« sei (vgl. dazu Krechel 1979, 96). Auch Verena Stefan bildet keine Ausnahme von dieser Regel: Ihr zweites Buch fand kaum Beachtung. Ein weiteres Merkmal der feministischen Texte, das ebenfalls den Eindruck von Authentizität hervorrufen soll, ist eine bewußte Abgrenzung von jener Literatur der bürgerlich-repräsentativen Öffentlichkeit, die sich über ständige Reflexionen auf die Sprachkrise der Moderne charakterisiert: Frauentexte geben — scheinbar naiv — der Sprache im literarischen Kontext ihre Funktion von Repräsentation und Kommunikation zurück. Zwar gibt es einige feministische Texte, die die Implikationen formaler Sprachstrukturen thematisieren. Dabei wird aber vor allem kritisiert, daß sich in der Sprache nahezu ausschließlich eine männliche Perspektive präsentiert; die Repräsentationsfähigkeit von Sprache wird in diesen Texten kaum in Frage gestellt.

Nun lassen sich aber die neuen Frauentexte nicht über den ihnen gemeinsamen Authentizitätsanspruch klassifizieren, denn die vielbeschworene Authentizität ist keine in sich konsistente literarische Kategorie. Annähernd zu definieren ist Authentizität lediglich über ihre Funktion, nämlich darüber, daß ganz bestimmte Leseprozesse initiiert werden sollen: Die Glaubwürdigkeit der dargestellten Erfahrungen soll erhöht und die Skepsis der Leserin vermindert werden; daraus ergibt sich aber eine Verringerung genau jener ästhetischen Distanz, die gewährleistet, daß Literatur als Literatur wahrgenommen und gelesen wird und nicht als irgendeine andere Textform (wie beispielsweise Lehrbücher, Tageszeitungen oder politische Pamphlete).

Und seltsamerweise werden die Frauentexte auch gemäß ihres Authentizitätsanspruchs gelesen. Selbst kompetente, literarisch geübte Leserinnen gehen mit diesen Texten um, als ob es Tatsachenberichte seien, blenden also bewußt die Literarizität dieser Texte aus und nehmen sie zum Anlaß für hitzige Diskussionen. Solche Diskussionen waren von Anfang an Teil der Frauenbewegung.

Gesprächsrunden über Frauenliteratur sind mittlerweile ein fest verankerter Teil feministischer Aktivitäten. Die Strukturen all dieser Diskussionen bestehen darin, daß nicht über einen *literarischen* Text gesprochen wird, also beispielsweise über ästhetische Darstellungsformen oder über jene emotionalen Prozesse, die während der Romanlektüre ablaufen, sondern Literatur diskutiert wird, als würde es sich um eine nicht-literarische Textform handeln: Ausschließlich der Inhalt bietet Diskussionsstoff, nicht aber die Form.<sup>1</sup> Das implizite Ziel solcher Diskussionen *anläßlich* bestimmter Texte scheint zu sein, die dargestellten, authentischen Erfahrungen anderer Frauen daraufhin zu prüfen, ob sie sich an den Erfahrungshaushalt der einzelnen Leserin und an den Diskussionsstand der Frauengruppen anschließen lassen.

Die Funktion dieser Diskussionen läßt sich jedoch nicht losgelöst von Struktur und Zielsetzungen der Frauenbewegung beschreiben. Die neue Frauenbewegung zeichnet sich durch Heterogenität, Pluralismus und Ideenvielfalt aus. Sie zersplittert sich zunehmend mehr in viele autonome Gruppierungen, die zueinander in lediglich loser Verbindung stehen. Im Gegensatz etwa zur 68er Bewegung — die vom Anspruch her zwar antiautoritär, tatsächlich jedoch hierarchisch strukturiert war — werden in der Frauenbewegung interne Hierarchisierungen und das Herausbilden von Führerfunktionen fortwährend abgeehrt.

Die Gemeinsamkeit zwischen der 68er Bewegung und der neuen Frauenbewegung liegt darin, daß sie sich über einen utopischen, auf die Zukunft gerichteten Fortschrittsbegriff definieren; beide politischen Kräfte zielen darauf ab, einen tiefgreifenden Strukturwandel der bestehenden Gesellschaft herbeizuführen. Im Gegensatz zur Frauenbewegung besaßen die 68er aber ein philosophisch fundiertes, theoretisches Konzept, nämlich das der marxistischen Klassiker, das durch die »Kritische Theorie« der Frankfurter Schule diversen Um- und Neuformulierungen unterzogen wurde. Durch dieses Theoriegebäude ließen sich die gesellschaftspolitischen Ziele der 68er Bewegung klar umreißen. Bestimmte Positionen in der Theoriediskussion markierten dabei zugleich die einzelnen Etappen des zu Veränderungen hinführenden Weges, jene zunächst zu erreichenden Nahziele also, die den Strukturwandel der bestehenden Gesellschaft herbeiführen sollten. Über diese Nahziele bestand nicht immer Einigkeit, zumindest aber war der innere Zusammenhang der Bewegung — der auf Gruppensolidarität und -identität zwischen den einzelnen Mitgliedern basiert — durch eine theoretisch ausformulierte Zielsetzung, eine in Abhängigkeit davon entwickelte Nahzieldiskussion und durch die internen Hierarchien zwischen den Mitgliedern gewährleistet.

Nicht so bei der Frauenbewegung. Hier sind die Verhältnisse wesentlich komplizierter. Zwar existieren durchaus kollektive Entwürfe über das Ziel der Frauenbewegung, aber sie sind nicht bzw. nur ansatzweise theoretisch und schriftlich ausformuliert. *Die* umfassende und allgemeingültige Theorie der Frauenbewegung gibt es nicht. Auch konstituierte sich die Frauenbewegung als eine politische Kraft nicht auf der Grundlage eines einheitlichen theoretischen Konzepts; sie beruht vielmehr nahezu ausschließlich auf den sinnlichen und individuellen Erfahrungen der einzelnen Frauen. Begriffe und Theoreme lassen

sich aber nicht umstandslos aus Alltagserfahrung schöpfen. Und demzufolge gibt es über die jeweiligen Nahziele der Bewegung, mittels derer der angestrebte Strukturwandel der Gesellschaft herbeigeführt werden soll, fast ebenso viele Meinungen wie Mitstreiterinnen. Gerade die Frage, an welchen Punkten sich das Kämpfen lohnt und wo nur Energien sinnlos verströmt werden, ruft scheinbar endlose Diskussionen hervor, auf die hin sich oft neue Untergruppen bilden.

Nun ist die mangelnde theoretische Fundiertheit der Frauenbewegung und ihre unmittelbare Nähe zu einer sich ständig wandelnden Alltagserfahrung durchaus positiv zu bewerten. Dogmatische Verhärtungen wie in der 68er Bewegung sind nahezu ausgeschlossen; das hervorstechendste Merkmal der neuen Frauenbewegung ist ja gerade ihre kreative Offenheit. Wenn sich aber eine politische Kraft durch eine anti-hierarchische Struktur, eine mangelnde theoretische Fundiertheit und durch kreative Offenheit charakterisiert, wie kann dann Gruppenidentität etabliert und Neues integriert werden?

Auf genau dieses Problem reagieren die feministischen Texte: Sie vermögen den Mangel einer umfassenden, die Frauenbewegung fundierenden Theorie dadurch auszugleichen, daß sie jene konkreten, sinnlichen und individuellen Erfahrungen exemplarisch darstellen, über die sich die Frauenbewegung als politische Kraft konstituiert. Das sich in den Frauentexten artikulierende Ich spricht immer als Teil der Frauenbewegung, wobei implizit davon ausgegangen wird, daß Erfahrungen teilbar und die dargestellten privaten, gesellschaftlichen und politischen Konflikte für die Frauenbewegung gruppenspezifisch sind. Der Leserin werden vor allem solche Erfahrungen ästhetisch vermittelt, über die sie zumindest potentiell selbst verfügt und die nun im Rezeptionsprozeß aktualisiert werden. Über Identifikationen und Projektionen während des Lektüreprozesses versucht die Leserin, die dargestellten Konflikte und Erfahrungen an ihren eigenen Erfahrungshaushalt anzuschließen. Solche Identifikationen und Projektionen sind aber höchst instabile Gebilde, da sie nicht an konkrete Textstellen gebunden, sondern allenfalls von ihnen angestoßen sind; sie werden nahezu ausschließlich von der Leserin selbst hervorgebracht. Die Funktion solcher Identifikationen und Projektionen besteht darin, die Bereitschaft der Leserin zu mobilisieren, ihre individuellen Lektüreerlebnisse — die ja durch den Text *allein* nicht zu rechtfertigen sind — an den Lektüreerlebnissen anderer zu überprüfen. Das Antriebsmoment für die Gruppendiskussionen besteht also in den lediglich assoziativ an die konkrete Textgestalt gebundenen Identifikationen und Projektionen, die einer intersubjektiven Überprüfung zugeführt werden sollen. Über das Formulieren intersubjektiv annehmbarer Lesarten in Gruppensituationen können dann neue Entwürfe für und Perspektiven auf anzustrebende Nahziele der Frauenbewegung artikuliert, problematisiert, verworfen oder akzeptiert werden; Neues wird über solche Diskussionen sprachlich greifbar. Dieser Prozeß ist potentiell unabschließbar. Solange die Frauenbewegung besteht, wird sie immer neue feministische Texte brauchen, durch die die Erfahrungen einzelner Frauen artikuliert und somit diskussionsfähig werden.

Diese idealtypische — und gegenüber konventioneller Literatur radikal neue

— Leistung der Frauentexte muß nun allerdings noch einer Differenzierung unterzogen werden, denn nicht alle Texte wirken innerhalb der Frauenbewegung auf dieselbe Weise. Zunächst werde ich zwischen den *literarischen Frauentexten* und den *epigonalen Frauentexten* unterscheiden. Beispiele für *literarische Frauentexte* sind Verena Stefan, *Häutungen* (1975), Judith Offenbach, *Sonja* (1981) oder Gerd Brantenberg, *Die Töchter Egalías* (1980). Das Merkmal, das alle Texte dieser Gruppe auszeichnet ist, daß sie den Diskussionsstand innerhalb der Frauenbewegung um ein essentiell neues Moment erweitern. Verena Stefans *Häutungen* ist für die Gruppe der literarischen Frauentexte exemplarisch, denn es ist der *erste deutsche Frauentext*; er thematisiert weibliche Körpererfahrung mittels einer ausgeprägt metaphorischen Sprache und einem Einkapseln lyrischer Elemente in die narrative Prosa. Stefans eigener Anspruch besteht darin, daß »ein neues denken eingeleitet werden soll, jedes wort muss gedreht und gewendet werden, bevor es benutzt werden kann — oder weggelegt wird.« (4) Innerhalb der Frauenbewegung mehrt sich gegenwärtig die Kritik an diesem Text. Brigitte Classen und Gabriele Goettle schreiben beispielsweise:

»Frau hat, darf sie Verena Stefans 'Häutungen' glauben, wenig Aussicht auf Veränderung. Schon in 'Brehms Tierleben' könnte sie erfahren, daß beim Prozeß der Häutung zwar eine neuere und bessere, doch bis ins Detail gleiche Haut nachwächst. Die Oberfläche mag in Verenas Fall neu sein, kurze Haare statt langer, Bauernhof statt Großstadt, Frau statt Mann, aber immer noch gilt die gleiche Biologie: die der Frau als Mädchen, Blondine, Mutter und Natur, dumm und unsicher ihren Emotionen ausgeliefert, von pflanzenhafter Passivität und Trägheit. Das Bild, das man und nun auch frau von frau machen, ist fast deckungsgleich. 'Weibliches Denken leitet sich aus der Erfahrung der Körperlichkeit ab', schreibt Christa Reinig in der SZ vom 7.4.76. Und um diese Körperlichkeit im Gegensatz zur angeblich männlichen Denkfähigkeit geht es dann auch. Die jähe Erkenntnis, daß eine Frau Brüste hat, läßt Verena feststellen, daß es sich bei ihrem Körper um einen reichen Acker handelt: 'Warme, sonnengefüllte Kürbisse' bietet sie an, sattnam bekannt als triviales Repertoire billiger Pornonautoren, Blumen, Obst und Gemüse, die ganzen Malergenerationen schon dazu verholpen haben, Frauen 'natürlich' darzustellen.« (Classen/Goettle 1979, 55)

Trotz dieser Kritik — der ich durchaus zustimme — bleibt aber unbestritten, daß *Häutungen* die literarische Reihe der feministischen Literatur initiiert hat und eine Menge von weiteren Frauentexten nach sich zog, die teilweise wesentlich überzeugender sind als dieser erste Frauentext. Beispiel für einen späteren Frauentext ist Judith Offenbach, *Sonja*. Jene Beziehung zu einer Frau, die bei Verena Stefan als das Patentrezept gegen patriarchalisches Übel hingestellt wird, wird in *Sonja* unter dem Aspekt des Alltags beschrieben. Und da *Sonja* noch ein weiteres Tabu bricht — es wird die lesbische Liebe zu einer stark behinderten Frau thematisiert —, ist dieser Alltag vor allem Mühsal, eine Mühsal, die auch formal, durch ständig sich wiederholende Sprachhandlungen abgebildet wird. Ein weiteres Merkmal der literarischen Frauentexte besteht nämlich darin, daß sie nicht unhinterfragt die Formschemata früherer Frauentexte übernehmen. Sie verweigern jene perfekte Formerfüllung, über die sich Trivilliteratur definiert. Bei *Sonja* ist unter rein formalem Aspekt die ständige Wiederholung des immer Gleichen die Bedingung dafür, daß der Text nicht nur intellektuell, sondern auch emotional als bedrückend erlebt wird. Bei *Häutungen* wiederum sind neue formale Momente jene oben monierte, ausgeprägt

metaphorische Sprache und das Einschleiben von Gedichtfragmenten in die erzählende Prosa. Literarische Frauentexte führen also nicht nur neue inhaltliche Aspekte in die Diskussionen innerhalb der Frauenbewegung ein, teilweise durchbrechen und erneuern sie auch das formale Schema, das die Frauenliteratur entwickelt hat. So greift Gerd Brantenbergs Roman *Die Töchter Egalitas* die Impulse auf, die von der feministischen Linguistik erarbeitet wurden und entwirft eine utopische bzw. satirische Gegenwelt, in der die Frau die Norm und der Mann die Abweichung ist; das hat amüsante Auswirkungen auf Sprachkonventionen, Grammatikstrukturen und auf Sprachverwendung (vgl. die linguistische Analyse bei Pusch 1981).

Das charakteristische Merkmal der literarischen Frauentexte ist also, daß sie inhaltlich neue Aspekte zur Diskussion stellen und formal die bereitliegenden Darstellungsschemata erneuern. Die zweite Textgruppe, die ich hier als *epigonale Frauentexte* bezeichne, definiert sich im Gegensatz dazu gerade darüber, daß sie das Erfolgsschema der literarischen Frauentexte aufgreift und ohne inhaltliche Variation reproduziert.<sup>2</sup> Epigonale Frauentexte — beispielsweise Svende Merian, *Der Tod des Märchenprinzen* (1980) oder Marilyn French, *The Women's Room* (1977) — reproduzieren lediglich einen historisch bestimmbaren, aber bereits überholten Diskussionsstand innerhalb der Frauenbewegung. Eine intersubjektive Überprüfung der individuellen Leseerfahrungen durch Gruppendiskussionen ist überflüssig, denn in gewisser Weise stellen epigonale Frauentexte ja die Ausformulierung einer solchen Gruppendiskussion dar. Trotzdem aber besitzen die epigonalen Frauentexte eine nicht zu unterschätzende Funktion, denn insbesondere jüngere Frauen oder solche, die an den Diskussionen innerhalb der Frauenbewegung selbst nicht aktiv teilnehmen, können über Lektüreerfahrungen einen Einblick in den Stand feministischer Gruppenprozesse gewinnen.<sup>3</sup>

Neben den literarischen Frauentexten und den epigonalen Frauentexten existiert noch ein weiterer Texttyp, die *literarische Frauentheorie*. Es ist eine eigentümliche Zwittergattung, denn in diesen Texten soll eine These argumentativ begründet werden — bei Alice Schwarzer, *Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen* (1975) beispielsweise die sexuelle Unterdrückung der Frau oder bei Nancy Friday, *Wie meine Mutter* (1978) die Bedeutsamkeit der Mutterfigur für die weibliche Entwicklung. Diese Texte initiieren Rezeptionsprozesse, die sich nicht nur (wie das bei theoretischen Texten gewöhnlich der Fall ist) durch Reflexion auszeichnen, denn sie lassen auch Raum für individuell begründete Projektionen. Sie verzichten nämlich keineswegs auf die Beweiskraft, die gelebtem und erzähltem Leben innewohnt und interpolieren eine Vielzahl von Geschichten weiblicher Lebensläufe, die auf je unterschiedliche Weise die zentrale These beleuchten sollen. Am konsequentesten wird diese Art von literarischer Frauentheoriebildung in den von Frigga Haug herausgegebenen *Frauenformen* (Bd. 1: Weibliche Sozialisation [1981]; Bd. 2: Sexualisierung der Körper [1983]) durchgeführt. *Frauenformen* haben einen explizit theoretischen Anspruch, sind aber von Frauenkollektiven geschrieben und integrieren Geschichten aus individuellen Lebensläufen, »Erinnerungsarbeit« wird das genannt. Die Erinnerungen, die Erfahrungen und das Wissen des ge-

samten Schreibkollektivs fließen in die Texterstellung ein; in *Frauenformen 2* heißt es: »Unser Arbeitsprozeß war ein kollektiver, der es ermöglichte, das unterschiedliche Wissen ... für alle nutzbar zu machen. Konkret bedeutete dies, daß alle Frauen in alle Texte eingriffen, in ihnen schrieben, gemeinsam in den Diskussionen viele Ideen produziert wurden.« (6f.) Literaturwissenschaftlich interessant an den *Frauenformen* ist, daß hier an allen drei Polen eines Werkes — also am Autorenpol, am Textpol und am Leserpol — Neuerungen eingeführt werden: Am Autorenpol wird ein patriarchalisches Beharren auf dem Urheberrecht am eigenen Text unterlaufen. Am Textpol werden Geschichten individueller Lebensläufe kontrastiert mit ihrer theoretischen Aufarbeitung und wissenschaftlichen Verallgemeinerung und der Kontrast zwischen beiden wird durch unterschiedliche Schrifttypen signalisiert. Diese unkonventionelle Art, explizite Rezeptionsanweisungen in den Text einzubauen, hat wiederum Auswirkungen auf den Leserpol: Die Übergänge zwischen den einzelnen, voneinander deutlich abgesetzten Diskursformen lassen Raum für jene individuell begründeten Projektionen, die das Antriebsmoment für Gruppendiskussionen darstellen. Ebenso wie die literarischen Frauentexte vermögen auch die einzelnen Beispiele für literarische Frauentheorie feministische Gruppendiskussionen über neue Entwürfe und Perspektiven innerhalb der Frauenbewegung in Gang zu bringen.

Nun unterliegen die literarischen Frauentexte (also Romane wie *Häutungen*, *Sonja* etc.) einer für Literatur sehr ungewöhnlichen Historizität: Im Gegensatz zu sonstigen literarischen Texten, die wesensmäßig unbestimmt, offen und beliebig anschließbar sind, sind die literarischen Frauentexte eindeutig auf einen genau definierbaren Diskussionsstand innerhalb der Frauenbewegung hin entworfen. Sobald aber das in ihnen thematisierte neue Element diskutiert worden ist und Teile der feministischen Nahziele entweder revidiert wurden oder das neue Element kollektiv verworfen wurde, verlieren die Texte ihre ursprüngliche Funktion; mit ihnen wird umgegangen, als seien sie epigonale Frauentexte. Bezeichnend für diesen Vorgang ist, daß sie häufig Verweischarakter annehmen — »das ist wie in *Häutungen*«, heißt es dann beispielsweise. Manchmal kann über einen solchen kurzen Verweis auf einen literarischen Text ein Gefühl von Solidarität erzeugt werden, das allerdings an die konkrete Sprechsituation gebunden und nur kurzfristig identitätsstiftend ist — im Gegensatz zu dem sehr langwierigen Prozeß einer kollektiven Verständigung, der über individuelle Lektüre und Gruppendiskussionen läuft.

Noch ein weiteres Textphänomen erfüllt bezüglich der Frauenbewegung dieselbe Funktion von kurzfristiger Identitätsstiftung wie jene ursprünglich literarischen Frauentexte, die nun nur mehr Verweischarakter haben. Deshalb erscheint es sinnvoll, dieses weitere Textphänomen zusammen mit den abgesunkenen literarischen Frauentexten als eine Parallelgruppe zu den epigonalen Frauentexten zu verstehen. Es handelt sich dabei um Slogans, um die schlagwortartige Vermittlung bestimmter Sachverhalte; die Frauenbewegung erfand und propagierte Slogans wie: »Eine Frau ohne Mann ist wie ein Fisch ohne Fahrrad«; »Gemeinsam sind wir unausstehlich«, »Auf die Dauer Frauenpower«, »Als Gott den Mann schuf, übte sie bloß«. Die Herkunft dieser Art von

Slogans aus der Werbung ist unschwer zu erkennen; sie zeichnen sich durch jene Kürze aus, die auch für den Witz typisch ist. Daß sich die Frauenbewegung nun gerade dieser Diskursformen zu kurzfristiger Identitätsstiftung bedient, wird um so plausibler, als Slogans und Witze ein anarchistisches, subversives Element beinhalten, das sich gegen die bestehende Ordnung richtet, das Lustvolle betont und sich rationaler Kritik entzieht.

Die Textproduktion im Umkreis der Frauenbewegung reagiert auf das Problem, wie angesichts der nur mangelnden theoretischen Fundiertheit der Frauenbewegung, ihrer anti-hierarchischen Struktur und ihrer Offenheit Neuem gegenüber zum einen Gruppenidentität und -solidarität etabliert, zum anderen aber Neues integriert werden kann. Ein Vergleich zwischen den Texten, die der Gruppe der literarischen Frauentexte und solchen, die der literarischen Frauentheorie angehören zeigte, daß beide Textgruppen trotz beträchtlicher formaler Unterschiede dieselbe Funktion haben: Sie bilanzieren die strukturellen Defizite der Frauenbewegung. Auch jene weitere Kategorie von Frauentexten — die der abgesunkenen literarischen Frauentexte, der epigonalen Frauentexte und der Slogans — reagiert auf dieses Problem und definiert sich über eine allen drei Untergruppen gemeinsame Funktion: Sie wirken kurzfristig identitätsstiftend. Nun existiert aber noch eine dritte Kategorie von Texten, die ebenfalls eine Reaktion auf die mangelnde theoretische Fundiertheit eines spezifisch Weiblichen darstellt, nämlich die unterschiedlichen Ansätze zu einer spezifisch weiblichen Texttheorie. Worin aber besteht nun die Funktion dieser Textgruppe?

Die Auseinandersetzung um eine weibliche Ästhetik zentriert sich um zwei radikal entgegengesetzte Fraktionen, die ich im folgenden als die der französischen Poststrukturalistinnen und die der amerikanischen Pragmatikerinnen bezeichnen werde; im deutschsprachigen Bereich gibt es zwar einzelne interessante Theorieansätze, beispielsweise den von Bovenschen (1979), aber keine eigenständige Theorie-»Schule«. Entwickelte sich die anglo-amerikanische Literaturwissenschaft — insbesondere in ihrer Auseinandersetzung um eine Institutionalisierung von *women studies* — in Abhängigkeit vom Feminismus als einer sozialpolitischen und kulturkritischen Bewegung, so reagieren die Französinen nahezu ausschließlich auf die westlichen Philosophietraditionen. Deshalb stehen sich beide Richtungen verständnislos, ja fast feindlich gegenüber. Ein Gemeinsames jedoch verbindet die Amerikanerinnen und die Französinen, nämlich ihre jeweilige Beschäftigung mit etwas, das ich hier als *Löcher im Diskurs* einführen möchte.

Ausgehend von der je unterschiedlichen Art, wie mit solchen Löchern umgegangen wird, werde ich zunächst die wichtigsten inhaltlichen Aspekte der Ästhetikdiskussion umreißen.

Die Löcher im Diskurs *zu füllen* ist das erklärte Ziel der feministischen Literaturwissenschaft anglo-amerikanischer Prägung, die auf der axiomatischen Setzung basiert, daß Frauen in der Geschichte immer anwesend, aber unsichtbar waren, und daß es eines radikal andersartigen Blicks bedarf, um sie (wieder) zu entdecken. In der Praxis bedingt dieses Axiom ein Zurückgehen, ein Ausgraben und Neubewerten vergessener Frauengestalten und die Konstruk-

tion einer verdeckten, weiblichen Vergangenheit — *herstory* statt *history*. Das Kompilieren weiblicher Literaturgeschichten und das Herausbilden eines weiblichen Literaturkanons sind die methodischen Ansätze, mit denen Defizienzen ausgeglichen und Teilstücke einer weiblichen Ästhetik konstruiert werden sollen. Als Beispiele dafür möchte ich hier nur kurz auf zwei vieldiskutierte Werke amerikanischer Literaturwissenschaftlerinnen verweisen: Gilbert und Gubar, *The Madwoman in the Attic: The Woman Writer and the Nineteenth-Century Imagination* (1979) und Elaine Showalter, *A Literature of Their Own: British Women Novelists from Brontë to Lessing* (1977). Da es den Amerikanerinnen aber (ebenso wie der Frauenbewegung) an einer theoretischen Fundierung des spezifisch Weiblichen mangelt, arbeiten sie mit unterschiedlichen Theorieansätzen, die je nach den Erfordernissen des Gegenstands der Biologie, der Linguistik, der Psychoanalyse etc. entlehnt sind, um die Differenzqualität eines Weiblichen herauszuarbeiten. Darüber hinaus wird in der Analyse der materiellen, sozialen und psychologischen Lebensumstände von Frauen nach Möglichkeiten gesucht, diese zu verbessern, wobei das Verbessern immer eine juristische Gleichstellung mit dem Mann bedeutet — hierzu sei nur kurz auf die Kampagnen für das »Equal Rights Amendment« verwiesen. Die Argumentationsweise der amerikanischen Literaturwissenschaftlerinnen, der *feminist critics*, folgt der empirischen, induktiven und nicht spekulativen Tradition des amerikanischen Pragmatismus.

Auch die französischen Feministinnen setzen sich mit Löchern im Diskurs auseinander. Vom Pragmatismus der Anglo-Amerikanerinnen weit entfernt, versuchen die Französinen, solche Löcher zu konzeptualisieren. Zwar meinen einige der prominenten Figuren unter den Französinen — wie auch viele der Amerikanerinnen —, Theoriebildung sei die weitaus gefährlichste aller männlichen Aktivitäten; die einflußreichere Fraktion hingegen (verbunden mit Namen wie Julia Kristeva, Luce Irigaray, Hélène Cixous etc.) untersucht den Status des Weiblichen in der westlichen Philosophietradition seit Plato. Ihre Analysen führen zu demselben Ergebnis wie die der Anglo-Amerikanerinnen, nämlich daß das Weibliche dort keinen Ort hat. Auch Jacques Lacan, ein Psychoanalytiker, dessen Schriften die französischen Poststrukturalistinnen stark beeinflusst, schreibt:

»Die Frau ist ausgeschlossen von der Natur der Dinge, die die Natur der Wörter ist — darüber beklagen sich die Frauen gegenwärtig genug. Sie wissen einfach nicht, was sie sagen; das ist der ganze Unterschied zwischen ihnen und mir.« (Lacan 1976, 161)

Um dieses Ausgeschlossenensein zu relativieren, haben einzelne Vertreterinnen des französischen Poststrukturalismus Ansätze zu einer Theorie des Weiblichen erarbeitet, wobei sie allerdings nicht in alte Fehler zurückfallen und das Weibliche biologisch, kulturell oder sozialgeschichtlich definieren, sondern als den spezifischen Ort des Weiblichen genau jene Löcher im Diskurs bestimmen, die die Anglo-Amerikanerinnen beständig zu füllen bestrebt sind.

Im Gegensatz zu den Anglo-Amerikanerinnen, für die Bedeutung noch immer vom sprechenden Subjekt hervorgebracht wird und die die Kommunikationsleistung der Sprache unhinterfragt bestehen lassen (dasselbe gilt auch für die neue Frauenliteratur), siedeln die Französinen Bedeutung in den Sprach-

strukturen, in den interferierenden Zeichensystemen der natürlichen Sprachen an. Mit anderen avantgardistischen Gruppen (wie z.B. »Tel Quel«) verbindet die französischen Feministinnen die Vorstellung, daß grundlegende, revolutionär anmutende Veränderungen nur über ein Aufbrechen der symbolischen Ordnung der Sprache zu erreichen ist, jenes Bereichs also, den die Strukturalisten als den Mittler zwischen Realem und Imaginärem setzen. Von der Psychoanalyse übernehmen die Französinen den Imperativ, das Unbewußte zu erforschen, nicht jedoch, um mittels therapeutischer Interventionen einem kränkelnden Ich seine Autonomie und Ich-Stärke zurückzugeben, sondern um den Verschiebungen des Begehrens in der Sprache auf die Spur zu kommen. In einer Uminterpretation der strukturalen Linguistik und der Psychoanalyse Lacanscher Prägung postulieren sie ein theoretisches System, das den Phallus seiner zentralen Stellung innerhalb der symbolischen Ordnung der Sprache beraubt und das das Begehren als Attribut einer spezifisch weiblichen Sexualität, einer *jouissance*, definiert, wobei aber dieses Begehren keinesfalls auf Triebbefriedigung und Spannungsabfuhr zielt, sondern auf Artikulation. Die Funktion weiblichen Begehrens in der Sprache ist somit, sich in Form von metonymischen Verschiebungen und metaphorischen Ersetzungen *zu benennen*. Daraus ergibt sich die Bedeutsamkeit des Schreibens, das nicht — wie bei den Anglo-Amerikanerinnen und den oben analysierten literarischen und theoretischen Feminismustexten — ein Schreiben über bzw. für Frauen ist, sondern Ort der Artikulation weiblichen Begehrens: Die Französinen propagieren und praktizieren ein weibliches, ein metonymisches Schreiben, eine *écriture féminine*, die alles umfaßt, was vielfältig, fließend, zirkulär und *unzuverlässig* ist.

Sowohl die anglo-amerikanische als auch die französische Feminismusdiskussion entzündet sich an einem Abwesenden, das Movens für Textproduktion und Theoriebildung beider Richtungen darstellt. Wenn aber — wie bei den Amerikanerinnen — einer Negativität ständig positive Konstruktionen entgegengesetzt werden, so enthüllt das den latenten Konservatismus, aber auch den Pragmatismus dieser Richtung, der erstaunliche Erfolge zeigt: Gerade auf dem Gebiet einer institutionellen Veränderung, einer Verankerung von Frauenstudien in den Lehrplänen von Colleges und Universitäten in den Vereinigten Staaten, trägt dieser Pragmatismus Früchte. Hingegen spricht aus dem von Annette Kolodny stellvertretend für den Großteil der *feminist critics* formulierten Programm, mittels feministischer Literaturkritik zu einem vollständigeren Textverständnis zu gelangen, eine konservative, antiquierte Auffassung von Literaturwissenschaft. Annette Kolodny schreibt:

»... our task is to initiate nothing less than a playful pluralism, responsive to the possibilities of multiple critical schools and methods, but captive of none, recognizing that the many tools needed for our analysis will necessarily be largely inherited and only partly of our own making.« (Kolodny 1980, 19)

In der Verlängerung bedeutet dieses Programm zum einen Verzicht auf Theorereflexion und zum anderen, in der Praxis feministischer Literaturkritik, lediglich »a turning of the lens« (Kolodny 1981, 345). Mit traditionellen literaturwissenschaftlichen Methoden sollen neue Fragenkomplexe erschlossen werden, mit dem Ziel, zu einem *vollständigeren Textverständnis* zu gelangen. Die

Forderung nach einem vollständigen Textverständnis markiert aber eine Position innerhalb der literaturwissenschaftlichen Methodendiskussion, die noch weit hinter das an sich schon konservative Erkenntnisinteresse eines *new criticism* zurückfällt. Zudem bedingt der Verzicht auf Theoriereflexion in der anglo-amerikanischen Ästhetikdiskussion, daß eine je unterschiedliche Vorstellung von einem spezifisch Weiblichen unhinterfragt an den Gegenstandsbe- reich herangetragen wird, weshalb den bereits erarbeiteten Fragmenten einer möglichen weiblichen Ästhetik die Fundierung fehlt. Und daraus resultiert auch das letztendliche Scheitern der Anglo-Amerikanerinnen. Die unbestreitbare Relevanz ihres Ansatzes hingegen liegt in der Dokumentation einer Topographie weiblicher Spuren, die sich gerade aus dem essentiell konservativen Bestreben ergibt, Lücken zu schließen und Abwesendes in Anwesendes zu überführen.

Die Französinnen hingegen leisten durchaus eine Bestimmung des spezifisch Weiblichen. Es widerspricht jedoch der Grundaxiomatik der Französinnen, eine allumfassende und *verbindliche* Texttheorie zu entwerfen. Ästhetiken sind schließlich, in der Terminologie der Französinnen, *phallogozentrische* Systeme par excellence. Und somit ist Julia Kristevas Ausspruch (1979, 82): »Ich bin für eine Konzeption des Weiblichen, für die es so viele 'Weiblichkeiten' gibt wie Frauen«, durchaus programmatisch.

War das Scheitern der beiden existierenden Ansätze zur Konzeptualisierung einer weiblichen Ästhetik durch eine der jeweiligen Richtung inhärente Logik zu erklären, so sollte es meiner Meinung nach keinesfalls negativ bewertet werden. Die wirkliche Gefahr in der Konstruktion eines solchen Theoriegebäudes liegt nämlich in der Tatsache begründet, daß dadurch eine fundamentale Kritik an westlichen Philosophietraditionen kategorialisiert und somit verharmlost würde: Setzt man ein spezifisch Weibliches nicht als leere Kategorie oder als Programm, sondern attribuiert es konkreten Frauen, so erscheint es als vergegenständlicht, einholbar und seines revolutionären Charakters beraubt. Erschiene in den Diskussionen um eine weibliche Ästhetik das Weibliche als ein Verabsolutiertes, so könnten diese Diskussionen ihre Funktion, Instrument einer umfassenden Kulturkritik zu sein, nicht mehr erfüllen.

Ebenso wie die bestehenden Ansätze zu einer weiblichen Texttheorie an einer nicht-vorhandenen Definition des spezifisch Weiblichen scheitern — und dieses Scheitern durchaus positiv zu bewerten ist —, so kann auch die Frauenbewegung nicht auf ein philosophisch fundiertes Konzept von Weiblichkeit zurückgreifen. Die neue Frauenliteratur trägt deshalb jenen dynamischen Prozeß von Nahzieldiskussionen, von dem Solidarität und Identität innerhalb der Frauenbewegung mit abhängen. Die Gruppe der literarischen Frauentexte und der literarischen Frauentheorie bilanziert die aus der nur ungenügenden theoretischen Fundierung resultierenden Defizite; die Kategorie der abgesunkenen literarischen Frauentexte, der epigonalen Frauentexte und der Slogans wirkt vor allem kurzfristig identitätsstiftend. Und so kommt es zu dem faszinierenden Phänomen, daß *literarische* Texte die Gruppenprozesse innerhalb der Frauenbewegung aktiv weiterzutreiben vermögen.<sup>4</sup>

## Anmerkungen

- 1 Ein Beispiel für die Veröffentlichung einer solchen Diskussion ist Frei 1981. Hier wird eine Auseinandersetzung um Svende Merians Roman *Der Tod des Märchenprinzen* (1980) geschildert. Allerdings ist die Veröffentlichung einer solchen Diskussion relativ selten. Zudem muß davon ausgegangen werden, daß die Auswahl der einzelnen Redebeiträge und deren Dokumentation bei einer Veröffentlichung einem interessegeleiteten Arrangement unterworfen sind.
- 2 Vgl. dazu die Definition von *Epigonendichtung* bei Gero von Wilpert (1969, 214): »Sie bringt es leicht zu formaler Beherrschung der erprobten Technik und erreicht dank der Langsamkeit geistiger Entwicklung bei der breiten Masse zeitweilig große Erfolge, bleibt jedoch ohne Sinn für das organisch Gewachsene des Gehalts und unfähig zum Gestalten eigener Probleme.«
- 3 Das erklärt auch das Phänomen, warum — laut Auskunft einer Konstanzer Buchhändlerin — *Der Tod des Märchenprinzen* fast ausschließlich von sehr jungen Frauen (oder von Männern) gekauft und gelesen wird.
- 4 Ich möchte Sylvia Braun und Susanne Günthner für die wertvollen Diskussionen der hier thematisierten Sachverhalte danken.

## Literaturverzeichnis

- Bovenschen, S., 1979: Die imaginierte Weiblichkeit. Frankfurt/M.
- Classen, B., und G. Goettle, 1979: »Häutungen« — eine Verwechslung von Anemone und Amazone, in: Dietze 1979, 55-59
- Dietze, G. (Hrsg.), 1979: Die Überwindung der Sprachlosigkeit. Darmstadt
- Frei, F., 1981: Lore Roman der Linken, in: *Courage* 6, 39-41
- Keitel, E., 1983: Verständigungstexte — Form, Funktion, Wirkung, in: *The German Quarterly* 56, 431-455
- Kolodny, A., 1980: Dancing through the Minefield. Some Observations on the Theory, Practice, and Politics of Feminist Literary Criticism, in: *Feminist Studies* 6
- dies., 1981: Turning the Lens on »The Panther Captivity«: A Feminist Exercise in Practical Criticism, in: *Critical Inquiry* 8
- Krechel, U., 1979: Leben in Anführungszeichen. Das Authentische in der gegenwärtigen Literatur, in: *Literaturmagazin* 11, 80-107
- Kristeva, J., 1979: Kein weibliches Schreiben? Fragen an Julia Kristeva, in: *Freibeuter* 2
- Lacan, J., 1976: La femme n'existe pas, in: *alternative*, 108-109
- Opitz, C. (Hrsg.), 1983: Weiblichkeit oder Feminismus? Weingarten
- Pusch, L.F., 1981: Rezension von Gerd Brantenberg, Die Töchter Egalias, in: *Linguistische Berichte* 71, 74-79
- Wilpert, G.v., 1969: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart



## Die verborgene Frau

Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft von Inge Stephan und Sigrid Weigel

Literatur im historischen Prozeß 6

Argument-Sonderband AS 96, 1983

16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Klaus-Michael Bogdal

## Literarische Widerspiegelung in der DDR-Diskussion\*

In der Wissenschaftsgeschichte tauchen immer wieder Begriffe auf, die in einer bestimmten Situation zum Schauplatz erbitterter Diskussionen werden und die anschließend nahezu kommentarlos verschwinden. In ihnen »verdichten« sich gewissermaßen theoretische/politische Probleme, die im Verlaufe der Auseinandersetzungen »an ihren Ort« zurückgebracht werden — wodurch der Schauplatz »leer« wird. Zu diesen Begriffen gehört im Bereich der materialistischen Literaturwissenschaft ohne Zweifel die *Widerspiegelung*. Der Widerspiegelungsbegriff dominierte über knapp ein Jahrzehnt die literaturtheoretischen Diskussionen, reizte zu den divergierendsten Entwürfen und Gegenentwürfen, um dann allmählich mit der anti-theoretischen Wende zu verschwinden.

Wenn ich also hier ein in der DDR erschienenen Buch zum Thema »Literarische Widerspiegelung« bespreche, so kann ich nicht so tun, *als ob* es den einstigen »Schauplatz« noch gäbe. Allerdings wäre es ebenso verfehlt, der literaturwissenschaftlichen Mode folgend zu leugnen, daß es die einstigen theoretischen/politischen Probleme *nicht mehr gäbe*. Eine Besprechung hat sich, soweit möglich, an deren Verstreuungen zu orientieren, was auch den im Augenblick vorherrschenden partikularistischen Standpunkt (den eigenen eingeschlossen) zu überschreiten impliziert. Sie wird sich auch der Widerspiegelungsdiskussion in der Bundesrepublik als einer irreversiblen Phase materialistischer Wissenschaftsgeschichte erinnern müssen, einer in keiner Weise aufgearbeiteten allerdings.

Die Widerspiegelungsdiskussion war unter kulturell-praktischem Aspekt eine theoretische Auseinandersetzung mit dem herrschenden System der Literaturideologie (Autoren, Werke, Institutionen). Sie wurde *offensiv* geführt. Dieses Problem ist heute weitgehend obsolet geworden, weil »linke« Literaturwissenschaft den Vorwurf des Literatur-Hasses fürchtet und die Teilhabe am Literaturbetrieb der Kritik vorzieht.

Unter wissenschaftlich-theoretischem Aspekt war die Widerspiegelungsdiskussion weitgehende *Abwehr* eines regulativen Zentrums einer Literaturtheorie oder, wie man heute sagen würde, einer »diskursiven Polizei« (Foucault). Die Auseinandersetzungen wurden einmal auf philosophischer Ebene als sog. »interne marxistische Diskussion« geführt, zum anderen als Abgrenzung einer genuinen (regionalen) Fachwissenschaft von einer normativen Ästhetik betrieben — beides Prozesse, die bis heute, ohne ausdrücklichen Bezug auf die Widerspiegelungstheorie, andauern.

In der Literaturwissenschaft der DDR hat es, obwohl die Aspekte (kulturelle Praxis, »interne marxistische Diskussion«, Verhältnis Ästhetik-Fachwissenschaft) vergleichbar sind, eine solche Entwicklung nicht gegeben. Der Widerspiegelungsbegriff begrenzt weiterhin den Schauplatz literaturtheoretischer Debatten. Doch zeigt der Untertitel des unter der Leitung von Dieter Schlenstedt entstandenen umfangreichen Sammelwerks an, daß zumindest die Probleme auf dem alten Schauplatz intensiver verhandelt werden sollen.

Mich hat an diesem Buch, neben seiner historischen Vielfalt, interessiert, ob sich in alter Sprache ein neues theoretisches Bewußtsein ankündigt oder ob mit begrifflicher Umorganisation auf eine unabweisbar veränderte Realität reagiert wird, um das alte Bewußtsein zu retten.

Ich kann vorwegnehmen, daß eine klare Antwort nach dem im vorliegenden Sammelband dokumentierten Diskussionsstand nicht möglich ist. Diese Feststellung trifft auch für den Grundsatzartikel »Problemfeld Widerspiegelung« von Schlenstedt zu, der mit

\* Literarische Widerspiegelung. Geschichtliche und theoretische Dimensionen eines Problems. Aufbau-Verlag. Berlin/DDR und Weimar 1981 (758 S., Ln., 18,- M)

beinahe 200 Seiten ein eigenes Buch ergeben hätte. Die neun anderen Beiträge, nach dem historischen Prinzip geordnet, haben mit Ausnahme des abschließenden Kapitels über Eisler Literatur bzw. literaturästhetisches Denken zum Gegenstand. Bewußt einbezogen wurden nahezu sämtliche Bezugstexte und -autoren der »linken« Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik. Mit ihr wird unter dem Etikett »bürgerliche und revisionistische Literaturideologien« in den einzelnen Kapiteln und im Anmerkungsapparat eine kritische Auseinandersetzung geführt, die im Unterschied zu anderen Publikationen aus der DDR von intensiver Kenntnisnahme und fundierter Beschäftigung zeugt. Für das Niveau des Diskussionsstandes spricht auch, daß alle Autoren auf einschlägige eigene Vorarbeiten zurückgreifen können.

Schlenstedt formuliert in der Einleitung den für alle Beiträge geltenden Leitfaden des Unternehmens: »Weder die Identifizierung von Widerspiegelung und Erkenntnis noch ihre Entgegensetzung zu unserer Sache machend, arbeiten wir mit einem Widerspiegelungsbegriff, der bestimmt, komplex und widersprüchlich differenzierbar ist.« (7)

Er legt hier das *durchgängige Argumentationsmuster* des Buchs an: Evidente Probleme, Widersprüche, Schwächen der Widerspiegelungstheorie werden herausgearbeitet und beim Namen genannt, die aufscheinende Konsequenz theoretischer Veränderungen aber wird durch »Differenzierung« und Hinweise auf »Dimensionsvielfalt« ersetzt. Begriffliches Äquivalent dieses Musters ist der in allen Beiträgen übernommene Terminus »Widerspiegelungsgedanke«. Er wird in kritischer Abgrenzung zum gnoseologisch verengten Begriff der Widerspiegelung als Urbild vielfältiger *Äußerungen* über die Beziehung von Literatur und Wirklichkeit postuliert. Durch ihn soll sowohl in theoriegeschichtlicher als systematisch-immanenter Sicht das »Problemfeld Widerspiegelung« erschlossen werden. Folgerichtig kehrt Schlenstedt den Weg der kategorialen Bestimmung um und nennt zunächst drei »Relationen« von Literatur und Wirklichkeit, für die insgesamt der Begriff Widerspiegelung zuträfe (19f.). Diese Beziehungen erklärt er nun, den Status des theoretischen Diskurses außer Acht lassend, zur »Struktur von Widerspiegelung« (20). Damit ist sicherlich ein produktiver methodischer Begriff zur Charakterisierung der »Differenzierung und Vielfältigkeit« marxistischer bzw. die »Widerspiegelungsdimension« enthaltender Literaturtheorien gewonnen, gleichzeitig aber die prinzipielle Frage umgangen, ob nicht im Widerspiegelungsideologem, in der Aufrechterhaltung des Dualismus von Literatur und Wirklichkeit, ideologische Projektionen eingehen, die die Struktur, Geschichte und Funktion literarischer Produktion verdecken. Diese Leerstelle versucht Schlenstedt dadurch zu überdecken, daß er den Widerspiegelungsgedanken als *materialistische Kategorie* qualifiziert, um ihn — ein wichtiges Ziel — für die *konkrete Literaturanalyse* zu instrumentalisieren.

Im Hauptteil seines Beitrags arbeitet Schlenstedt sehr sorgfältig die Entwicklung der marxistischen Literaturtheorie unter dem Blickwinkel des Widerspiegelungsgedankens durch. Hervorzuheben ist, daß die Darstellung sich *nicht* dem üblichen Modell aufsteigender Entwicklung verpflichtet, sondern *kritisch* Momente des Widerspiegelungsgedankens in Bezug zum jeweiligen Theorie- und Wissenschaftsstand setzt. Schlenstedt kann überzeugend zeigen, daß theoretische Bestimmungen einer Widerspiegelungsbeziehung innerhalb der marxistischen Theorie immer auch zu Kritik und Verwerfungen geführt haben (»Ausdruck sozialer Psyche« vs. »Lenin«; »Versinnbildlichung des Wesens des Menschen« vs. »Brecht«).

Der zweite kritische Durchgang bezieht sich auf im weitesten Sinne »linke« Literaturtheorie in der Bundesrepublik, die in »drei Hauptlinien« gegliedert wird.

Der ersten, der Literaturwissenschaft in der Nachfolge Adornos, wird, abgesehen von den bekannten grundsätzlichen Einwänden gegen die »Negative Dialektik«, eine bedeutende Rolle bei einer materialistischen Herangehensweise an die Moderne (Autonomie der Kunst) zuerkannt.

Eine zweite Linie, die sich aus »politischen Motiven« (101) gegen die Widerspiegelungstheorie wendet und unter der literaturwissenschaftliche Arbeiten in der Nachfolge Korsch's und Bloch's zusammengefaßt werden, erfährt wegen ihres Antileninismus und der Übernahme der Negtschen These vom Marxismus als Legitimationswissenschaft der sozialistischen Länder eine völlige Ablehnung.

Der dritten Hauptlinie, jener Literaturwissenschaft, die sich an den Arbeiten Althusser's und z.T. Foucault's orientiert und sich nach Schlenstedt zur Aufgabe gesetzt hat, die »historisch-soziale Formbestimmtheit« von Literatur zu präzisieren, wird der Vorwurf gemacht, daß sie durch ihren »soziologischen Relativismus« (103) den Marxismus als »Theorie aufsteigender Geschichte« (109) verabschiede, womit die auf konkreter Geschichts- und Gegenwartserfahrung fußende Kritik dieser Richtung an einer teleologischen Geschichtsauffassung innerhalb des Marxismus sicherlich nicht adäquat erfaßt ist.

Der dritte Durchgang würdigt die aktuellen Diskussionen primär in der DDR, wobei, neben der auf den ersten Blick befremdenden euphorischen Aufnahme und Transformation der Rezeptionsästhetik, die Aufarbeitung des für gesellschaftswissenschaftliche Theorien in den sozialistischen Ländern offensichtlich immer noch zentralen Problems der »Subjekt-Objekt-Beziehungen« im Mittelpunkt steht.

Die eigene Position konturiert Schlenstedt abschließend unter der Überschrift »Dialektik eines Beziehungsfeldes«. In nicht immer einsichtigem Rückgriff auf Marx und Engels wird Literatur als komplexer Prozeß von Sinnbildungen bestimmt. Die zentrale Aufgabe einer historisch-materialistischen Literaturwissenschaft bestehe darin, dessen Historizität, soziale Differenziertheit und gesellschaftliche Funktion zu analysieren. Im Blick auf die Analysefelder wird noch einmal behauptet, daß diese Aufgabe ohne den Widerspiegelungsgedanken nicht zu bewältigen sei.

Die anderen Beiträge, die hier nicht im einzelnen gewürdigt werden können, sind als Versuche anzusehen, den aufgezeigten Dimensionen des »Beziehungsfeldes« theoriegeschichtlich nachzugehen. Am interessantesten erschienen mir jene, die sich der »historisch-funktionalen Analyse« bedienen (Fontius, Städtke). So wird etwa aus Städtkes Fragestellung, »welche inhaltlichen und künstlerisch-technischen Vorzüge der realistische Roman des 19. Jahrhunderts für die Kritik besaß, die ihn zur geeigneten Vorlage einer Abbildtheorie werden ließen« (256), die Produktivität dieses Ansatzes deutlich.

Anzeichen einer Paradigmenweiterung der Theoriebildung (292) werden in den Aufsätzen sichtbar, die Positionen avantgardistischer Literatur aufarbeiten (Barck, Kliche, Burmeister). Hingegen leiden die Beiträge über die sowjetische literarische und literaturwissenschaftliche Avantgarde (Lehnert, Lenzer) am stärksten unter dem von Schlenstedt vorgegebenen Argumentationsmuster. Beide Verfasser spüren den Widersprüchen und uneingelösten Denkvorstößen nur sehr vorsichtig und auf (politischen) Ausgleich bedacht nach.

Die Konkretisierung der theoretischen Position der Autoren erfolgt am deutlichsten in den Aufsätzen, die eine Traditionslinie zu erschließen suchen, die Affinitäten zur eigenen Konzeption aufweist (Klein, Münz-Koenen). Hier vermittelt der Blick auf Aragon sicherlich wichtige Impulse auch für die aktuelle literaturtheoretische Diskussion in der Bundesrepublik.

Ein gemeinsames Kennzeichen der Beiträge besteht darin, daß die in der marxistischen Wissenschaftspraxis der sozialistischen Länder vorherrschende diskursive Strategie der Ausschließung bzw. der »Aufhebung« weitgehend verabschiedet worden ist. An ihre Stelle tritt eine Strategie der Grenzerkundungen und -ziehungen, die auch die Position der Autoren mit einschließt. Die häufig so ermüdende monologische Struktur theoretischer Texte aus den sozialistischen Ländern wird in diesem Buch von dialogischen Elementen durchbrochen, in denen unmittelbare Realitätserfahrungen aufscheinen. Auf diese Weise reagieren die Autoren auf theoretischer Ebene auf gesellschaftliche und kul-

tuelle *Veränderungen*, die mit Hilfe der *alten* Strategie nicht mehr auf die Widerspiegelungsideologie zurückzuführen wären:

Dazu gehört an erster Stelle das veränderte Selbstbewußtsein vieler Schriftsteller in der DDR und in anderen sozialistischen Ländern. Bedeutende Werke, wie z.B. die Prosa und Essayistik von Christa Wolf, haben, ohne den Anspruch, sozialistische Literatur zu sein, aufzugeben, die Grenzen der in den siebziger Jahren kodifizierten Realismustheorie weit überschritten.

Dazu gehören auch die veränderten kulturellen Bedürfnisse und Interessen in der DDR, deren Profile durch den Widerspruch von Eigendynamik und Steuerung zu verwischen drohen.

Schließlich konnte auch die Tatsache nicht unbeachtet bleiben, daß sich, trotz der »Krise« des Marxismus, in den westlichen Ländern eine internationale »marxistische« theoretische Kultur formiert hat, die weitgehend unabhängig neue Arbeitsfelder (Staats-, Ideologie-, Alltagstheorien usw.) konstituiert hat.

Zu konstatieren ist, daß das Zentrum der Widerspiegelungstheorie, ein auf anthropologisch/ontologische Prämissen zurückzuführender Ideologiebegriff, unangetastet bleibt. Um ihn herum werden allerdings die Theoreme der Widerspiegelungstheorie (im Blick vor allem auf die drei von mir genannten Veränderungen) neu gruppiert und gewichtet:

Durch den Wechsel innerhalb der Widerspiegelungstheorie vom *kategorialen* Status des Widerspiegelungsbegriffs zum *axiomatischen* Status des »Widerspiegelungsgedankens« entsteht ein literaturtheoretisches Modell für mögliche Erweiterungen der Realismustheorie. Vor allem der Versuch der konkreten Bestimmung der Komplexität und Partialität der Widerspiegelung zielt darauf ab, die existierende literarische Praxis zu ordnen und zu umgrenzen, um nicht von ihr abgeschnitten zu werden und damit ein Instrument der Kulturpolitik zu verlieren.

Den veränderten kulturellen Bedürfnissen entspricht das enorme Interesse an einer Integration der Rezeptionsästhetik. Ort der Verarbeitung innerhalb der Widerspiegelungstheorie ist das im Augenblick soziologisch-anthropologisch ausgewiesene Modell der »Subjekt-Objekt-Beziehungen«.

Und schließlich reagieren die Autoren mit der stärkeren Berücksichtigung der »historischen Funktionsbestimmung« von Literatur auf die Kritik des »linken« Marxismus an der Widerspiegelungstheorie, der — angesichts der rapiden kulturellen Transformationen im Kapitalismus — stärker an der Genese des Systems der Literaturideologie als an singulären »Inhalten« interessiert war und ist. Auf diesem Untersuchungsgebiet sehen sich die Autoren dort zu einer scharfen Grenzziehung genötigt, wo in den »linken« Literaturtheorien die Kontinuität des Systems der Literaturideologie auch im Sozialismus behauptet wird. Hier scheint ein neuralgischer Punkt berührt, der z.B. Schlenstedt in jene Diktion zurückfallen läßt, die den Marxismus stets diskreditiert hat: »Diesen Bezug [Bezug der Literatur zur »Menschheitsgeschichte«; d. Verf.] vermag man freilich nur von einer Theorie aufsteigender Geschichte aus zu erkennen. Marx hat eine solche Theorie entworfen. Sie kann nicht einfach übergangen werden, will man sich auf den Marxismus zu Recht noch berufen.« (19).

Dies Muster — die autoritative Herausnahme der eigenen Position aus der Theoriedebatte — hat kaum noch eine Chance, in den theoretischen Diskussionen in der Bundesrepublik ernst genommen zu werden. Es zeigt ein Politikverständnis, das der (erfolgreichen) Form der Auseinandersetzung innerhalb der großen sozialen und politischen Bewegungen bei uns fundamental widerspricht.

Es muß auch die Frage erlaubt sein, ob die »Theorie aufsteigender Geschichte« in der postulierten Fassung nicht politisch blind ist, schaut man sich die gesellschaftliche Entwicklung in den westlichen, aber vor allem auch in den sozialistischen Ländern an. Und

auf der Theorie-Ebene muß darauf insistiert werden, daß gegen eine Teleologie der Entwicklung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen (auch auf der möglicherweise vergleichbaren Ebene der Literatur) das »Progressive« im Sinne von Marx jeweils konkret-historisch zu bestimmen ist.

Meine Kritik an der theoretischen Strategie der Autoren ist, wie ich schon einleitend bemerkte, nicht mit einer Gesamtbeurteilung des Buches gleichzusetzen. Ich habe die Arbeit der Autorengruppe *auch* als umfassenden, alle Register unseres Faches Literaturwissenschaft ziehenden und zahlreiche historische Bezüge ausschöpfenden Versuch gelesen, sich von einer traditionellen »Ästhetik« in Richtung einer Literatur*theorie* wegzubewegen, die die *Differenzen* literarischer Praxis zu denken bereit ist. Damit ist das Buch um vieles anregender und produktiver als die modisch ihre marxistische Vergangenheit denunzierende poststrukturalistische Literaturtheorie in der Bundesrepublik, die in den Schoß der »Ästhetik« zurückgefunden hat.



Entwürfe von Frauen  
in der Literatur des 20. Jahrhunderts  
Literatur im historischen Prozeß NF 5  
Argument-Sonderband AS 92  
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

## ENTWÜRFE VON FRAUEN



GEORG FORSTER  
IN  
SEINER EPOCHE

Georg Forster in seiner Epoche  
Selbstbildung und Leserbildung.  
Mainzer Jakobinismus.  
Individuum und Geschichtsprozeß.  
Literatur im historischen Prozeß NF 4  
Argument-Sonderband AS 87  
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Michael Jäger

### Zum hundertsten Geburtstag Anton Weberns (3. 12. 1883)

Ein Korrespondent der taz schrieb kürzlich verwundert über den Spaß, den er beim Anhören der *Orchesterstücke op. 6* empfunden hatte. Das sei zwar atonale Musik gewesen, aber mit nicht übler »Percussion«; ob die Schule das Kunstempfinden nicht eher durch Webern als durch den Freischütz fördern sollte? In der Tat: während Webern für geschulte Romantiker den Abstieg in eine unvertraute musikalische Wolfsschlucht bedeutet, gibt es zwischen ihm und dem politischen, philosophischen Kontext der Alternativbewegung — und warum dann nicht auch ihrem Musikgefühl? — erstaunliche Berührungspunkte. Dabei ist Percussion noch das Wenigste. Daß der Widerwille dieser Bewegung gegen Staatsmaschinerie und politischen Zentralismus in der Philosophie Foucaults ein intellektuelles Pendant hat, ist bekannt. Aber Foucaults Programm der Diskursanalyse: die Singularität der Äußerungen hervorheben, deren geregelte Verstreuung und Koexistenz beschreiben, dem realen Schein ihrer Zwangsvereinigung durch Zentren (Schöpfer, Ursprünge) entgegenwirken, hat seinerseits ein ästhetisches Pendant in der Musik Weberns. Diese befreit den einzelnen Ton von analogen Zwängen. Man kann noch weitergehen und fragen, ob nicht Weberns Musikmodell der Suche nach dezentrierter politischer Ordnung sogar mehr nützt als Foucaults Diskursmodell, das unübersehbar physikalistische Züge trägt. Bei seinem Lehrer Bachelard mochten sie noch angehen, jenem Epistemologen, der das Phänomen der Verstreuung noch nicht in der »Mikrophysik der Macht« ortete, sondern ganz unmetaphorisch in der Mikrophysik; auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften verwandeln sie sich in ein Hemmnis. Die Spezifik selbst der freiesten Gesellschaft gegenüber einem Objekt der Mikrophysik muß doch darin bestehen, daß sie nicht zerfällt. Dem Problem des Zerfalls weicht Foucault aber aus.

Man kann sich fragen, wie eine Diskurstheorie aussähe, die auch aus der Analyse musikalischer, statt nur aus der von Normal- und Wissenschaftssprache hervorginge; ob sie nicht unsere Kenntnis oder Ahnung möglicher Lebensformen erweitern würde. In der Durchdringung des Verhältnisses von Freiheit und Kohärenz kommt Weberns Musik jedenfalls über Foucault hinaus. Einerseits gibt es in ihr, wie bei Foucault, keine Kohärenz durch Zentralismus. Das bedeutet in der Musik: keine Herrschaft mehr von Grund- und Leittonen, damit von »Tonarten«, also Schluß mit der »Tonalität«. Die tonale Musik hatte Zusammenhalt dadurch gestiftet, daß alles musikalische Geschehen sich in der Nähe ursprünglicher zentraler Töne, oder von Motiven und Themen, die um diese herum gebaut waren, oder von Stellvertretern, Enkeln und Urenkeln dieser Motive aufhielt. Eine Musik der Nähe also, die ihre Dramatik aus dem Spiel des sich Entfernens, des wieder Zurückfallens, wohl gar des glücklich wieder Heimkehrens, höchstens jedenfalls der ungestillten Sehnsucht schöpfte; große Distanzen, wie in Musils Schlüsseltext »Heimweg« die zwischen Ulrich und der Prostituierten, verschwanden in ihren »perspektivischen Verkürzungen«, wurden übersehen, versäumt wurde das selbst zwischen dem Fremden

noch mögliche »Idyll von einer Minute Dauer«. Webern ergreift für dieses Partei. Um die Distanzen aushalten zu können, verlagert er, ganz analog zu Foucault, die Regelmäßigkeit des musikalischen Geschehens in dessen innere, unhörbare Struktur hinein. Die *Sinfonie op. 21* zum Beispiel besteht ganz und gar aus kanonischen Verarbeitungen einer einzigen Zwölftonreihe und ihrer Umkehr- und Krebsformen; ihr erster Satz wird durch Reprisesform zusammengehalten, ihr zweiter dadurch, daß er von der Mitte an wörtlich wieder zum Anfang zurückläuft, als ob er sich in sich selbst spiegelte. Aber nichts von diesem Strukturzusammenhang, dessen Strenge tonale Musik niemals erreichen könnte, kann und soll wahrgenommen werden; man hört sich diese Musik nicht an, um den Erhalt oder die Restauration einer Ordnung zu erleben. Die Ordnung ist hier nur Voraussetzung, die als Schema möglicher Vervielfältigungen im Hintergrund bleibt, wo sie freilich — da vollkommen durchsichtig — jeder Kenntnisnahme und kritischen Beurteilung sich öffnet. Es kommt jedoch auf die Vielfalt an. Erst durch die zusätzliche Wahl von Oktavlage der Töne, Instrumentierung, Dynamik und Rhythmus (der auch über Punktualität oder Zusammenklang der Töne entscheidet) kommt das musikalische Geschehen zur Existenz. Was man hört, sind unterschiedlichste musikalische Einzelergebnisse, die jedes vorgefaßte Bild von Zusammengehörigkeit sprengen, die aber doch, wenngleich in freier Weise, aufeinander reagieren. Darin besteht nun, andererseits, die Differenz zu Foucaults Modell: hat man sich an die neue Freiheit, die »Fernstenliebe« zwischen unmittelbar benachbarten Tönen einmal gewöhnt, dann erkennt und empfindet man, daß das musikalische Geschehen keineswegs zum Zerfall tendiert. Vielmehr sind die einzelnen Äußerungen durch eine Art Frage-Antwort-Logik miteinander verbunden, die sich von der Logik des Ursprungs, der Ableitung, des axiomatischen Aufbaus dadurch unterscheidet, daß Ordnung in ihr stets erst durch die jeweils letzte Antwort und ihre Konsequenzen für das Vorausgegangene hergestellt wird, und nicht durch die erste Aussage. Daß solche Ordnung, bei der man nie weiß, was kommt, zum Synonym zwar für Spontaneität, aber nicht für Chaos wird, ist durch die Strukturbestimmtheit jeder nur denkbaren Antwort gewährleistet.

All das wird durch die Arbeit mit Tonfolgen erreicht, in denen alle Töne gleichberechtigt sind, was sie dadurch unter Beweis stellen, daß keiner zweimal ertönt, wenn ein anderer noch gar nicht zu Wort kam. Aber schon bevor diese Methode streng formuliert war, hat Webern ihre Effekte in seiner Musik vorwegzunehmen gewußt. Da erkennt man noch deutlicher den Inhalt, der gemeint ist. So in den *Fünf Sätzen für Streichquartett op. 5*, die mit einem »Ursprung« anderer Art als der gewohnten beginnen: einem fortissimo-Sprung c-cis'-f'-e'' über mehr als zwei Oktaven in einem halben Takt, dem, in Gestalt dreier pizzicato-Schläge, ein gewaltiges Ausrufezeichen folgt. Danach könnte das Stück eigentlich zu Ende sein; es ist bereits vollkommen; ein Sprung zwar, aber keiner, der zum Entspringen und Wiederheimkehren, d.h. zur Identifikation einlädt. Dafür zur Nachahmung oder zum Nein — zur Stellungnahme. Diese wird in den nächsten Takten mit Angst und dann mit einer aus traditioneller Musik vertrauten Sehnsuchts-Melodie gegeben, die dem großen Sprung des Anfangs in der Bewegungsrichtung folgt, die Töne aber weit beinander-

hält, daher viel kürzer tritt, ganz als wollte sie zeigen, daß Sehnsucht und Scheitern notwendig zusammengehören. Dabei wird Sehnsucht nicht denunziert oder verdrängt; sie bleibt Thema, solange sie besteht. So in den *Rilke-Liedern op. 8*: Dieser Text aus dem »Malte«-Roman, der die Liebe, scheinbar paradox, mit den Worten »Du machst mich allein« feiert, wird von atonaler Musik nicht nur passend in Töne gesetzt, sondern scheint seinerseits der Art der Tonsetzung Worte verleihen zu wollen; auch die Töne werden ja allein gemacht. Es ist in beiden Fällen ein vom Anderen erst ermöglichtes Alleinsein, gesellschaftliche Individualität also — von der Marx sagte, die Individuen müßten den Staat stürzen, um sie durchzusetzen —, die gleich wenig mit Kollektivismus wie mit bürgerlicher Egozentrik zu tun hat. »Ach, in den Armen hab ich sie alle verloren, du nur, du wirst immer wiedergeboren: weil ich dich niemals anhielt, halt ich dich fest.« Das kann man auch vom Tonraum sagen, der zur Zeit seiner Umklammerung durch Zentraltöne unaufhaltsam zerfaserte, nun aber, weil die Töne befreit sind, erhöhte Kohärenz zeigt. »Du, die mir nicht sagt, wenn sie wacht meinewillen: wie, wenn wir diese Pracht ohne zu stillen in uns ertrügen?« Die Pracht der Ferne und Fremdheit ist gemeint, musikalisch der Dissonanz, die bei Rilke und Webern nicht zurückgeschraubt werden, sondern offener machen. Es ist eine Musik der Liebe, die Liebe nicht mit Resignation und Kompensation, sondern mit Mut und Redlichkeit artikuliert.

Webern war nur in seinem musikalischen Spezialgebiet mutig. Hier konnte er im Schatten von Autoritäten, die er anerkannte, an revolutionären Lösungen arbeiten — des Lehrers Schönberg, der die Weichen zur Zwölftonmusik stellte und sie theoretisch begründete, praktisch aber bei weitem nicht so radikale Konsequenzen zog wie er; aber auch der Staatsmacht, der Webern selbst noch im Zweiten Weltkrieg naives Vertrauen entgegenbrachte. Vier Monate nach dessen Ende wurde er, zufällig im Haus seines Schwiegersohns weilend, wo man nach Schmuggelgütern fandete, »durch einen im Krieg rowdisierten amerikanischen Besatzungssoldaten in voreiliger Befehlsausübung getötet« (Kolneder).

### Weiterführende Literatur

- Adorno, Th.W., 1976: Philosophie der neuen Musik, Frankfurt/M.  
 Kolneder, W., o.J.: Anton Webern. Einführung in Werk und Stil, Rodenkirchen  
 Moldenhauer, H., 1980: Anton von Webern. Chronik seines Lebens und Werks, Zürich/Freiburg i.Br.  
 Musil, R.: Heimweg, 122. Kapitel aus dem »Mann ohne Eigenschaften«, Erstes Buch, Zweiter Teil  
 Pousseur, H., 1983: Eine Aktualität, die sich nicht umgehen läßt, in: D. Rexroth (Hrsg.), Opus Anton Webern, Berlin/W., 48-53  
 Schneider, N.J., 1983: »Ausdruck« bei Anton von Webern, in: D. Rexroth (Hrsg.), a.a.O., 111-119  
 Stroh, W.M., 1975: Anton Webern. Symphonie op. 21, München  
 Webern, A., 1960: Der Weg zur neuen Musik, hrsg. von Willi Reich, Wien

Erich Wulff

## Vietnams Weg zum Sozialismus\*

Es ist nun schon über acht Jahre her, daß der zweite Indochina-Krieg sein Ende fand. Die Älteren von uns werden sich noch an diesen Krieg erinnern — und an die vielen Male, wo sie für Frieden in Vietnam, für den Abzug der US-Besatzungsarmee, für das Ende des Bombenterrors demonstriert haben. Ihnen sind auch die Bilder des Sieges, am 30.4.1975, unvergeßlich: die Strände übersät von liegengebliebenen Panzern, Kanonen, Gewehren, zurückgelassen von der sich auflösenden Thieu-Armee; die Flucht der letzten Amerikaner, unter ihnen der US-Botschafter, im Hubschrauber vom Dach der US-Botschaft in Saigon; und danach: die schier unermessliche Kriegsbeute, von modernsten US-Jagdbombern bis zu kompletten Radar-Einrichtungen und Computersystemen. Aber auch, was hier im Fernsehen nicht gezeigt wurde: in Hué und in Danang der Jubel der Bevölkerung und die Fahnen der Befreiungsfront neben denjenigen der buddhistischen Opposition.

Vietnam war damals für uns nicht nur eines von vielen Opfern imperialistischer Aggression, denen geholfen werden mußte. Für die Linke in unserem Land, von der ein Teil ihre politische Bewußtwerdung durch den Vietnamkrieg erfahren hatte, bedeutete es auch eine große Hoffnung. Diese Hoffnung hatte auch irrationale Momente: fernab verwirklicht zu wünschen, was weder bei uns noch in den meisten sozialistischen Ländern Europas eingelöst worden war: eine neue, gerechtere, aber auch glücklichere Gesellschaft, die jedem nach seinen Bedürfnissen gibt und jeden nach seinen Fähigkeiten fordert; getragen von Menschen, die in der Gemeinschaft, im Sichöffnen, nicht in der Abgrenzung und in der ich-bezogenen Vereinzelung, ihre Identität, sich selber finden. Aber neben solchen eschatologischen Visionen gab es auch realere Anhaltspunkte für eine Hoffnung: Hatten die Vietnamesen nicht im Krieg lernen müssen, sich in wechselnden Gegebenheiten zurechtzufinden, situationsangemessene Entscheidungen an Ort und Stelle zu fällen — schon weil das Warten auf Befehle von ganz oben eine völlige Lähmung der Kriegsanstrengungen zur Folge gehabt hätte? Improvisation, Kreativität, gemeinsam mit Verlässlichkeit, Pünktlichkeit, Sorgfalt — waren das nicht, in einem zum Sozialismus strebenden Land, Heilmittel gegen die Erbübel des Bürokratismus, der Schlamperei und der blinden Autoritätshörigkeit, die in manchen anderen sozialistischen Ländern die Überhand über den Elan des Neubeginns gewonnen zu haben schienen? Die Nachrichten, die in den ersten zwei Jahren nach dem Sieg aus Vietnam kamen, ließen tatsächlich auf eine derartige positive Entwicklung schließen. Später, ab Mitte 1978, kamen jedoch ganz andere Bilder zu uns herüber: Hunderttausende von Menschen, viele von ihnen (aber durchaus nicht alle) chinesischer Abkunft, verließen über das Meer, oft in seeuntüchtigen Fischerbooten, das Land. Die Versorgungslage wurde immer prekärer, die offizielle Erklärung, die lediglich Kriegsschäden und Unwetterkatastrophen dafür

\* Vortrag, gehalten auf der 4. Westberliner Volksuni, Pfingsten 1983

verantwortlich machte, in dieser Ausschließlichkeit immer weniger glaubhaft. Im April 1978 war der gesamte Handel im Süden des Landes verstaatlicht worden. Die Kollektivierung der Landwirtschaft wurde, auch etwa ab diesem Zeitpunkt, erheblich rascher vorangetrieben. Gleichzeitig sahen sich die Menschen in ihrer Bewegungsfreiheit immer neuen Einschränkungen unterworfen: Für immer mehr Dinge des täglichen Lebens, so auch schon für eine Wanderung oder eine Radtour außerhalb der Stadt oder der Distriktsgrenzen, brauchte man wohlgestempelte Genehmigungen. Der private Kontakt mit Ausländern, auch mit solchen, die sich während des Krieges für den Sieg der vietnamesischen Befreiungsbewegung eingesetzt hatten, wurde den Bewohnern des Landes untersagt. In diesen zwei Jahren, 1978 und 1979, wurden auch wieder mehr Menschen — ihre genaue Anzahl ist unbekannt — wegen kritischer Meinungsäußerungen in der Öffentlichkeit, aber auch wegen ihrer Kontakte zum westlichen Ausland ins Gefängnis gesteckt — manche von ihnen befinden sich immer noch dort. Und das Versprechen, drei Jahre nach dem Sieg würden alle diejenigen, die ohne Gerichtsverfahren in Umerziehungslagern untergebracht wurden, nach Hause entlassen, wurde nicht eingelöst.

Natürlich ist dazu zu sagen, daß in die gleiche Periode die kriegerischen Auseinandersetzungen mit dem Kampuchea der Roten Khmer und mit der VR China fallen. Vietnam sah sich eingekreist und bedroht, es mußte Maßnahmen treffen, um aus dieser Lage herauszukommen, schon um durch die VR China nicht mehr erpreßbar zu sein. Dies alles mag einen Teil der problematischen innenpolitischen Entwicklung 1978 und 1979 erklären; aber ich meine, eben nicht alles.

Ende 1979 wurde dann das Steuer der Entwicklung völlig herumgerissen. Es begann eine Periode neuer ökonomischer Politik (NÖP), die noch heute andauert. Die Landwirtschaft wurde teilweise reprivatisiert: Zwar nicht der Besitz, aber die Nutzung des Bodens. Privater Handel und privates Handwerk wurden nicht nur wieder geduldet, sondern auch öffentlich gefördert. Dies hat zu einer raschen Besserung der Versorgungslage der Bevölkerung geführt; aber auch dazu, daß dasjenige, was bis zur radikalen Verstaatlichung 1978 eine ungeliebte parallele Ökonomie am Rande der Legalität gewesen war, der »freie Handel«, die private Initiative, jetzt seit Ende 1979 zur tragenden Säule der vietnamesischen Wirtschaft geworden ist. Diese Entwicklung ging mit einem Preisauftrieb einher, wie wir ihn allenfalls aus Brasilien oder Indonesien kannten, nämlich um mehrere hundert Prozent, aber auch mit einer überhandnehmenden Korruption, die vom Süden des Landes auch auf den ehemals asketischen, »puritanischen« Norden übergriff. Der Anblick der Städte Vietnams, vor allem des Südens, ähnelt jetzt wieder stark demjenigen zu Beginn der sechziger Jahre: der Zeit also, bevor die Amerikaner in Massen ins Land strömten.

Was ist hier geschehen? Und warum mußte es zu solchen Kurskorrekturen — jedesmal beinahe um 180 Grad — kommen? Es wird nicht einfach sein, von der phänomenalen Ebene durchzustoßen zu einer erklärenden, die Ursachen und Mechanismen sichtbar macht. Dazu müßte ich über ungleich mehr Informationen verfügen als mir bei meinen beiden letzten Vietnam-Reisen — Januar 1979 und Januar 1983 — zugänglich geworden sind. Ich kann deshalb

nur einige Gesichtspunkte, die zur Klärung dieser Frage beitragen, herausgreifen, andere muß ich zwangsläufig vernachlässigen. So wird allenfalls ein Muster sichtbar werden, sicherlich keine Ableitung aus angenommenen Grundvoraussetzungen. Aber vielleicht kommen wir auch mit diesem Verfahren der Wirklichkeit ein Stück näher.

Zu den objektiven, 1975 für den naiven Beobachter aber zum Teil noch verborgenen, Vorgegebenheiten der Situation im Lande gehört folgendes (vgl. Giesenfeld 1981):

1. Die unmittelbaren Auswirkungen der Kriegszerstörungen: a) die Unbrauchbarkeit eines großen Anteils des bebaubaren Bodens, verursacht durch chemische Gifte und/oder durch Sättigung mit Bombensplittern, Blindgängern, Minen; b) die sehr weitgehende Zerstörung der Infrastruktur — Straßennetze, Eisenbahnen, Krankenhäuser, Schulen usw.; c) die enorme Zahl von Kriegsverletzten, Witwen, Waisen, Rauschgiftsüchtigen, Prostituierten — und anderen Opfern von Krieg und Besatzung; d) das Auseinanderreißen traditioneller gesellschaftlicher Bindungen — Familie, Nachbarschaft, dörfliche Gemeinschaft — und ihrer sozialen Netze durch die Bombardierungen und Zwangsevakuationen, vor allem zwischen 1965 und 1972. Die Zahl der Binnenflüchtlinge während jener Periode betrug über zehn Millionen Menschen (Condominas/Pottier 1982); e) die Ermordung vieler lokaler Kader, die ihren Wirkungsbereich und die Menschen dort gut kannten, durch die Amerikaner (Operation Phönix) bzw. ihr Tod durch Kriegseinwirkungen, insbesondere während der Tet-Offensive 1968.

2. Die mittelbaren Kriegsfolgen: a) das Ende der US-amerikanischen Wirtschaftshilfe im Süden, die dorthin massiv verschiedenste Importgüter infundiert hatte, denen jedoch keine eigene Produktion gegenüberstand. Sie hatten gleichwohl in den Städten, insbesondere in Saigon, aber auch in manchen Gebieten des Mekong-Deltas, einen Scheinwohlstand erzeugt: Es gab Eisschränke, Motorräder, kleine Motoren und Benzin für Fischereifahrzeuge, aber auch zur Bewässerung von Reisfeldern; ganz abgesehen von einer Fülle übriger Gebrauchsgüter und Luxuswaren. Dieser Strom hörte brüsk, von einem Tag zum anderen, auf zu fließen. b) Etwas später auch das Ende der chinesischen Hilfslieferungen im Norden, die vor allem Güter des täglichen Bedarfs, Teller, Porzellan, Töpfe, Textilien usw. betrafen, eine Hilfe, die erheblich bescheidener war als die Lieferungen der USA, aber für die Versorgungslage im Norden des Landes eine erhebliche Bedeutung hatte. c) Der Verlust des Lebensunterhaltes für alle, die unmittelbar oder mittelbar für die Amerikaner tätig gewesen waren: in der Armee, in der Verwaltung, in der Polizei, aber auch im Hotel- und Dienstleistungsgewerbe bis zu den Prostituierten und kleinen Schuhputzerjungen. d) Das Ausbleiben der von den USA versprochenen Milliarden zur Reparatur von Kriegsschäden, aber auch von versprochenen Hilfgeldern anderer westlicher Länder, darunter auch der Bundesrepublik Deutschland. e) Spätestens ab 1977 erneute Verteidigungsanstrengungen, um den Einkreisungsring durch die VR China und der mit dieser verbündeten Roten Khmer zu durchbrechen. Kurz, von einem Tag zum anderen war Vietnam fast ausschließlich auf seine eigene Kraft und seine eigenen Mittel angewiesen, wobei ein großer

Teil dieser Mittel noch für das Militärbudget verwendet werden mußte. Dies bedeutete zwangsläufig ein kritisches Absinken des Lebensstandards fast für alle, insbesondere aber für die städtische Bevölkerung des Südens. Armut, Mangel und Arbeitslosigkeit waren die unvermeidlichen Folgen.

Zu diesen objektiven Voraussetzungen einer extremen Mangelsituation kam aber noch einiges Andere hinzu, nämlich vor allem das Schwinden einer ideologisch fundierten Motivation. Im Norden, in den Wäldern und Dschungeln des Südens, hatten die Menschen jahrzehntelang gekämpft, unter unvorstellbaren Härten und Opfern, oft Jahre oder jahrzehntelang getrennt von ihren Familien, von ihren Frauen und Kindern. Diese Opfer waren ihnen nicht einfach von oben abverlangt oder anbefohlen worden. Sie waren auch selber bereit gewesen, sie zu bringen, um den Kampf um die nationale Unabhängigkeit siegreich zu Ende zu führen, die Kolonialisten und Neokolonialisten aus dem Lande zu treiben, und um danach einer besseren, gerechteren Gesellschaft den Boden zu bereiten. Die ideologische Kraft, die im Kampf der Vietnamesen die Bereitschaft zur Askese und den Zusammenhalt gewährleistet hatte, lag in dem einstweiligen Ziel, über das sich alle einig wußten: die nationale Einheit und Unabhängigkeit. Und tatsächlich gab es im Norden ebenso wie im Maquis des Südens bis 1975 so gut wie keine Korruption und kaum politischen Dissens. Aus vielen erhalten gebliebenen Tagebuchaufzeichnungen und Briefen einfacher Vietminh- und Vietcong-Soldaten geht dies eindeutig hervor (vgl. Nguyen van Chiêu). 1975 war dies Ziel aber erreicht; das nächste, die sozialistische Gesellschaft, besaß eine solche Kohäsionskraft nicht — oder jedenfalls noch nicht. So wuchs nach dreißig Jahren Kampf und Opfer verständlicherweise auch bei vielen das Bedürfnis, nun die Früchte zu ernten, und wenn dies nur bedeutete, daß man jetzt vor allem für seine Familie, seine Kinder, seine Freunde, seine Neigungen da sein wollte. Soviel sollten Kampf und Opfer immerhin erbracht haben. Aber der Zustand des Landes gestattete selbst dies nicht. Enttäuschungen mußten zwangsläufig kommen. Daß diese Enttäuschungen so schwer wurden, lag aber nicht nur an der materiellen Situation, es hatte auch andere Gründe.

1. Die ideologische Vorbereitung auf den Sieg war unzureichend gewesen. Dieser Sieg war vielen allzu sehr als das Wunder erschienen, das ein Leben, wenn auch nicht im Überfluß, aber doch in Zufriedenheit und Ruhe möglich machen würde. Zehnmal schöner sollte, laut Ho Chi Minh, das Land nach dem Sieg aufgebaut werden. Diese Vorstellung hatte während des Kampfes zur ideologischen Kohäsion beigetragen — jetzt, nach dem Sieg, schlug sie in die entgegengesetzte Richtung aus, erwies sich als vorerst uneinlösbares Versprechen. Die Blitzartigkeit des Sieges, 1975, das Übermaß an Beute, die überall umherlag, mag zu diesen Illusionen — und zu der nachfolgenden Desillusionierung — beigetragen haben.

2. Viele der Kämpfer waren aber auch über die wirklichen Verhältnisse im Süden, vor allem in den Städten des Südens, falsch informiert. Sie waren nicht auf die Warenfülle dort vorbereitet, nicht auf die Tatsache, daß imperialistische Ausbeutung eines Landes auch mit Bestechung — mit dem Besitz von Eis-schränken, Transistorgeräten, Mofas usw. — einhergehen kann. Sie meinten,

eine hungernde Bevölkerung vorzufinden. Stattdessen war es ein relativer Wohlstand, der ihnen entgegentrat. Auch hier hatte die Erlöserideologie, die im Befreiungskampf vermittelt wurde, in diesem Kampf selber motivierend gewirkt. Jetzt, nach dem Sieg, sagten sich viele Kämpfer aber, sie seien belogen worden: Diese Leute, die im Süden in relativem Wohlstand lebten, hatten sehr viel mehr als sie selber und ihre Familien. — Andere, denen es undenkbar schien, von ihrer Partei und Regierung belogen worden zu sein, sahen in den Menschen, auf die sie im Süden trafen, gar nicht mehr ihre befreiten Landsleute, sondern samt und sonders Kollaborateure und Ausbeuter. Desillusionierung, Korruption und Zynismus auf der einen, die Tendenz zu Härte, Mißtrauen, Überwachung sowie Forderungen nach radikaler Enteignung auf der anderen Seite waren zwangsläufige Folgen allzu simpler Propagandavorgaben, und dies besonders dort, wo lokale Kader, die die Verhältnisse kannten, fehlten.

3. In dieser Situation entstand bei sehr vielen Befreiungskämpfern das Bedürfnis, sich selber versorgt zu wissen. Eine Industrie gab es im Süden kaum (allenfalls in der Umgebung von Ho Chi Minh-Stadt Ansätze dazu). Das bebaubare Land war noch verseucht und vermint, also gefährlich. So stellten die Verwaltung, die Bürokratie, die Polizei die günstigste Einstiegsmöglichkeit ins zivile Leben für die Befreiungskämpfer dar. Dies führte zwangsläufig zu einer Aufblähung des Verwaltungsapparates, zum Überhandnehmen vieler unproduktiver Tätigkeiten, deren materielle Lebensgrundlage von der reduzierten Zahl der produktiv Arbeitenden mitgetragen werden mußte. Natürlich stellt sich hier immer auch ein Legitimationsproblem: Die Notwendigkeit der eigenen Tätigkeit muß vor sich und anderen begründet werden. Dies gelingt am leichtesten im Bereich der nationalen Sicherheit. So entstehen immer mehr genehmigungspflichtige Bereiche im täglichen Leben, um gesellschaftlich legitimierte Arbeitsplätze für verdiente alte Kämpfer zu schaffen. Für jeden Furz brauchte man plötzlich ein Papier und einen Stempel. Jeder dieser Posten bringt aber auch die Versuchung mit sich, sich für die Genehmigung bzw. für die rasche Bearbeitung des Antrags auch etwas bezahlen zu lassen. So entsteht Korruption, die dann wieder selbst durch einen bürokratischen Apparat unter Kontrolle gebracht werden soll. Für diesen Apparat gibt es wiederum ideologische Konstruktionen, die ihn legitimieren sollen. Im Film »Eine Busfahrt nach Hanoi« wird z.B. eine korrupte Fahrkartenverkäuferin geschildert, gegen die sich die Fahrgäste empören und schließlich die Miliz rufen. Diese sorgt dafür, daß es bei der Vergabe der Tickets nunmehr gerecht zugeht. Die dahinterstehende Idee ist diejenige eines reingeblichen Elitekorps, das den Augiasstall ausmistet und, notfalls auch mit Härte, für geordnete Verhältnisse, Sauberkeit und Gerechtigkeit sorgt. Allerdings handelt es sich dabei um ein Elitekorps, das von der Bürokratie selber, also von oben her, eingesetzt wird: die Miliz, die Organe der öffentlichen Sicherheit. Werden Teile davon ihrerseits von der Korruption angesteckt, muß es zu einer Kontrolle der Kontrolleure kommen usw. Die Bedrohlichkeit einer solchen, auf absolute Reinheit und dementsprechend auf permanente Säuberung hinzielenden Ideologie brauche ich nicht eigens herauszuarbeiten. So etwas kann sehr schnell in den Stalinismus führen — vor

allem, wenn diese Kontrollen hauptsächlich dazu eingesetzt werden, Privilegien, die unabdingbar schienen, nämlich diejenigen des Sicherheitsapparates selber, zu schützen. Oder aber sie ist lächerlich und ineffektiv, wie das Revisoren-system im zaristischen Rußland, über das Gogol sich schon lustig gemacht hat.

3. Aber auch die bisher von den Amerikanern durchgefütterten Stadtbe-wohner erlebten so etwas wie einen ideologischen Zusammenbruch. Viele von ihnen hatten das Kriegsende herbeigesehnt — ohne sich aber Rechenschaft darüber zu geben, was dies wirtschaftlich und hinsichtlich ihres Sozialprestiges für sie bedeuten würde. Das bruske Absinken ihres Lebensstandards, das Ende ihrer Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten bezogen sie nicht auf das zwangs-läufige Ende einer künstlichen Ernährung (durch die USA), sondern sie legten es den Kommunisten zur Last, von denen sie sich unsagbar enttäuscht fühlten. Zu dieser Enttäuschung gehörte sicher auch, daß diese Kommunisten immer weniger dem Idealbild eines unkorruptierbaren asketischen Kämpfers, ent-schlossenen Revolutionärs und tatkräftigen Organisors entsprachen — ein Bild, das auch ihre Gegner sich von ihnen gemacht hatten —, sondern hin-sichtlich egoistischer Eigeninteressen, Korruption, trickreiches Ausnützen von »Beziehungen«, Vetternwirtschaft und Schlamperei ihnen selbst immer ähnli-cher zu werden schienen.

In diese Situation doppelter, ökonomischer wie ideologischer, Enttäuschung stieß das Verbot jeglicher privater Erwerbstätigkeit 1978. Das bedeutete, daß sie, die Städter, sich nun nach Planvorgaben, die ohne sie entstanden waren, passiv vereinnahmen lassen sollten für amtlich, von »oben«, als sinnvoll ange-sehene Projekte — die neuen ökonomischen Zonen beispielsweise —, aber auch, daß ihnen Initiative und Kreativität im eigenen Interesse — ein anderes Interesse konnten sie bislang noch gar nicht kennenlernen — nicht abverlangt wurde, sondern nur Gehorsam und Passivität. Die meisten dieser Menschen waren im Dienstleistungsgewerbe tätig oder sie waren Vermittler gewesen, Compradoren: Sie hatten die US-Importwaren vertrieben. Eine eigene Wirt-schaftskraft hatten sie auch unter den Amerikanern nicht aufgebaut; nun soll-ten sie sich zum Objekt einer Planwirtschaft machen lassen, ohne selber an die-ser Planung beteiligt zu sein. Die einer bürgerlich-kapitalistischen Ökonomie entsprechende Eigenständigkeit sollte also übersprungen werden, aus halbfeudal-er Abhängigkeit (auf dem Lande) und neokolonialen Vermittlungsfunktion-ten (in den Städten) sollten diese Menschen übergangslos eingeordnet werden in eine sozialistische Planwirtschaft, und zwar als deren am Lebensminimum hinvegetierende Arbeitskräfte. Das Ergebnis dieses Versuches war ein wirt-schaftliches Chaos im ganzen Land. Die landwirtschaftliche Produktion brach ebenso zusammen wie der Handel und das Handwerk. In diese Situation platz-te ich im Januar 1979 mit meiner damaligen Reise (Alsheimer 1979).

Heute muß man sagen, daß dieser Prozeß radikaler Vergesellschaftung des gesamten ökonomischen Lebens, unter der Losung »direkter Übergang vom Feudalismus und Neokolonialismus zum Sozialismus«, unter Überspringen der bürgerlich-kapitalistischen Entwicklungsphase, in Vietnam gescheitert ist. Ich wüßte auch kein anderes Land zu nennen, wo er geglückt wäre. Zur Ehre

der Vietnamesen muß gesagt werden, daß sie ihr Scheitern schon nach etwa zwei Jahren erkannten — nicht wie die VR China erst nach über zwanzig. Auf den ersten Blick hat die Theorie des direkten Überganges ja auch etwas Verführerisches an sich, besonders für ein Land wie Vietnam, aber wohl auch für andere, noch vorwiegend agrarische Gesellschaften: dort, wo die kollektiven Besitzformen am Boden noch in lebendiger Erinnerung der Menschen sind, aber auch kooperative Arbeitsformen — z.B. an den Bewässerungsanlagen und Deichsystemen — sich über Jahrhunderte in die Gegenwart hinübergerettet haben. Ihre Widerspiegelung fanden diese kommunitären Relikte einer asiatischen Produktionsweise in der vietnamesischen Sprache, aber auch im Bewußtsein, in den Identitätsformen der Menschen. Der Einzelne erfuhr sich von vornherein nicht als monadisches Individuum, sondern als Teilidentität seiner Familie (einschließlich der verstorbenen Ahnen), der Nachbarschaft, der Dorfgemeinschaft (einschließlich von deren Schutzpatron), aber auch der natürlichen und übernatürlichen Ortsgegebenheiten — Naturgeister, Gottheiten usw. Und der Einzelne bestimmte sich selber, ebenso wie jeden anderen, bis zu den Anredeformen, den persönlichen Fürworten hin, in Hinblick auf diese Einbezogenheit (vgl. dazu auch Wulff 1979, 8-32). Seine Identität gewann der vietnamesische Bauer also nicht so sehr in seiner Abgrenzung als Einzelwesen, als »ich«, sondern in seiner vielfachen Einbezogenheit in Familie, Dorfgemeinschaft und schließlich die eigene Nation. Paul Mus, einer der besten Kenner des Landes, hat dann auch darauf hingewiesen, daß die vietnamesischen Kommunisten diese innere Verwurzelung in einer gemeinschaftlichen Tradition in ihr eigenes revolutionäres Vokabular zu übernehmen suchten. Im Wort für Sozialismus bzw. Sozialisieren, das neu geschaffen wurde, klingt der gemeinschaftliche Boden, auf dem die Toten des Dorfes ruhen und der gemeinsamer Besitz ist, immer mit an (vgl. Mus 1952, 253ff.). So haben die vietnamesischen Kommunisten den französischen und amerikanischen Besatzern gegenüber auch immer die Haltung der Bewahrung der eigenen, vietnamesischen Tradition eingenommen — mit dem Versprechen, daß diese Tradition nur im Sozialismus, in der Gemeinschaft des Sozialismus, gerettet und aufgehoben werden kann.

Aber gerade die Tatsache, daß eine solche innere — moderner würden wir sagen: strukturelle — Beziehung zwischen Relikten der asiatischen Produktionsweise und der Gesellschaftsformation des Sozialismus besteht, ist nicht nur eine Chance zu einer reibungslosen Überführung der einen in die andere, sondern zugleich auch eine Schiene zum Rückfall in feudale Verhältnisse. Wo die Gleise da sind, kann die Reise in beide Richtungen gehen. In Vietnam hatte der Versuch, die bürgerlich-kapitalistische Entwicklungsphase zu überspringen, in den Jahren 1978 und 1979 auch tatsächlich zu einer gewissen Rückkehr feudaler Verhältnisse geführt. Die ideologische Kraft, die die Vergesellschaftung der Wirtschaft und die Installierung eines staatlichen Produktions- und Verteilungssystems getragen hatte, war nach dem Sieg erschöpft. Ohnehin hatte sie während des Krieges eher einem auf nationale Unabhängigkeit hinzielenden »Kriegskommunismus« gegolten, der überlebensnotwendig war, und nicht so sehr eine Vergesellschaftung freier Individuen dargestellt. Der sozialistische

Staat war — wie Rudi Dutschke (1974) es für die Sowjetunion ausgeführt hatte, in Anlehnung an den späten Wittvogel (1977) — an die Stelle des Herrschers und des Mandarinales, also der zentralen Autorität getreten. Im Krieg war diese Herrschafts- und Gesellschaftsform noch doppelt legitimiert: Einmal durch die Anstrengung des Kampfes, der alle, auch die wirtschaftlichen Tätigkeiten planvoll unterworfen werden mußten, zum zweiten aber auch durch ihre Verwurzelung in der nationalen Tradition — in Abhebung von der kolonialen und neokolonialen Fremdherrschaft und ihren kapitalistischen Einsprengseln. Nach dem Sieg verlor die erste Legitimierung an Gewicht; die zweite geriet hingegen in einen gewissen Widerspruch zu der Tatsache, daß Vietnam nun Teil eines — sozialistischen — Weltsystems geworden war und, ohne daß die Führung des Landes dies anzielte, auch objektiv abhängig wurde von seiner Führungsmacht, der UdSSR. Was ein paar Jahre zuvor noch als das Eigenste erschien, gewann nun plötzlich auch den Charakter einer ausländischen Importware.<sup>1</sup>

Der radikale Vergesellschaftungsversuch der vietnamesischen Wirtschaft erfolgte zu einem Zeitpunkt, da die Produktivität des Landes noch sehr schwach war. Moderne Arbeitsmittel, Maschinen, standen — und stehen auch heute — kaum zur Verfügung, vor allem nicht auf dem Agrarsektor. Dafür gibt es ein Millionenheer arbeitsloser bzw. unterbeschäftigter Menschen. Die Produktivkräfte sind bei weitem noch nicht so entwickelt, daß sie zum Motor einer gesellschaftlichen Entwicklung hin zum Sozialismus werden könnten; kurz, von der objektiven Situation her besteht für den Weg vorwärts, hin zum Sozialismus (und weg vom kleinen, privaten Besitz) keine Notwendigkeit. Und wo diese Notwendigkeit noch nicht einmal existiert, dort kann sich das Problem, wie man die Menschen dazu bringen soll, sie einzusehen, sich mit ihr zu identifizieren, noch gar nicht stellen. Propagandistisch läßt es sich jedenfalls nicht lösen. So wird durch den Stand der wirtschaftlichen Entwicklung die Gefahr vergrößert, auf den Weg zurück zu geraten, in eine von Zerfall in Feudalwirtschaften bedrohte asiatische Produktionsweise.

Kompliziert wird dies Problem noch dadurch, daß während des Krieges der USA immerhin ein paar Keimzellen einer bürgerlich-kapitalistischen Ökonomie entstanden waren. Ich rede hier nicht vom Handel, der selbstverständlich immer in privater Hand war, auch im Süden Vietnams, sondern davon, daß etwa 1970 die USA dem General Thieu zum erstenmal in der Geschichte des Südens nicht nur die Proklamierung, sondern auch die teilweise Verwirklichung einer Landreform abzwangen, die — mit Hilfe kleiner mechanischer Hilfen — zu einem bescheidenen Wohlstand eines Klein- und Mittelbauerntums vor allem im Mekong-Delta geführt hatte. Der erste Schritt zu privatem Besitz und privater Nutzung im Produktionssektor — nicht durch einzelne Großgrundbesitzer, sondern durch Millionen von Menschen — war damit gegangen. Kollektivierung bedeutete in solch einer Situation Enteignung — zugleich aber auch Gefährdung gerade erst zustandgekommener privater Identitäten und Identifikationen. Die noch sehr brüchige Bewußtseinsentwicklung hin zum freien, selbstverantwortlichen Individuum (und Produzenten) blieb auf der Strecke.

Paul Mus (1952), Le Thanh Khoi (1955), Nguyen Khac Vien (1972) u.a. haben die vietnamesische Geschichte beschrieben als einen immerwährenden Kampf der gerechten Gesellschaft (der Gemeinschaftstraditionen der asiatischen Produktionsweise, bewahrt durch einen Herrscher, der das Mandat des Himmels besitzt) mit einer ständig sie anagenden, in Frage stellenden Feudalisierung, die zum Zerfall und damit auch zur Gefahr der Fremdherrschaft führt. Immer wenn der Herrscher sich und die Zentralgewalt nicht mehr legitimieren kann, gewinnen feudale Machtzentren an Boden und mit ihnen auch Ausbeutung, persönliche Abhängigkeit, Korruption und Vetternwirtschaft. Was nach 1975 — bis etwa 1980 — in Vietnam geschah, hat meiner Vermutung nach mit diesem Prozeß etwas zu tun: Bei Legitimationsschwäche der zentralen Herrschaftsautoritäten (heute der kommunistischen Partei) kommt es zum Durchbruch persönlicher, vor allem familienbezogener Interessen und dazu, daß nun nicht mehr allgemeine, sondern Gruppen- und Claninteressen und -beziehungen, Verwandtschaft, alte Kriegskameradschaft, regionale Verwurzelungen im Norden, im Süden, im Zentrum, zum hauptsächlichen gesellschaftlichen Bindemittel werden. Jeder dieser Clans hat dann auch seine eigene Klientel. In diesen Rahmen gehören, glaube ich, die beschriebene Vetternwirtschaft, die Bedeutung persönlicher Beziehungen, die Korruption. Dabei möchte ich diese Erscheinungen noch nicht einmal allesamt ausschließlich negativ werten, und schon gar nicht moralisch. Der Feudalismus hat seine eigene Ethik und Moral, die nicht absolut bewertet und bemessen werden kann, sondern nur im Hinblick darauf, ob es im jeweiligen Augenblick eine fortschrittsweisende Alternative gibt. Heute drapieren sich Gruppeninteressen in Vietnam häufig mit sozialistischen Begriffen — wie sie seinerzeit sich mit denjenigen der konfuzianischen Ethik umgaben. Sie richtig anwenden zu können, gehört zu den Spielregeln. Es entsteht eine Art von Legitimationsliturgie, die nötig ist, um sich zu behaupten und um vorwärts zu kommen. Gleichzeitig kann man aber, wenn man dazugezählt wird, in solchen Verhältnissen auch treue Freundschaft, menschliche Achtung und Respekt kennenlernen, unterlegt durch starke Gefühle, menschliche Beziehungen also, die im Kapitalismus von Gewinnmaximierung und Konkurrenzstreben nahezu aufgezehrt worden sind.

Ich hatte darzustellen versucht, daß statt eines direkten Übergangs von einer halbfeudalen, zum Teil noch von Spuren einer asiatischen Produktionsweise gekennzeichneten und mit neokolonialen Einsprengseln versehenen Gesellschaft zum Sozialismus etwas ganz anderes in Vietnam zustande gekommen ist: Durch den Versuch, die sozialistische Zukunft durch die nationale Tradition zu legitimieren, kam es eher zu einer Wiederherstellung der asiatischen Produktionsweise — wobei Ho Chi Minh zweifellos für die Menschen noch das »Mandat des Himmels« (Le Thanh Khoi 1955), d.h. eine allgemein anerkannte Legitimität besaß. Diese Legitimität war auch im Versprechen begründet, die vom Kolonialismus und Neokolonialismus zum Teil zerstörten, zum Teil schwer bedrohten Identitäten — die nationalen, aber auch die familiären und dörflichen Gemeinschaftsformen sowie ihre Autonomie — wiederherzustellen. Dieses Versprechen, das den Bedürfnissen und Wünschen der meisten Vietnamesen entgegenkam (in gewisser Weise ihr ethnisches Unbewußtes aktivierte),

erklärt, zum Teil jedenfalls, den ungewöhnlichen Zusammenhalt des vietnamesischen Kampfes während der dreißigjährigen Kriegsanstrengungen. Nach dem Sieg kam es zum bereits geschilderten Legitimationsverlust, zu dem auch die Vielzahl der Gründe beigetragen haben mag, die ich zu Beginn aufführte. Von Bedeutung gewesen ist dabei möglicherweise auch der kollektive Führungsstil der vietnamesischen Partei nach Ho Chi Minhs Tod: Es gab keinen klaren Adressaten mehr für die Nöte des Volkes und auch keinen Träger mehr für das »Mandat des Himmels«. Die Gemeinschaftsformen der asiatischen Produktionsweise setzen nämlich, anders als diejenigen des entfalteten Sozialismus, eine zentrale Autorität in Gestalt eines persönlich verantwortlichen Monarchen voraus, an den vieles an Verantwortung delegiert werden kann. Ho Chi Minh konnte in dieser Funktion nicht mehr — oder doch nur zeitweise — durch Pham Van Dong ersetzt werden. Auch dieser kollektive Führungsstil mag beigetragen haben zu einer allmählichen Refeudalisierung nach 1975, d.h. zu einer zunehmenden Bedeutung rivalisierender Gruppen unter dem Deckmantel einer nominellen Einheit.

Diese Feststellungen entspringen keineswegs bloß einer formalen Deduktion. Ich habe bei meiner letzten Reise im Januar 1983 sehr deutlich wahrgenommen, daß es in Vietnam heute noch — oder wieder — Clans und Klientelen gibt, lokale, dezentrale Machtzentren, und daß der konfuzianischen Moral im sozialistischen Gewande, die diejenige des Allgemeinwohls, des Staatswesens als Ganzes ist, die Feudalmoral der persönlichen Treue, Verbindlichkeit und Abhängigkeit gegenübersteht. Diese letztere hat sich, so meine ich, in den letzten Jahren weitgehend durchgesetzt. So ist es kein Zufall, daß mir Freunde (alte Parteimitglieder) sagten, in Vietnam gebe es heute eigentlich gar keine Führung mehr: Zwar einen immer noch perfekt funktionierenden Machtapparat, gleichzeitig aber rivalisierende Clans, die sich seiner wechselweise bedienen. Statt zum Sozialismus hätte also das Überspringen der bürgerlich-kapitalistischen Entwicklungsphase ein Stück weit zurück in eine neue Feudalisierung geführt.

Die Frage muß sich jetzt stellen, ob die in Vietnam zeitweise übersprungene bürgerlich-kapitalistische Entwicklungsphase innere Voraussetzungen hervorbringen kann, die unabdingbar auch für einen entwickelten Sozialismus sind. Ich will hier nicht näher auf die Entfaltung des Widerspruchs von Lohnarbeit und Kapital eingehen. Mit seiner Entfaltung entsteht aber gleichzeitig auch das freie Individuum, als Elementarbestandteil des gesellschaftlichen Lebens, und sei es lediglich in der reduzierten Gestalt des Proletariers, der nur über seine eigene Arbeitskraft »frei« verfügt. Gleichzeitig mit der damit zusammenhängenden Verallgemeinerung der Marktbeziehungen entsteht auch die Idee der bürgerlichen Freiheiten. Dieser Entstehungsprozeß und seine psychischen Voraussetzungen sind aber, wie ich meine, auch gebunden an die freie Verfügung über privates Eigentum für alle Mitglieder der Gesellschaft (wieviel oder wie wenig sie im einzelnen auch besitzen mögen, in vielen Fällen eben nur die eigene Arbeitskraft). Marx, der die kapitalistische Entwicklungsphase als unabdingbar für den Übergang zum Kommunismus ansah (wenn auch nicht in jedem einzelnen Land), betonte immer die Befreiung des Individuums von den bornier-

ten, feudalen Verhältnissen mit ihren persönlichen Abhängigkeiten, die der Kapitalismus vollzieht — allerdings, in der Phase der Akkumulation, oft als eine Befreiung, die für viele tödlich wird. Ich meine, daß nur derart befreite Individuen — dann, wenn die gesellschaftliche Entwicklung es fordert, und wenn sie aus dieser Entwicklung die Konsequenzen ziehen, wenn sie ihre Notwendigkeit einsehen — sich auch frei zusammenschließen können zu einer gemeinschaftlichen Produktion. Mit anderen Worten: Das bürgerlich-freie Individuum muß erst zustande gekommen sein, auch als »Persönlichkeit« (die proletarische mit eingeschlossen), es muß frei (von feudalen Abhängigkeiten) geworden sein, um diese Freiheit im Kommunismus auch in eine gewollte Gemeinschaftlichkeit einbringen (und in ihrer individualistischen Borniertheit aufheben) zu können. Der »direkte Übergang« berücksichtigt nicht die Notwendigkeit eines solchen dialektischen Prozesses, der m.E. allein über den Sozialismus in eine kommunistische Gemeinschaftsform hineinführen kann. Alle anderen Versuche führen zwangsläufig zu einem gesellschaftlichen Rückschritt, der in Vietnam auch wahrnehmbar ist, trotz des besten Willens und der Integrität der meisten seiner Führungskader.

Ich habe versucht darzustellen, daß auch entsprechende individuelle Persönlichkeitsstrukturen, nicht nur die ökonomischen Voraussetzungen, entstehen müssen, um den Übergang zum Kommunismus zu einem Vergesellschaftungsprozeß freier Produzenten zu machen, wie Marx ihn voraussah und wollte. Dazu genügt die sozialistische Reform- und Revolutions-Schematik — auf dem Agrarsektor beispielsweise kurzfristige Privatisierungen des Landbesitzes, um diese wenige Jahre später in Gemeineigentum zu überführen — eben nicht. Wenn sie also nur kurzfristig von der Zentralmacht gewährt und jederzeit von ihr auch wieder entziehbar wahrgenommen werden, führen »freie«, private Eigentumsformen eben nicht zu ihren unabdingbaren Entsprechungen in der Persönlichkeit der Menschen. In Vietnam entstand darüber hinaus noch die Lage, daß die Menschen aus *einer* Abhängigkeit — derjenigen des Imperialismus, auch dort, wo er Geschenke gab — in diejenige der neuen Zentralmacht hineingerieten, die sie verplant und ihnen ihre Aufgaben als befohlene Pflichten, ebenso wie ihre Rationen am Produkt gesellschaftlicher Arbeit, von oben zuweist. Dies führt zwangsläufig zu einer Passivierung, vor allem, wenn der Gesamtvorgang nicht mehr legitimiert, von einem allgemeinen Konsens getragen ist. Ich meine, daß jetzt, im Frieden, nur die Möglichkeit auch privaten Eigentums die nötige Aktivität, die Initiative und Kreativität wecken kann, die zu einer weiteren, wirtschaftlichen wie persönlichen, Entwicklung führt.

Ende 1979 hat sich die vietnamesische Partei zu einem Schritt in Richtung einer derartigen Entwicklung entschlossen. Die Zukunft wird zeigen, ob die Entscheidung, ähnlich wie in Ungarn, einer weisen Voraussicht entsprang, oder ob nur ein wirtschaftlich und psychologisch unhaltbarer und explosiver Zustand kurzfristig beseitigt werden sollte, um später die alte Absicht eines direkten Übergangs zum Sozialismus doch noch zu erzwingen.<sup>2</sup>

Freilich bleiben am Schluß dieser Überlegungen die Fragen offen. Leichter ist es zu sagen, wie es nicht geht, als wie es geht. Jeder Lösungsversuch ist, wie man zur Genüge erfahren hat, von äußeren Einmischungen gefährdet, die in-

nerer Widersprüche überdeterminieren können. So besteht zweifellos auch die Gefahr, daß zugelassene private Eigentumsbildung und ihre politischen und ideologischen Repräsentanten die sozialistische Regierungsgewalt einfach hinwegfegen und das Land ins kapitalistische Lager einbringen, wo der weitere Entwicklungsprozeß dann durch Machtmittel einfach unterdrückt werden kann. Aber auch die entgegengesetzte Gefahr besteht, daß sozialistische Wachsamkeit den notwendigen Entwicklungsprozeß aus eben dieser Sorge heraus vorzeitig blockiert. Es gibt keine »Sicherheit« vor der Dialektik der Widersprüche. Oder jede undialektische Sicherheitspolitik wird auf die Dauer zum gefährlichsten Sicherheitsrisiko.

### Anmerkungen

- 1 Hier muß hervorgehoben werden, daß es sich dabei nicht um eine Feststellung objektiver Tatsachen handelt, sondern um Wahrnehmungen aus der Perspektive eines traditionellen (National-)Bewußtseins.
- 2 Die Lektüre vietnamesischer Zeitschriften dieses Jahres, insbesondere des »*Courier du Vietnam*« (Hanoi), weist darauf hin, daß inzwischen wieder versucht wurde, die private wirtschaftliche Aktivität stärker zu begrenzen.

### Literaturverzeichnis

- Alsheimer, G.W. (= Erich Wulff), 1968: Vietnamesische Lehrjahre. Sechs Jahre als deutscher Arzt in Vietnam (31979)
- Alsheimer, G.W., 1979: Eine Reise nach Vietnam, Frankfurt/M.
- Condominas, G., u. R. Pottier, 1982: Les Refugies originaires de l'Asie de Sud-Est. Rapport au President de la Republique. Collection des rapports officiels. Documentation française. Paris
- Dutschke, R., 1974: Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen. Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus. Berlin/West
- Giesenfeld, G., 1981: Land der Reisfelder. Vietnam, Laos, Kampuchea. Köln
- Le Thanh Khoi, 1955: Le Vietnam. Histoire et Civilisation. Paris
- Mus, P., 1952: Vietnam, Sociologie d'une Guerre. Paris
- Nguyen Khac Vien, 1972: Experiences Vietnamiennes. Paris
- Nguyen van Chiêu, 1955: Journal d'un Combattant Viet Minh. Paris
- Slotte, W.H., 1967: Transscript of Interviews with a Viet Cong Leader of Sabotage Squad in Saigon. Manuskript
- Wittvogel, K.-A., 1977: Die orientalische Despotie. Frankfurt/M.
- Wulff, E., 1979: Transkulturelle Psychiatrie (Argument-Studienheft SH 23). Berlin/West

Ernest Borneman

## Sexualität als Zwangsritual

### Kritische Anmerkungen zu Claude Lévi-Strauss und Georges Devereux

Nach Claude Lévi-Strauss (Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Frankfurt/M. 1981) ist der Frauentausch — manchmal auch »Frauenzirkulation« genannt — sowohl das Zentrum aller menschlichen Gesellschaftsordnungen wie auch der Motor allen kulturellen Fortschritts. Nach dieser These war der Austausch von Frauen zwischen Männern der Impuls, der die menschliche Gattung aus der Rückschrittlichkeit, Dumpfheit und Abgeschlossenheit kleiner endogamer, voneinander isolierter Urhorden in die neue, bessere Welt der Exogamie und des Inzesttabus geführt habe. Die Verwandlung geschlossener, stagnierender Urzellen der Gesellschaft in kommunizierende, offene Sozialsysteme sei ausschließlich dem geregelten Austausch der Frauen innerhalb und zwischen den Urkulturen zuzuschreiben.

Der Ethnopschoanalytiker Georges Devereux, der alle sexuellen Beziehungen auf das Talionsgesetz zurückführt, stimmt mit Lévi-Strauss überein, stellt aber eine eigentümliche Verbindung zwischen Frauentausch und Talion her (Georges Devereux: Ethnopschoanalytische Überlegungen zur Idee der Verwandtschaft. Französisch in *L'Homme* 5, 1965, 224-247. Deutsch in: Georges Devereux, *Ethnopschoanalyse*. Frankfurt/M. 1978, 170-203). Das Talionsgesetz sagt: »Auge um Auge, Zahn um Zahn.« Das Frauentauschgesetz sagt: »Frau um Frau, Gattin um Gattin, Mutter um Mutter, Tochter um Tochter, Schwester um Schwester.«

Devereux greift eine dieser Tauschformen, den Schwesterntausch, auf und demonstriert daran seine These, daß jeder Geschlechtsverkehr ursprünglich als Entehrung empfunden wurde: »Auf der bewußten Ebene wird gesagt: 'Da du so freundlich warst, mir deine Schwester anzubieten, ist es mir eine Freude, dir meine anzubieten.' Auf einer weniger bewußten Ebene heißt es: 'Indem ich mit deiner Schwester schlief, habe ich dich entehrt; also muß ich erdulden, meinerseits entehrt zu werden, indem du mit meiner Schwester schläfst'.« Andererseits führt Devereux die Entehrung weder auf den Verlust der Jungfernschaft der Schwester zurück, noch auf den Verlust der Schwester als unbeschädigte Arbeitskraft, sondern auf die ödipale Logik, daß der Geschlechtsverkehr zweier Männer mit der gleichen Frau stets eine Surrogatform des homosexuellen Verkehrs der beiden Männer miteinander sei. Verkuppelt ein Mann seine Schwester an seinen Freund, so ist auch das, nach Devereux, ein Substitut des homosexuellen Verkehrs der beiden Männer. Nach dieser Logik ist der ganze Frauentausch, die ganze Frauenzirkulation, in einer solchen Männergesellschaft damit nichts anderes als eine Form des homosexuellen Verkehrs der Männer mit Hilfe der als Zwischenglieder in die Männerkette eingefügten Frauen. Da aber, nach Devereux, gerade solche Gesellschaftsordnungen, die keine eigentliche Homosexualität, sondern nur eine symbolische, mit Hilfe der gemeinsamen Frauen konsumierte Homosexualität praktizieren, besonders

stolz auf ihre Heterosexualität und besonders empfindlich gegen jeden Vorwurf der Homosexualität sind, betrachten sie die Verführung ihrer blutsverwandten Frauen durch Männer anderer Sippen als eine implizierte Entehrung, als eine Form der »Unmännlichkeit«, der »Verweichlichung«, der »Feminisierung«. Devereux: »Koitiert zu werden, schändet die Ehre der Frau, aber noch mehr und vor allem die der Männer ihrer Familie ... Sie können ihre Ehre nur retten, indem sie das Gegenteil beweisen — daß sie *nicht* feminisiert werden und *noch* potenter sind als der Mann, der ihre Frau, Tochter oder Schwester verführt hat.« Da Devereux alles andere als inkonsequent ist, geht er in seiner konsequenten Darstellung des Entehrungsvorgangs noch weiter: »Auf der narzißtischen Ebene stellt sich das Problem aber anders dar: Nur die Schwachen und Einfältigen beteiligen sich am Tausch. Es ist rühmlicher, eine Frau zu verführen — noch besser, sie zu vergewaltigen — als sie im Austausch zu erhalten ... Die Geschichte Tausender von Massakern, Pogromen, Belagerungen, Eroberungen und Plünderungen belegt im Übermaß, wie die Vergewaltigung der Frauen der Feinde den Ruhm mehrt — und ganz besonders, wenn dies *in Gegenwart* ihrer Väter, Brüder oder Männer — und *nicht* der ihrer Mütter oder Schwestern geschieht.«

Devereux gibt sich nicht mit der Vorstellung zufrieden, daß die Frau all diese patriarchalen Denkprozesse internalisiert, sondern räumt ein, daß der Frauenaustausch aus ihrer Perspektive anders aussieht: »Es scheint mir klar zu sein, daß eine normale Frau sich nicht gedemütigt fühlt, wenn sie Liebe macht. So seltsam es klingen mag, sie fühlt sich im Grunde nicht einmal durch eine Vergewaltigung gedemütigt. Unbestreitbar ist die Furcht vor der Penetration beim Mann so real wie bei der Frau. Ich habe junge, vollkommen gesunde Matrosen gesehen, die ohnmächtig wurden, als man sie mittels Injektion impfte. Aber wie Marie Bonaparte richtig bemerkt, beruht das Sexualleben der Frau gerade auf der Fähigkeit, die Penetrationsangst in Lust umzusetzen. So kehre ich entgegen der allgemein anerkannten Auffassung Ursache und Wirkung um: nicht die Demütigung der Frau durch den Mann erklärt die Schande der männlichen Familienmitglieder; im Gegenteil: diese erklärt jene. Die Frau demütigt mit ihrem Verhalten *ihre* Männer.« Das bedeutet, wenn ich es richtig verstehe, daß die getauschte Frau in Wahrheit den Tausch provoziert, da sie, als die eigentliche Herrin des Patriarchats, in keiner anderen Weise ein derartiges Maß an Dominanz erreichen kann als durch die stetige Demütigung der sich unabhängig und dominant wahnenden Männer. Die Achillesferse dieser Männer ist, nach Devereux, ihre heterosexuelle Potenzangst — ihre Angst, für schwul (und damit, nach heterosexuellen Maßstäben, für impotent) gehalten zu werden. Ihre Schwäche ist also ihre psychische Instabilität, die durch jede selbständige heterosexuelle Tätigkeit ihrer Frauen mit totem Zusammenbruch bedroht wird. Der Kompromiß, mit dem das Patriarchat auf diese Bedrohung reagiert, ist nach Devereux die Hochzeit, die nach seiner Deutung weder ein gegenseitiges Gelübde zweier Individuen noch ein Versorgungsvertrag zwischen zwei Sippen ist, sondern dem rituellen Abbau der Feminisierungsangst der Männer dient. Wenn die männlichen Verwandten der Braut befürchten müssen, daß der Bräutigam sie alle durch den Akt der Entjungferung ihrer Sippengenossin zu

symbolischen Schwulen macht, dann müssen seine männlichen Verwandten es erdulden, daß sie, die Braut, die ganze Bräutigamssippe düpiert, indem sie mit dem Bräutigam symbolischen Inzest begeht, das heißt, die Stellung der einzig Geliebten einnimmt, die bisher seiner Mutter vorbehalten war. Der Vorwurf der Feminisierung wird gegen den Vorwurf des Inzests ausgetauscht, und der Tausch wird mit einer Zeremonie besiegelt, die man Hochzeitsfeier nennt.

An dieser Logik stört mich vieles:

1. Sie setzt voraus, daß alle Gesellschaftsordnungen männerdominiert sind und die Männer freies Verfügungsrecht über ihre Frauen haben.

2. Sie stellt den Geschlechtsverkehr als eine grundsätzlich demütigende und entehrende Tätigkeit dar. Wenn jeder Mann fürchten muß, seine Mitbürger könnten denken, er wolle in Wahrheit lieber mit dem Bruder, Gatten, Vater oder Sohn seiner Sexualpartnerin als mit ihr selber schlafen, dann wird nicht nur die Homosexualität, sondern auch die Heterosexualität verteufelt — und zwar in noch höherem Maße als in der katholischen Trias von Erbsünde, Prädestination und Verdorbenheit der Menschennatur.

3. Sie stellt Vergewaltigung als zeitlose Ruhmestat dar — zwar in der heutigen Gesellschaftsordnung weitgehend sublimiert, aber in den archaischen Bedürfnissen der menschlichen Gattung doch nach wie vor aktiv und deshalb unüberwindbar. Hier werden sexuelle Bedürfnisse und psychische Prozesse ahistorisch dargestellt — als ob nur die Gesellschaft, die Sexualmoral und das Ausmaß der Sublimierung historischen Einflüssen unterworfen wären, die Psyche des Menschen und seine sexuellen Bedürfnisse dagegen biologisch geprägt und historisch unveränderlich seien. Das ist ein Mißbrauch der Freud'schen Theorie von der Zeitlosigkeit des Unbewußten, denn die sexuellen Bedürfnisse des Menschen sind nur zum Teil unbewußt, und die Psyche besteht sowohl aus bewußten wie aus unbewußten Segmenten.

4. Selbst wenn ich Devereux' Logik akzeptiere, daß die Frau im Patriarchat nur scheinbar vom Manne dominiert wird, in Wahrheit aber den Mann dominiert und zu Exzessen provoziert, weil seine Demütigung (und damit seine Manipulierbarkeit) dadurch nur noch größer wird, so paßt mir die Vorstellung, daß der Geschlechtsverkehr ein grundsätzlich kastrierender Vorgang sei, ganz und gar nicht. Nach meiner Deutung ist Geschlechtsverkehr der einzige zwischenmenschliche Vorgang, der kein Nehmen ermöglicht, ohne daß dafür etwas gegeben wird. Deshalb dient er nicht zur Errichtung gesellschaftlicher Machtverhältnisse, sondern zu deren Abbau. Der Geschlechtsverkehr »durchbricht ... die Massenbindungen der Rasse, der nationalen Absonderung und der sozialen Klassenordnung und vollbringt damit kulturell wichtige Leistungen« (Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse, GW XIII, 159). Selbstverständlich nehmen die sexuellen Beziehungen in unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen unterschiedliche Formen an. Aber in allen Gesellschaftsordnungen bewahrt der Geschlechtsverkehr die Eigentümlichkeit, daß er selbst unter den ausbeuterischsten Produktionsverhältnissen immer noch relativ ausbeutungsfreie Beziehungen ermöglicht. Deshalb halte ich Devereux' Reduktion der Sexualität zu einem in jeder Gesellschaftsordnung gleichen Instrument

der gegenseitigen Demütigung der Geschlechter für verfehlt und nicht aus der Psychoanalyse Freuds ableitbar.

5. Sexualität *kann* in bestimmten Gesellschaftsordnungen, in denen die — um ihre Heterosexualität bangenden, ihre latente Homosexualität furchtsam verdrängenden, Macht über das andere Geschlecht anstrebenden — Männer dominieren, durchaus die Form annehmen, die Devereux beschreibt. Aber nicht alle Gesellschaftsordnungen entsprechen seiner Beschreibung. Zudem ist die Hoffnung, durch Bewußtmachung des Unbewußten und Überwindung der historisch gewachsenen Ausbeutungsvorgänge eine bessere Gesellschaftsordnung zu errichten, ein gesellschaftsverändernder Faktor. Im Gegensatz zu Lévi-Strauss bin ich deshalb nicht bereit, den Frauentausch als Instrument der sozialen Dynamik zu akzeptieren, sondern neige nach wie vor zu der von Devereux verhöhten Ansicht, daß Arbeit das Instrument des Fortschritts und daß der aus der Veränderlichkeit der Werkzeuge entspringende Wunsch nach Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände der Motor der historischen Veränderung ist.

6. Die von Devereux als ödipal und deshalb als unveränderlich beschriebenen Ängste vor Homosexualität und Inzest scheinen mir weder notwendig aus der angeblich universellen Existenz des Ödipuskomplexes noch aus anderen mir ersichtlichen Gründen zu folgen. Zwar weiß jede Mutter, welches Kind das ihre ist. Aber nicht jedes Kind weiß, wer seine Mutter ist. Selbst wenn wir einen universellen Ödipuskomplex zwischen Mutter und Sohn postulieren, ergibt sich das analoge Postulat also nicht zwischen Sohn und Mutter. Da der Vater niemals sicher sein kann, ob die Tochter seiner Gattin auch seine eigene Tochter ist, steht das latent inzestuöse Verhältnis zwischen Vater und Tochter auf noch schwächeren Beinen als das zwischen Sohn und Mutter. Die Tochter mag zwar wissen, wer ihre Mutter ist, so daß sich zwischen den beiden Frauen ein negativer Ödipuskomplex entwickeln mag, aber da die Tochter niemals sicher sein kann, ob der Gatte ihrer Mutter ihr leiblicher Vater ist, sind die inzestuösen Spannungen zwischen Tochter und Vater — zumindest im biologischen Sinne — alles andere als universell.

7. Mehr als achtzig der fast 500 in den Human Relations Area Files, dem größten ethnologischen Archiv der Welt, verzeichneten Gesellschaftsordnungen legen keinen Wert auf die Präzisierung der Vaterschaft. Deshalb bildet sich in ihnen auch kein ödipales Spannungsverhältnis zwischen Vätern und Töchtern heraus — und übrigens auch kein negativer Ödipuskomplex zwischen Vätern und Söhnen. Rechnen wir dann noch die Avunkulate und ähnliche Gesellschaftsformen hinzu, in denen der Vater zwar bekannt ist, aber keine affektive Rolle im Leben der Tochter spielt, dann reduziert sich die Anzahl der ödipal orientierten Kulturen noch weiter. Wenn die Psychoanalyse nicht zur Farce werden will, indem sie statt der zur Aufrechterhaltung der ödipalen These erforderlichen Affektbeziehungen zwischen blutsverwandten Eltern und Kindern eine stetig wachsende Reihe von »symbolischen« Vätern, »symbolischen« Müttern und »symbolischen« Kindern zitiert, dann läßt sich die These von der Universalität des Ödipuskomplexes selbst bei günstigster Beurteilung des verfügbaren Belegmaterials wirklich nicht aufrechterhalten. Damit fällt aber auch

die These von der universellen Gültigkeit der männlichen Homosexualitätsangst und ihres Einflusses auf die angebliche Furcht aller Männer vor der Entjungferung ihrer weiblichen Blutsverwandten durch fremde Männer.

8. Übernehme ich nun die strukturalistische Technik, mit der Devereux vorgeht, so muß ich mich fragen, ob es auf Grund seiner Logik nicht irgendwo und irgendwann gynäkokratische oder zumindest gynäkofokale Gesellschaftsordnungen gegeben haben muß, in denen dank der Dominanz der Frauen »Männertausch« und »Männerzirkulation« geherrscht haben. Ich stelle mir jetzt in Anlehnung an Devereux' Denkmodell die ödipalen Prozesse und ihre sexuellen Folgen in einer solchen Gesellschaft vor, beginnend mit der dort zweifellos herrschenden Institution des Brudertauschs: Sagt also Frau A, Schwester eines soeben von Frau B verführten Mannes: »Du hast meinen kleinen Bruder vernascht, liebe B, und hast damit mich und meine ganze Sippe entehrt. Jetzt werde ich mir erlauben, deinen kleinen Bruder zu verführen, damit deine Sippe entehrt wird und endlich wieder Recht und Ordnung in unseren beiden Sippen herrscht.« Oder Frau C, die soeben den Bruder der Frau D entjungfert hat, sagt zu ihr: »Liebe D, da ich mir gestern deinen Bruder zu Gemüte geführt und damit deine Familie gedemütigt habe, biete ich dir hiermit meinen Bruder an, obgleich ich natürlich weiß, daß das meine ganze Familie demütigen wird.« Wieso fühlt jede dieser vier Frauen, daß die Verführung ihres Bruders durch eine der anderen Frauen sie und ihre ganze Familie entehrt und demütigt? Weil in dieser Gesellschaftsordnung die Unschuld des Mannes hin ist, wenn er sich von einer Frau verführen läßt. Da seine Schwester dazu da ist, seine Unschuld vor allen sexuellen Angriffen durch andere Frauen zu beschützen, wird auch sie entehrt, wenn ihr dies mißlingt. Entehrt wird durch die gleiche Verführung aber auch die nächste Blutsverwandte des Mannes — seine Mutter. Wenn er verheiratet ist und die andere ihm zwar nicht seine Unschuld geraubt hat, aber doch seine Ehe entwürdigt hat, schändet und entwürdigt sie durch ihre Verführung des Mannes natürlich auch seine Frau und seine Tochter. Wieso aber nehmen diese Frauen die Verführung ihres Bruders, Gatten, Sohns oder Vaters durch eine andere Frau so schrecklich ernst? Wieso fühlen sie sich durch einen sexuellen Akt, der eigentlich nur die beiden Beteiligten etwas angeht, entehrt und gedemütigt? Weil diese Frauen eine sehr schwache Heterosexualität besitzen und dauernd fürchten, daß die andere Frau eigentlich gar nicht so sehr den Mann — den Bruder, Gatten, Sohn oder Vater — als vielmehr dessen Schwester, Gattin, Tochter oder Mutter verführen wollte. Das ist aber eine indirekte Anklage gegen die Schwester, Gattin, Tochter oder Mutter, daß auch sie eigentlich lieber mit der verführenden Frau als mit dem eigenen Mann geschlafen hätte und ist also eine indirekte Bezeichnung, daß sämtliche weiblichen Blutsverwandten des verführten Mannes lesbisch seien. Da gerade Frauen, die ihre lesbischen Neigungen intensiv verdrängt haben, besonders empfindlich gegen solche Bezeichnungen sind, empfinden sie sie als demütigend und fühlen sich verpflichtet, ihre Heterosexualität unter Beweis zu stellen, indem sie eine möglichst große Anzahl von Männern verführen — vorzugsweise natürlich die Gatten, Brüder, Väter oder Söhne jener Frauen, die ihre eigenen Gatten, Brüder, Väter oder Söhne verführt und dadurch entehrt ha-

ben. Besser als einen solchen Mann zu verführen, ist es natürlich, ihn zu vergewaltigen. Interessanterweise fühlen sich die Männer in dieser frauenrechtlichen Gesellschaftsordnung durch die Vergewaltigung ebensowenig entehrt wie durch die Verführung. Aber das behalten sie selbstverständlich für sich. Sie geben zwar vor, stets um ihre Unschuld zu bangen, aber in Wahrheit sind sie es, die den Männertausch und die Männerzirkulation provozieren, weil sie dadurch an Status gewinnen und obendrein natürlich noch die Vielfalt der sexuellen Abenteuer genießen. Mit keiner anderen Methode können sie ein derartiges Maß an Dominanz gewinnen als durch die stetige Demütigung der sich sonst so dominant gebärdenden Frauen. Jeder Mann weiß, daß die Achillesferse der Frauen ihre konstitutionelle Angst ist, als unfähig betrachtet zu werden, eine genügende Anzahl von Männern verführen zu können. Die Schwäche der Frauen — das weiß jeder Mann in dieser Gynäkokratie — ist ihr mangelndes Selbstvertrauen, das jederzeit völlig zusammenbrechen kann, wenn die Männer eigene sexuelle Initiativen entwickeln. Deshalb kann der Mann in einer solchen Gesellschaftsordnung die Frauen nur dann dominieren, wenn er stets vorgibt, sich vor ihnen und ihren Verführungskünsten schützen zu müssen. Das erklärt auch, weshalb Männer, die vor nichts auf der Welt so große Angst wie vor Vergewaltigung zu haben scheinen, in Wahrheit nichts dringender ersehen, als vergewaltigt zu werden. Das war natürlich nicht immer so. Einst hatten die Männer, genau wie die Frauen, wirklich Angst davor, eine vergewaltigende Vagina über ihr armes, leidendes Geschlechtsteil gestülpt zu bekommen. Aber wie Marie Bonaparte richtig bemerkt hat, beruht das Sexualleben des Mannes gerade auf der Fähigkeit, Stülpangst in Lust umzusetzen. Deshalb sind die Männer auch die eigentlich Verantwortlichen für jede Art des Vergewaltigtwerdens. Denn durch ihr ständiges Kokettieren mit ihrer Vergewaltigungsangst erzeugen sie natürlich überhaupt erst die Vergewaltigungslust der Frauen. Seit einiger Zeit hat die Autonome Männerbewegung in jedem Ort Männerhäuser eingerichtet, in denen vergewaltigte Männer Schutz vor den vergewaltigenden Frauen finden können. Dabei hat es sich bekanntlich herausgestellt, daß die angeblich vergewaltigten Männer, sobald sie wieder aus den Männerhäusern ausgezogen sind, sich prompt von neuem mit vergewaltigenden Frauen einlassen. Solche Männer behaupten stets, sie wären von den Frauen getäuscht worden. Die Frauen hätten sich am Anfang völlig verstellt und hätten den Eindruck vermittelt, liebevoll und zärtlich zu sein. In Wahrheit fühlen sich bestimmte Männer aber gerade zu vergewaltigenden Frauen hingezogen und wählen immer wieder von neuem — zwar unbewußt, aber doch ganz zielstrebig — jene Partnerinnen aus, die sich nach kurzer Bekanntschaft als besonders roh und brutal herausstellen.

Ein Blick in den Spiegel schadet nie. Jedes Bild läßt sich verifizieren und falsifizieren, indem man es seitenverkehrt betrachtet. Ich habe Lévi-Strauss' These von der Frauenzirkulation und Devereux' These vom Talionsgesetz der Geschlechterbeziehungen hier einer solchen Umkehrtechnik unterzogen. Sie mag ironisch klingen, ist aber ernst gemeint. Im übrigen weise ich darauf hin, daß der von mir in meinem Buch »Das Patriarchat« bereits 1975 geäußerte Zweifel an der Alleinexistenz männerdominierter Gesellschaftsordnungen durch das

Studium der Human Relations Area Files (Yale University, New Haven, Connecticut) verstärkt worden ist. Alle sexualwissenschaftlichen und psychoanalytischen Thesen, die von der Annahme ausgehen, Männerherrschaft sei universell, sind mit Skepsis zu betrachten.

## Dokumentation

### »Massenkommunikation und Arbeitsemigranten«

»Arbeitsemigranten haben ein Recht auf regelmäßige Information über ihr Herkunftsland und über ihr Gastland in ihrer Muttersprache«, heißt es in der KSZE-Vereinbarung von Helsinki 1975. Unter dem Eindruck, daß dieser Beschluß noch nicht die erwünschten Folgen hatte, wurde auf einer mit der UNESCO veranstalteten Konferenz »The role of information in the realization of the human rights of migrant workers« vom 19.-22. Juni 1983 in Tampere (Finnland) zur Mitarbeit an einer »international joint study« aufgerufen. Als Ziele der Studie, die zunächst aus einzelnen Länderberichten bestehen soll, wurden genannt: Untersuchung der Kommunikationssituation von Arbeitsemigranten unter Aspekten der Menschenrechte; die Ausarbeitung von medienpolitischen Strategien; die Formulierung internationaler Richtlinien; die Untersuchung des Bildes von Arbeitsemigranten in den Medien. Interessenten können sich bis zum 30. Juni 1984 melden bei: Department of Journalism and Mass Communication, University of Tampere, P.O. Box 607, SF-33101 Tampere 10, Finnland (Telefon 931-156 243).

Der vollständige Text des Schlußdokuments sowie ein »National Report: Media, Migrants and Marginalization« zur Situation in der Bundesrepublik und Westberlin sind dort erhältlich, oder auch bei: Manfred Oepen, Skalitzer Straße 63, 1000 Berlin 36 (Telefon: 030/612 31 75), der als einziger Deutscher an der Konferenz teilgenommen hat. Weitere Informationen finden sich im Beitrag »Für eine ausländerbezogene Medienpolitik« in Heft 5 (Oktober 1983) von »Migration« (express edition, Kottbusser Damm 79, 1000 Berlin 61, Telefon: 030/693 20 64).

### Aufruf

Erst unter massivem öffentlichem Druck wurden am 19. August 1983 Benny Härlin und Michael Klöckner aus über dreimonatiger Untersuchungshaft entlassen. Sie stehen weiterhin unter der Anklage der »Werbung für eine terroristische Vereinigung« nach § 129a StGB. Als Begründer der »Zeitungskooperative« werden sie für die in der »Radikal« abgedruckten Kommandoerklärungen der Revolutionären Zellen und anderer Gruppen verantwortlich gemacht.

Verstärkte Zensur durch Kriminalisierung von Journalisten erfordert dringend neue Formen des Widerstandes. Der »Freundeskreis Radikal« sucht deshalb 300 Personen und/oder Gruppen, die bereit sind, presserechtliche Verantwortung für die Zeitschrift »Radikal« zu übernehmen. Erst wenn sich 300 »Herausgeber« gefunden haben, sollen ihre Namen im Impressum veröffentlicht werden.

Formlose Bereitschaftserklärungen und Informationswünsche sind zu richten an: »Freundeskreis Radikal«, Mehringhof, Gneisenaustraße 2, 1000 Berlin 61.

## Interventionen

### Manfred Buhr: Ideologischer Sumpf

Zusammenfassung und auszugsweise Dokumentation eines Artikels von Manfred Buhr, »Die Lehre von Marx und die bürgerliche Ideologie der Gegenwart«, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 6/1983, 654-662.

Buhrs Aufsatz ist in drei Teile gegliedert. Im ersten verfolgt er »das Elend der Beschäftigung der bürgerlichen Ideologie mit Marx und seinem Werk«. Er konstatiert einen »Wandel ..., der einem Kniefall gleichkommt«, was sich freilich nicht »besserer Einsicht« verdanke. »Im Gegenteil. Marx war von Anbeginn an das schlechte Gewissen der bürgerlichen Ideologie — und er ist es noch.« »Versuchte die bürgerliche Ideologie, Marx zunächst ganz einfach zu töten, so versucht sie ihn nunmehr seit einigen Jahrzehnten — und heute mehr denn je — zu vereinnahmen, zu umarmen, zu einem der ihren hochzustilisieren. In diesem Prozeß ... kommt ein Marx ohne welthistorische Folgen heraus, das heißt: ein Marx ohne sozialistische Revolution und ohne marxistisch-leninistische Partei, ein Marx, dem pluralistische Kleider angeheftet sind.«

Um zu verdeutlichen, was er meint, zitiert Buhr — »wahllos herausgegriffen und zum Exempel« — die Antwort von W.F. Haug auf eine Marx-Umfrage des DKP-nahen »Instituts für marxistische Studien und Forschungen« (IMSF) (veröffentlicht in dessen Band zum 100. Todestag von Marx: »... einen großen Hebel der Geschichte«, Frankfurt/M. 1982, 359ff.): »Auf neue Art ist die Auseinandersetzung mit dem Werk von Karl Marx heute, hundert Jahre nach seinem Tod, notwendiger denn je.« »Alles Marxistische muß diesem Ziel dienen: Selbstvergesellschaftung der assoziierten Produzenten.« Buhrs Kommentar: »Im Klartext: Weg mit dem sozialistischen Staat, vor allem aber mit der marxistisch-leninistischen Partei und ihren überholten Parolen, wie etwa der Lehre von den Klassen und dem Klassenkampf. Denn [nun wieder Zitat Haug]: 'Der Marxismus gibt es nicht, es gibt Marxismen. Der Marxismus existiert in der Mehrzahl.' Und: 'Der Marxismus kann nicht nur Sache einer Partei, auch nicht von Parteien sein.'« Wiederum Buhr: »Als Ersatz für den auf solche Art entmannten Marx und für alle Bestätigung der Lehre von Marx durch die Geschichte der letzten hundert Jahre, die primär mit dem Wirken der revolutionären Arbeiterklasse unter Führung der marxistisch-leninistischen Partei zusammenhängen, ohne diese nicht zu denken sind und ohne diese nicht stattgefunden hätten, wird das leere, nichtssagende, zu nichts verpflichtende und vom weltgeschichtlichen Prozeß her gesehen für die revolutionäre Arbeiterklasse selbstmörderische, vom Blick der Bourgeoisie her gesehen heuchlerische Angebot einer [Zitat Haug] 'ökumenischen Haltung' offeriert. Es wird nicht mehr und nicht weniger als die Selbstaufgabe und die Kapitulation der revolutionären Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei vor der imperialistischen Bourgeoisie und ihrer Ideologie gepredigt und verlangt ... Das Marxsche Werk und seine reale Wirkung sind in unserer Zeit so stark, so weltweit, daß seine Gegner gezwungen sind, sich der Kleider von Marx zu bemächtigen, um überhaupt bestehen zu können. Aber so wie der Rock noch nicht den Mann und die Bluse noch nicht die Frau ausmachen, sondern das, was darin ist, so machen auch Marxens Kleider noch nicht die weltgeschichtliche Größe Marx' aus. In Sachen Marx gibt die bürgerliche Ideologie Verkleidung und Maske für Wirkung aus, um diese wirkungslos zu machen, sie bestenfalls zu intellektuellem Geschwätz, das ohne Wirkung bleibt und bleiben soll, werden zu lassen. Brüder vereint euch! — aber bitte nicht als Kampfbund Gleichgesinnter, das gehört sich nicht, sondern nur als marxistische Ökumene. Und: Laßt doch bitte *den* Marxismus sein, denn es gibt nur Marxismen. Um das Singuläre, das Marx heißt, aus der Welt zu schaffen, wird für den Marxismus der Singular abgeschafft, für diesen gibt es nur den Plural.«

Buhr sieht hierin ein »entscheidendes Thema bürgerlicher Ideologieproduktion der letzten Jahrzehnte«: sie versuche, die Krise des Imperialismus in eine allgemein-menschliche umzudeuten und den Marxismus-Leninismus in die Krisen- und Verfallsdynamik der imperialistischen Ideologie zu integrieren, um ihn als Alternative zum Imperialismus auszuschalten. »Die bürgerliche Ideologie bezieht die Weltanschauung des Marxismus-Leninismus in ihren Aktionsradius ein und betrachtet diesen mit den Kategorien ihrer eigenen Krise. Nur von hier aus ist die Flut der in den letzten Jahren entstandenen und innerhalb der imperialistischen Ideologie geduldeten und geförderten 'Marxismen' und 'Neo-Marxismen' zu begreifen, die als lebensphilosophische (existentialistische, anthropologische, praxisphilosophische, 'kritische') oder positivistische (szientistische, kritisch-rationalistische, strukturalistische) Marxismus-Varianten das Licht der Welt erblickten.«

Im zweiten Teil versucht Buhr, die »gegenwärtige bürgerliche Ideologie« seit Ende der sechziger Jahre näher zu charakterisieren, um im dritten Teil ideologiepolitische Schlußfolgerungen zu ziehen: »Ideologischer Klassenkampf ist eine internationalistische Angelegenheit, eine Sache des proletarischen Internationalismus. Er kann niemals die Sache bloß eines Landes oder bloß einer Partei sein. Deshalb müssen die Erfahrungen, die Erfolge und auch die Mißerfolge, das Allgemeine und das Spezifische aller kommunistischen und Arbeiterparteien in unsere Bemühungen um die weltweite Offensive des Marxismus-Leninismus gegen die bürgerliche Ideologie einfließen. Vereinzelt, einzeln oder parzelliert sind wir nichts, zusammen, vereint, gemeinsam aber sind wir alles, nämlich — welthistorisch betrachtet — unschlagbar. Das aber impliziert, daß wir uns gegenseitig zur Kenntnis nehmen, uns aufeinander beziehen, voneinander lernen, gegenseitig respektieren und — wenn es sein muß — auch kritisieren. Wenn dies nicht schon von den Grundprinzipien des Marxismus-Leninismus her einsichtig und aufgegeben wäre, unsere Gegner stoßen uns mit der Nase auf solches Vorgehen. Denn wenn es um Antikommunismus und Antisowjetismus geht, dann ist es mit dem vielgepriesenen Pluralismus und der sogenannten Meinungsfreiheit innerhalb des Imperialismus vorbei, dann kommt es zu einer 'Heiligen Allianz' aller pluralen Kräfte des imperialistischen Systems. In dieser Frage gibt es eine stumme Einigkeit und Einheitlichkeit zwischen Konservativen und Liberalen, Sozialreformisten und sogenannten Linken, vermeintlich theoretisierenden Freischwebenden und der von sich reden machenden ideologietreibenden Gironde, zu deutsch: dem ideologischen Sumpf.

Gerade in diesem Zusammenhang führt es m.E. zu Fehleinschätzungen bzw. ungewollten Wirkungen, wenn Erscheinungen des — jedenfalls für uns — ideologischen Sumpfes 'beträchtliche Wirkung' bescheinigt wird. Wenn jüngst geschrieben worden ist [hier bezieht sich Buhr auf einen Aufsatz von Th. Metscher und R. Steigerwald, »Zu den Kontroversen über Ideologie und Ideologietheorie«, in demselben Band, in dem auch Haugs Beitrag publiziert ist]: 'Von beträchtlicher Wirkung in der gegenwärtigen westdeutschen und Westberliner Diskussion ist der ideologietheoretische Ansatz des Projekts Ideologie-Theorie, der zunächst von Wolfgang Fritz Haug ... skizziert wurde', so ist das — zumindest — unglücklich formuliert. Wir bezweifeln entschieden die 'beträchtliche Wirkung', und zwar auch, wenn man diese nur für die BRD und Westberlin gelten lassen will. Wir sollten vermeiden, Partikularitäten die Würde des Allgemeinen zu verleihen. Und: Was heißt in diesem Zusammenhang 'zunächst von Wolfgang Fritz Haug'? Korrekt ist es doch so, daß man die wenigen diskutablen Ideen des 'Projekts Ideologie-Theorie' bei Karl Mannheim oder Helmuth Plessner besser, mit Belehrung und auch mit Gewinn nachlesen kann und nachlesen sollte. Wir sprechen uns also gegen Überhöhungen von Zufälligkeiten aus. 'Ideologie' ist eine zu ernste Sache, als daß man sie den Ideologen — in unserem Falle sogar elitären Ideologen — allein überlassen darf.

Es sollte generell festgehalten werden: Ideologische Auseinandersetzung schließt immer ein die Zurückführung der verschiedenen Richtungen und Strömungen der imperia-

listischen Ideologie auf ihre weltanschaulichen Voraussetzungen. Deshalb müssen wir einen bürgerlichen Ökonomen nicht nur von der Ökonomie her, einen bürgerlichen Philosophen nicht nur von der Philosophie her (für alle anderen Wissenschaften gilt dasselbe) und von dem, was er von sich selber sagt, kritisieren, sondern von den weltanschaulichen Voraussetzungen und den gesellschaftlichen Realitäten her. Die ideologische Auseinandersetzung muß auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Parteilichkeit in ihrer ganzen historischen Dimension betrieben werden. Denn nur so können wir uns in dem Gewirr der vielen Richtungen und Strömungen der imperialistischen Ideologie zurechtfinden und dieser in ihrer Gesamtheit offensiv entgegenreten. Historische Dimension, das heißt: Wir müssen uns stets bewußt sein, daß wir den größten und tiefsten gesellschaftlich-historischen Umbruch der bisherigen Geschichte durchleben und diesen durch unsere Tätigkeit mit gestalten und befördern.

Kampf gegen die bürgerliche Ideologie bedeutet daher zugleich immer auch Kampf um die Einheit und Geschlossenheit unserer wissenschaftlichen Weltanschauung, den Marxismus-Leninismus. Der Bewährungsboden des ideologischen Kampfes ist die Politik der marxistisch-leninistischen Partei, die Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft und der weltweite Kampf gegen den Imperialismus. Dies schließt zwangsläufig die schöpferische Weiterentwicklung des Marxismus-Leninismus im Hinblick auf die Bedingungen unserer Epoche ein. Und das hat nichts, rein gar nichts mit Dogmatismus zu tun.«

Zusammenstellung und Referat: Werner van Treeck

### **Erich Wulff: Vordenken, Nachdenken, Hinterherdenken\***

Manfred Buhr, Exkathedra-Philosoph des Instituts für Gesellschaftswissenschaften der SED in Berlin, vermerkt den wachsenden Einfluß Marx'schen Gedankengutes auch in der Universitätsphilosophie und in der intellektuellen Diskussion kapitalistischer Länder. Die dem Kapitalismus innewohnenden, sich immer mehr zuspitzenden Widersprüche, aber auch der »Siegesszug der Arbeiterklasse« in den sozialistischen Ländern hätten dazu geführt, daß um Marx nicht mehr herumzukommen sei. Dies zwingt die bürgerliche Ideologie dazu, Marx nicht mehr wie bisher totzuschweigen oder als »überholt« abzuwerten, sondern ihn stattdessen für sich zu vereinnahmen.

Diese Argumentationskette ist sicherlich nicht völlig aus der Luft gegriffen. Gleichwohl verkürzt sie die Komplexität der Bedingungen, die zu dem zunehmenden Einfluß Marx'schen Denkens in kapitalistischen Ländern geführt haben, um entscheidende Dimensionen. Zudem weitet sie den Begriff der Vereinnahmung in einer unerträglichen Weise auf alle Lesarten Marx' aus, die mit der Buhrs nicht deckungsgleich sind. Beides hängt, meine ich, miteinander zusammen.

Zunächst: Der zunehmende Einfluß Marx'schen Denkens ist nicht einfach die mechanische Folge ökonomischer Prozesse, ihrer Widersprüche und gesellschaftlichen Auswirkungen im Kapitalismus oder gar politischer Ereignisse, die in sozialistischen Ländern stattgehabt haben. Mit diesen Gegebenheiten sind lediglich Rahmenbedingungen skizziert. Auch nach dem »Siegesszug der revolutionären Arbeiterbewegung« in Ost- und Mitteleuropa ist es in vielen kapitalistischen Ländern (in den USA; in der Bundesrepublik) um Marx sehr still geblieben — besonders während der Zeit des Kalten Krieges. Es hat vielmehr in der BRD eines Jahrzehntes politischer Erziehungsarbeit und politischer Kämpfe — der Studentenschaft, mancher Intellektueller, einiger Hochschullehrer — be-

\* Zu Manfred Buhrs (vorstehend dokumentiertem) Artikel: »Die Lehre von Marx und die bürgerliche Ideologie der Gegenwart«, in: DZPh 6/1983, 654-662.

durft, um Marx'sches Denken in die Universitäten (und später auch in die Öffentlichkeit) wieder einzubringen. Gesellschaftswissenschaftliche Grundkurse in vielen Studiengängen, Kampf um Mitbestimmung in den Gremien und in Fragen der Lehrstuhlbesetzungen, die Schaffung von Möglichkeiten zur Veröffentlichung marxistischer Gedanken in Zeitschriften wie dieser, dies alles war unabdingbar dafür, daß Marx'sches Denken einen — immer noch allzu bescheidenen — Platz an den Hochschulen und in den intellektuellen Diskussionen der Bundesrepublik gefunden hat. Unsinnig wäre es zu meinen, ökonomische Krisen hier oder gar das Beispiel der DDR, insbesondere ein »Siegeszug« der DDR-Philosophie, hätten allein dazu geführt. Erscheinungsformen der letzteren, wie der Aufsatz Buhrs, wären im Gegenteil dazu angetan gewesen, sich marxistisches Denken abzugewöhnen.

Nun meine ich aber nicht, daß Buhr dies: den Kampf der Studenten, der Assistenten, mancher Hochschullehrer und Intellektueller um die Einbringung marxistischen Denkens in Hochschulen und Öffentlichkeit einfach vergessen hat; seine selektive Wahrnehmung scheint mir durchaus einleuchtende Gründe zu haben. Sie wurzelt nämlich in einer mechanischen, vulgärmaterialistischen und undialektischen Sicht gesellschaftlicher Entwicklung, die aus dem Siegeszug der Arbeiterklasse einen Siegeszug von Robotern macht, ein von selbst, nach inneren Gesetzmäßigkeiten ablaufendes Geschehen. Buhr macht aus den Subjekten der gesellschaftlichen Entwicklung ein einziges kollektives Subjekt, die Arbeiterklasse. Dieses Subjekt soll nun aber so handeln wie seine Avantgarde, seine Partei, es ihm vorschreibt, die damit gerade den Subjektcharakter des Proletariats usurpiert, ihn vampiristisch aussaugt, ist man versucht zu sagen. Die Partei hat ihrerseits Auguren, die die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung entziffern und für alle anderen die aus diesen Gesetzen sich ergebenden Handlungsanweisungen entfalten, für deren Verwirklichung der Partei- und Staatsapparat dann Sorge zu tragen hat. Diese Auguren sind letztlich das »Subjekt« des gesellschaftlichen Prozesses — und zu ihnen kann Manfred Buhr sich zählen. Eine durchaus komfortable Position, die man verständlicherweise nur ungern aufgibt.

Je mehr Subjektfunktionen Buhr und seinesgleichen sich also zusprechen, desto mechanischer, roboterhafter müssen sie die gesellschaftliche Entwicklung auch darstellen; aber auch das Umgekehrte gilt: je mechanischer sie die Geschichte interpretieren, desto mehr machen sie sich selbst zu ihrem Subjekt. Dazu gehört es eben, zu verschweigen, daß die Studenten, die Assistenten, ein paar Professoren und Zeitschriftenherausgeber dazu beigetragen haben, Marx in die öffentliche Diskussion der BRD einzubringen.

Aus jener Haltung ergibt sich die eigene Einschätzung, Vordenker im Auftrage des revolutionären Subjektes der Arbeiterklasse zu sein: als Exegese der klassischen — fast hätte ich gesagt heiligen — Schriften. Alle anderen dürfen nur hinterherdenken: in vorher festgelegten Bahnen. So festgelegt sind diese, daß Buhr Wolf Haugs Denken offenbar nur im IMSF-Band zur Kenntnis nehmen kann — und eben nicht in seinen Büchern oder in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Das Argument*. Zwangsläufig muß dieser Denkansatz Buhrs dazu führen, daß Denken und Sprache eben nur einstimmig — monoton heißt das Fremdwort dazu — ablaufen dürfen. Die öde Langeweile, die diese Art Philosophie bei ihren Zwangslesern auslöst, ist eben nicht zufällig, sondern hat in solch einem Denkansatz ihren Grund.

Wenn man von den Voraussetzungen ausgeht, daß man nur selber — weil man von einer Institution dazu autorisiert ist — richtig denken darf, ist jede andere Perspektive marxistischen Denkens — vor allem eine solche, die nicht nur in den (Partei-)Oberen, sondern auch in den Unteren, nicht nur in den Arbeitern, sondern auch in den im Kulturbereich Beschäftigten das Subjekt der Geschichte sieht, und dazu beitragen will, daß die Unteren (und Anderen) tatsächlich zu diesem Subjekt werden — eben eine Vereinnahmung des Marxismus durch die bürgerliche Ideologie. Vereinnahmung schon des-

halb, weil man (Buhr) sich selber als legitimer Einnehmer geriert. Deshalb auch die unsinnige, bössartige Verdächtigung, Haugs Formulierung, *alles Marxistische muß diesem Ziel dienen: Selbstvergesellschaftung der assoziierten Produzenten*, meine in Wirklichkeit: »Weg mit dem sozialistischen Staat, weg mit der marxistisch-leninistischen Partei«. Als ob Buhr den Satz nicht gelesen hätte, der zwei Seiten weiter steht: »Marxisten müssen bestrebt sein, sich als politische Partei zu organisieren, schließlich eine sozialistische Regierung zu bilden.« Und als ob Marx nicht selber im Kommunismus ein Absterben des Staates voraussah.

Auch wenn dieser Zeitpunkt noch lange nicht gekommen ist, muß er denkbar bleiben. Und er muß auch darin vorwegnehmbar sein, daß eben nicht alles im gesellschaftlichen Leben Partei und Staat, befehlende, verfügende, anordnende Instanz ist, sondern die Menschen durch Mitverantwortung, Mitbestimmung, Mitgestaltung es lernen, zu Subjekten des gesellschaftlichen Lebensprozesses — und damit auch von Subjekten von Partei und Staat — zu werden. Darin steckt ein Widerspruch, der ausgehalten werden muß. Man kann ihn nicht einfach zugunsten von Parteidisziplin und Staatsgehorsam auflösen. Wird das ernst genommen, so gilt in der Tat, daß es nicht nur eine Version von Marxismus, sondern eben nur Marxismen, oder, mit dem Ausdruck der Französischen KP: einen *pluralen* Marxismus geben kann. Und es gibt sie in der Tat auch dort, wo man es ihnen gestattet, sich zur Geltung zu bringen. Auch hier hat Buhr nicht verstanden, daß es Haug nicht um Spaltung und Zerfall geht, sondern um Einheit in der Vielfalt, um ein Austragen von Gegensätzen, das diese zu verschiedenen Polen macht, die in einem produktiven = vorwärtsführenden Spannungsverhältnis zueinander stehen. So etwas macht stärker, nicht schwächer: stärker auf alle Fälle als Monotonie. Niemand will ja auch in der Musik die polyphone Fülle auf eine neue Gregorianik zurückführen.

Noch bedenklicher ist der Versuch, unsere kommunistischen Freunde in unserem Lande deswegen anzugreifen, weil sie unserem Verständnis von Marx (das in vielem, durchaus nicht allem, von ihrem abweicht) Wirkung in unserem Lande bescheinigt haben. Obwohl Buhr im Gegensatz zu ihnen nicht hier lebt und sich also — auch im Gegensatz zu ihnen — kein eigenes Bild über diese Wirkung machen kann, leugnet er sie kurzerhand: Exkathedra. Und er attackiert jene, die eine solche tatsächliche Wirkung wahrnehmen. Dies sind Praktiken einer vergangenen Epoche, des Stalinismus, der einfach in Gedächtnislücken verschwinden lassen konnte, was ihm nicht paßte. All dies wäre nicht so schlimm, vielleicht nur ein faux pas, würde mit dem Buhrschen Aufsatz nicht eine Exkommunikation versucht: alle Marxisten, die nicht bloß hinterherdenken, sollen den Plessner, Aron und ihren Gesinnungsgenossen zugeschlagen werden, der »bürgerlichen Ideologie«: So bleiben schließlich — außer einem selbst — nur Gegner übrig.

Vielleicht ist auch unsere Lesart des Buhrschen Aufsatzes nicht frei von Verdächtigungen. Dann sind es aber solche, die durch seine eigenen angestoßen worden sind. Wir könnten dies noch weiterreiben und uns fragen, ob der Adressat seiner Verleumdungen vielleicht gar nicht die Marxisten in unserem Land sind. Buhr wird wissen, daß Eingangsversuche wie der seine hier schlecht ankommen. Die Wahlergebnisse der DKP, die — zu Recht oder Unrecht — auch für Denkverbote in der DDR mitverantwortlich gemacht werden, sprechen dafür. Als Ferment wirksam ist die von der DKP vertretene Marx-Version nur, wo sie es gelernt hat, auch andere Stimmen zu Worte kommen zu lassen. Die DKP hat, so meine ich, es sich wenigstens in der Praxis angewöhnt, sich (bündnis-)politisch so zu verhalten, wie wir es — im Weiterdenken von Marx — theoretisch fordern: durch Vieltimmigkeit die Wirkung jeder einzelnen Gruppe zu verstärken und dabei das Monopol aufzugeben, als einzige im Besitz der Wahrheit zu sein. Die heutige Friedensbewegung — im Unterschied zu früheren ähnlichen »Bündnisorganisationen« — macht diesen Wandel deutlich.

Vielleicht wendet sich Buhr also gar nicht an uns, sondern an die marxistischen Intel-

lektuellen im eigenen Lande, wo er Prozesse wie hier in der Friedensbewegung, die ja nicht nur praktisch-politische, sondern auch ideologische sind, für überflüssig, ja schädlich hält. Zitiert er deshalb Haug nur aus einem im ganzen linientreuen Buch — und eben nicht aus dem *Argument* —, um Haugs Denken schwerer auffindbar zu machen? Wir können dies natürlich nicht beweisen. Wir haben den Verdacht. Und Verdächtigungen haben die Tendenz, schließlich jeden Dialog zu substituieren und die Sache, um die es ging — das Denken von Marx —, vergessen zu machen.

Insofern ist es ein Glück für uns, daß Buhr die Macht hierzulande nicht hat. Wir können im übrigen hoffen, daß er sich in diesem Artikel Kompetenzen zuschreibt, die ihm die politische Führung seines Landes gar nicht gegeben hat; und wir freuen uns auch darüber, daß viele unserer kommunistischen Freunde in unserem Land, Thomas Metzger, Josef Schleifstein und das IMSF z.B., eine durchaus realitätsgerechte Wahrnehmung der bundesdeutschen Wirklichkeit zeigen — und unseren Marxismus, der von ihrem verschieden ist, als eine Stimme im Chor, die dessen Wirkung verstärkt, aber auch als Gegenstand solidarischer Auseinandersetzung anerkennen. Diese Haltung solidarischer Diskussion wird auch in Zukunft die unsere sein.

### **Claudia Weber: Arbeitskämpfe und Frauenfrage im Bereich der IG Druck\***

Frigga Haug hat in ihren »unfertigen polemischen Behauptungen aus feministischer Sicht«<sup>1</sup> auf die neuentstandenen Frauenarbeitsplätze im Bereich der rechnergesteuerten Texterfassung (RTS) aufmerksam gemacht, auf jenes »namenlose Heer der tippenden Frauen«<sup>2</sup>, das dort unter z.T. widrigen Arbeitsbedingungen beschäftigt ist. Ich möchte ihrer Kritik an der »Geringschätzung weiblicher Arbeit«<sup>3</sup>, an der Vernachlässigung frauenspezifischer Interessen durch die Facharbeitergewerkschaft IG Druck und Papier nicht die Spitze nehmen. Frigga Haug hat m.E. eine wichtige Debatte initiiert, wie u.a. auch der Rechtfertigungsversuch D. Henschkes zeigt.<sup>4</sup> Da sie jedoch auch Formulierungen aus meiner Studie<sup>5</sup> aufgreift, die mißverstanden werden könnten (»... Abqualifizierung des gewerkschaftlichen Kampfes als 'berufsständisch-konservativ' ...«)<sup>6</sup>, möchte ich dazu Stellung nehmen. Ich meine, daß sich der Vorwurf der Frauenfeindlichkeit, wie man ihn pauschal bei Frigga Haug herauslesen kann, leichtfertig über gewerkschaftliche Handlungsbedingungen, aber auch konkrete Reformvorschläge hinwegsetzt. Zur Begründung mache ich im folgenden einige grundsätzliche Bemerkungen zur Facharbeitergewerkschaft, gehe auf den Konflikt um die Durchsetzung des RTS-Tarifvertrages ein und schlage eine Deutung der Grundlinie gewerkschaftlicher Politik vor, die sich auf den Gesamtkomplex qualitativer Tarifpolitik der IG Druck und Papier stützt.

Mit Frigga Haug stimme ich darin überein, daß das RTS-System die tradierte Arbeitsteilung zwischen den graphischen Berufen, aber auch zwischen Frauen- und Männerarbeit, zwischen Setzern und Journalisten tendenziell aufhebt, daß ein Kollektiv von Männern und Frauen, die gleichermaßen qualifizierte, abwechslungsreiche Arbeit verrichten, wünschenswert wäre. M.E. kann man jedoch nicht erwarten, daß gewerkschaftliche Tarifpolitik die historisch gewachsene Arbeitsteilung in einem Kraftakt negiert, die Berufsstrukturen, die damit verbunden sind, von heute auf morgen aufkündigt. Nicht zuletzt deshalb, weil die Facharbeitergewerkschaft — wie schon oft dargestellt<sup>7</sup> — aus diesen Strukturen hervorgegangen ist, ihre »Marktmacht« und Durchsetzungsfähigkeit organisierten Berufsgruppen verdankt. Diese erwarten von ihrer Gewerkschaft die Verteidi-

\* Anmerkungen zu Frigga Haug, Frauenfrage und Gewerkschaftspolitik — das Beispiel Setzen, in: *Argument* 135/1982, 644-652

gung von Besitzständen, Sicherung von Arbeitsplätzen, Einkommen, Schutz vor Dequalifikation, ja Schutz des Berufscharakters ihrer Arbeit als Facharbeit. Ich würde diese Haltung nicht als »berufsständisch« denunzieren — insofern ist Frigga Haug's Zitat aus meiner Studie ein vom Text nicht gedecktes Mißverständnis —, wohl aber *konservativ* nennen. Daß dazu auch die Forderung nach Besetzungsregelungen, d.h. Monopolisierung von Tätigkeiten gegenüber »Fachfremden«, gehört, ist konsequent. Dieser Vorgang wird neuerdings unter Rückgriff auf Max Weber als »soziale Schließung« bezeichnet. Zweifellos gehören Frauen zu denjenigen, die solchermaßen meist ausgeschlossen bleiben. Dennoch scheint mir nicht Frauenfeindlichkeit das ausschlaggebende gewerkschaftliche Handlungsmotiv zu sein, sondern der Versuch, Qualifikations- und Reproduktionschancen dauerhaft zu sichern.<sup>8</sup> Ich kann die Enttäuschung darüber nachvollziehen, daß sich die Facharbeitergewerkschaft im skizzierten Sinn konservativ-defensiv verhält, anstatt initiativ in einer »strategische(n) Revolution«<sup>9</sup> eine ganz neue Organisation der Arbeit zu fordern. Aber verfehlt nicht diese Kritik die sozialen Grundlagen der Gewerkschaftsbewegung? Läuft sie nicht Gefahr, abstrakt zu werden, sich in Vorwurf (»Borniertheit«)<sup>10</sup> und Appell zu erschöpfen? Macht sie nicht die Gewerkschaft zum Adressaten inadäquater Erwartungen (nach Neuorganisation der Arbeit)?

Was nun die Beschäftigung von Frauen als »Setzerinnen« anbelangt, so ist das — anders als Frigga Haug annimmt — keine Errungenschaft der 50er Jahre, sondern Resultat der Einführung des Perforators. Schon im 19. Jahrhundert, noch vor der Erfindung der Handsetzmaschine, stand die Auseinandersetzung mit der Frauenbeschäftigung gewerkschaftlicherseits auf der Tagesordnung. Wer diese Vorgeschichte kennt, kommt nicht umhin, der Facharbeitergewerkschaft einen Lernprozeß zu konzidieren, auf den z.B. Burkhardt in seinem Rückblick auf 100 Jahre Tarifpolitik der IG Druck und Papier hinweist: Weg vom Kampf gegen die »langhaarigen Berufsgenossen« — Hin zur Verteidigung eines geschlechtsneutralen hohen Tariflohniveaus, das den Unternehmern den Anreiz nimmt, »teure« Männer durch »billige« Frauen zu ersetzen.<sup>11</sup> Immerhin haben es die weiblichen Schreibkräfte in der Texterfassung dieser Maxime zu verdanken, daß sie seit dem Ende der 50er Jahre am hohen Lohnniveau (Maschinensetzerarif) partizipieren. Dies ist ihnen ja auch (worauf Hensche hinweist) im ausgehandelten RTS-Tarifvertrag garantiert worden und in den bereits abgeschlossenen regionalen Gehaltstarifverträgen in etwa gewahrt geblieben. Nicht zuletzt deshalb sind diese Frauenarbeitsplätze attraktiv, weil Frauen ihre Fähigkeiten dort lohnender vermarkten als in der üblichen Büroarbeit als Steno- bzw. Phonotypistin etc. Benachteiligt sind sie m.E. in bezug auf die Arbeitsbedingungen: Insbesondere die exzessive Ausweitung der Teilzeitbeschäftigung in der Texterfassung, die Entstehung neuer »Frauenklaven« in der telefonischen Anzeigenannahme war mit einer Zunahme von Arbeitshetze, Monotonie, physischem und psychischem Verschleiß verbunden.<sup>12</sup> Nun scheint Frigga Haug zu bezweifeln, ob mit der geschlechtsspezifischen Teilung der Arbeitsplätze tatsächlich eine Polarisierung der Qualifikationsstruktur einhergeht, ob Frauenarbeit wirklich dequalifiziert ist oder bloß aus Facharbeiterperspektive geringgeschätzt wird.

Nach meiner Erfahrung vermischten sich im Kontext der Auseinandersetzung um den RTS-Tarifvertrag taktische Argumente der Gewerkschaft — die Frigga Haug als »Geringerschätzung weiblicher Arbeit« auffaßt — mit geschlechtsspezifischen Verzerrungen der Wahrnehmung. Um mit letzteren zu beginnen: Frauen bezeichneten in Interviews ihre Arbeit als dequalifiziert, obwohl sie damit ihren an anderer Stelle erhobenen Arbeitsbeschreibungen widersprachen. Sie unterbewerteten also ihre eingesetzten Qualifikationen, während männliche Angelernte mit ähnlichen Arbeitsaufgaben weniger »bescheidene« Einschätzungen abgaben.<sup>13</sup> Taktisch argumentierte die Gewerkschaft m.E. insofern, als sie glaubte, die Sicherung dauerhafter Erwerbschancen für Facharbeiter unter Berufung auf *unverändert* gültige Leistungsstandards rechtfertigen zu müssen. Daß sie

dabei gelegentlich zu einer »taktischen« Überbewertung der Restfunktionen von Facharbeit neigte, wurde von Facharbeitern mit Rationalisierungserfahrung zugestanden.<sup>14</sup> Die von Frigga Haug beanstandete »Geringschätzung weiblicher Arbeit« scheint mir ein Nebeneffekt dieser Taktik gewesen zu sein. Zweifellos fungierten Frauen, Frauenarbeit als Kontrastgruppe, von der man/n sich vorteilhaft abzuheben gedachte. Der springende Punkt ist jedoch, daß man es nicht wagte, sich offen, d.h. ohne Rekurs auf z.T. obsolet gewordene Leistungsstandards, zur absoluten Priorität der Sicherung des erreichten Reproduktionsniveaus zu bekennen.

Im Gegensatz zu Frigga Haug meine ich, daß es genügend Anzeichen für eine klare qualifikatorische Polarisierung zwischen Frauen- und Männerarbeit gibt. Dafür kann man m.E. nicht ausschließlich die Tarifpolitik der IG Druck und Papier verantwortlich machen. Das hieße, sie allein an dem zu messen, was durchgesetzt werden konnte. Gerechterweise wären jedoch auch die unerfüllt gebliebenen Forderungen zu berücksichtigen: Ich denke an die Forderung nach Vereinbarung eines »Gütesiegels«, das verhindert hätte, daß in »billiger« Frauenheimerarbeit erfaßte Texte weiterverarbeitet worden wären; an die Forderung nach Beschränkung der Bildschirmarbeit auf vier Stunden täglich, die die Einrichtung von Mischarbeitsplätzen begünstigt hätte; überhaupt an den gewerkschaftlichen Kampf gegen tarifvertragliche Sonderregelungen für die Bereiche Texterfassung und -gestaltung, der unbefriedigend verlief.<sup>15</sup>

Frigga Haug könnte mit Recht einwenden, daß alle diese gewerkschaftlichen Forderungen der Maxime »Erhalt der Facharbeit« verpflichtet waren, die wegen der zweifelsohne gegebenen Gleichsetzung von Fach- und Männerarbeit latent frauenfeindlich ist. M.E. ist folgende Unterscheidung wichtig: Berücksichtigt man insbesondere die qualitativen Äußerungsformen der von der IG Druck und Papier betriebenen Tarifpolitik, dann muß man differenzieren zwischen einer Verteidigung gegebener beruflicher Strukturen und einer Verteidigung des *Berufscharakters* von Facharbeit (gegenüber Tendenzen der Auflösung in betriebspezifische Qualifikationen mit all den bekannten Folgewirkungen der Betriebsabhängigkeit). Anhand einer Reihe konkreter Reformvorhaben aus dem Umkreis qualitativer Tarifpolitik ließe sich zeigen, daß die Verteidigung des Berufscharakters industrieller Facharbeit zunehmend zur Leitlinie gewerkschaftlicher Politik wird. In meiner Studie habe ich auf die »Perspektiven zur beruflichen Bildung« verwiesen.<sup>16</sup> Zu nennen wäre auch der inzwischen vorgelegte Tarifvertragsentwurf zur Aus-, Fort- und Weiterbildung, der ein Recht auf Aus- bzw. Fortbildung für »Fachfremde«, aber auch für alle von Dequalifikation bedrohten Gruppen fordert und damit der Interessenlage aller Un- bzw. Angelernten Rechnung trägt.<sup>17</sup>

»Im Facharbeiterproblem ist die Frauenfrage gar nicht stellbar«<sup>18</sup>, schreibt Frigga Haug. Richtig daran scheint mir zu sein, daß die am Erhalt des Berufscharakters ausgerichtete gewerkschaftliche Politik den nicht beruflich qualifizierten Frauen nur indirekt (via Aus-, Fort- und Weiterbildung) nützen kann. Soll die Gewerkschaft aber die Verteidigung des Facharbeiterstatus, insbesondere der betriebsunabhängigen Qualifikationen aufgeben, weil Frauen ihn bisher kaum erreichten? Daß sie ihn immer noch so selten erreichen, kann heute — weniger denn je — als direkte Folge einer von der Facharbeitergewerkschaft betriebenen »sozialen Schließung« interpretiert werden. Wie könnte eine über bloße Anti-Diskriminierungspolitik hinausgehende positive Qualifikationspolitik für Frauen aussehen?<sup>19</sup>

Abschließend möchte ich noch ein paar Beobachtungen aus meinen Betriebsuntersuchungen referieren: Übereinstimmend mit der Untersuchung von Brock/Vetter hat sich herausgestellt, daß die Gruppe der weiblichen Schreibkräfte keineswegs homogen ist, was ihre Arbeitseinstellung, ihre inner- und außerbetrieblichen Situationsdeutungen anbelangt. Es gibt Gruppen, die facharbeiterspezifische Orientierungsmuster übernehmen, z.T. verbunden mit gewerkschaftlichem Engagement. Ausschlaggebend dafür scheint

ihre gesamte Lebenssituation, aber auch das Qualifikationsniveau ihrer Arbeit zu sein. Brock/Vetter machen es abhängig von der Permanenz der Lohnarbeiterperspektive bzw. vom Fehlen von Ausweichmöglichkeiten. Im direkten Umgang zwischen männlichen und weiblichen Beschäftigten gibt es nach meinen Erfahrungen eine Menge Reibungspunkte, vorurteilsverzerrte Wahrnehmungen, aber auch die Chance, sie im gemeinsamen Arbeitszusammenhang abzubauen.<sup>20</sup> Das gilt natürlich nicht für die reinen Frauenenklaven.

### Anmerkungen

- 1 *Argument* 135/1982, 644.
- 2 *Mitbestimmung* 2/1982, 71.
- 3 Ebd., 72.
- 4 *Mitbestimmung* 4/5, 1982, 173-174.
- 5 Weber, C., 1982: Rationalisierungskonflikte in Betrieben der Druckindustrie, Frankfurt/M.
- 6 Ebd., 43; zit. bei F. Haug, *Argument* 135/1982, 651.
- 7 Vgl. Deutschmann, C., 1981: Gewerkschaften und Arbeitsmarktsegmentierung, in: *Soziale Welt* 32/81, 512-517.
- 8 Es versteht sich, daß dies *zunächst* nur den von Marktbedingungen begünstigten Gruppen gelingen kann.
- 9 F. Haug, *Mitbestimmung*, a.a.O., 70.
- 10 F. Haug, *Argument* 129/1981, 660.
- 11 Burkhardt, R., 1974: Kampf ums Menschenrecht, Hundert Jahre Tarifpolitik am Beispiel der IG Druck und Papier und ihrer Vorgängerorganisationen seit dem Jahr 1973, Stuttgart, 91-93.
- 12 Vgl. dazu die sehr instruktiven Schilderungen in der Studie von Brock/Vetter, Alltägliche Arbeiterexistenz, Frankfurt/M. 1982, 233ff.
- 13 Vgl. Weber, C., a.a.O., 152-164.
- 14 Ebd., 131.
- 15 Vgl. die Dokumentation der Forderungen in den *WSI-Mitteilungen* 4/1978.
- 16 *Schriftenreihe der IG Druck und Papier*, Heft 31, Hauptvorstand.
- 17 Text in: *Druck und Papier* 7/81, 9-14, und Kommentar in: *Druck und Papier* 11/81, 24-25. *Argument* 135/1982, 647.
- 19 Vgl. Qualifizierungskampagnen für Frauen in der DDR; »affirmative action« in den USA.
- 20 Vgl. Weber, C., a.a.O., 164-168; Brock/Vetter, a.a.O., 331ff.



### Ambulante Gesundheitsarbeit

Kritik bestehender Strukturen  
und neue Ansätze der Versorgung:  
Ambulante Medizin, Basisversorgung  
Primärversorgung, Sozialstation u.a.  
Argument-Sonderband AS 102, 1983  
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

## Kommentierte Bibliographie: Friedensfragen (8)

Jo Rodejohann

### Rüstungskonversion

Soweit rüstungswirtschaftliche Zusammenhänge in der aktuellen friedenspolitischen Diskussion überhaupt Aufmerksamkeit finden, gilt sie besonders zwei Aspekten: Rüstungsexport, besonders in die Dritte Welt, und Arbeitsplatzsicherheit rüstungsabhängig Beschäftigter. Ein wilder Streik rückte sie Ende 1980 ins Licht öffentlichen Interesses. Rund 1000 Arbeitnehmer der Kieler Howaldtswerke — Deutsche Werft AG (HDW) streikten damals für die Fertigstellung und den Export von zwei U-Booten nach Chile. Sie fürchteten den Verlust ihrer Arbeitsplätze.

Tatsächlich ist der Rüstungsexport die einzige Möglichkeit für die westdeutsche Rüstungsindustrie, ihre Produktionskapazitäten auszulasten. Die inländische Nachfrage für die Bundeswehr reicht dazu nicht aus. Der Export in andere NATO-Staaten ist äußerst begrenzt und wird zunehmend schwieriger, weil überall Überkapazitäten die Rüstungsindustrie kennzeichnen. Gemessen am Bedarf der eigenen Streitkräfte, schätzten Brzoska u.a. 1979 die Überkapazitäten in der westeuropäischen Rüstungsindustrie grob auf rund 50 Prozent (85). Was bleibt, ist der Export in die Staaten der Dritten Welt. Dieser Export ist politisch stark umstritten und trifft auf einen Markt, der hart umkämpft ist.

Doch die Arbeitsplatzrisiken werden nicht nur durch die prekären Rüstungsexportmöglichkeiten bestimmt, sondern sind der kapitalistischen Rüstungsproduktion grundsätzlich eigen. Die durch die Nachfrage des Staatsapparats geprägte *politische* Konjunkturentwicklung zeichnet sich durch eine ungleichmäßige Auslastung der einzelnen Bereiche der Produktionskapazitäten aus, die sich besonders im engeren Fertigungsbereich in Beschäftigungsschwankungen niederschlägt. Die Beschaffung eines Waffensystems lastet nacheinander die Abteilungen von der Forschung bis zur Fertigung aus. Dabei ist der für die Produktion z.B. eines Panzers erforderliche Zeitraum in aller Regel erheblich kleiner als dessen Nutzungsdauer in den Streitkräften; die Produktion ist also eher abgeschlossen, als Bedarf für einen neuen Panzer vorhanden ist. Die Forderung, eine gleichmäßige Auslastung der Produktionskapazitäten dadurch zu gewährleisten, daß die Produktion entsprechend der Nutzungsdauer gestreckt wird, führt zu erheblichen Kostensteigerungen. Die Folge wäre, daß der Staatsapparat noch weniger Panzer beschaffen könnte und damit die Auslastungsprobleme nur weiter verschärft würden. Und das in einer Situation, wo der Staatsapparat aufgrund der extremen Kostensteigerungen in der Rüstungsproduktion ohnehin immer geringere Mengen solcher Waffensysteme wie Panzer beschaffen kann und gleichzeitig die Produktionskapazitäten durch Rationalisierung und Automatisierung immer leistungsfähiger werden. Gelingt es nicht, die Produktionskapazitäten durch Rüstungsexporte auszulasten, führen die Besonderheiten der Rüstungsproduktion unter den gegebenen Bedingungen notwendig zu wachsenden Arbeitsplatzrisiken rüstungsabhängig Beschäftigter; eine Ausnahme bilden nur hochqualifizierte und schwer zu ersetzende bzw. zu beschaffende Arbeitskräfte (vgl. Brzoska u.a. 1979, 1982; Kaldor 1981; Rodejohann 1983).

Von dieser Entwicklung sind hierzulande bis zu 240000 Arbeitsplätze in der Industrie direkt und indirekt betroffen. Während das Problem in der gegenwärtigen Situation durch die laufenden Beschaffungen der zweiten Waffengeneration für die Bundeswehr nicht besonders brennend erscheint, ist in spätestens zwei Jahren mit einer tiefgreifenden Krise in der Rüstungsindustrie zu rechnen. Denn dann werden die Beschaffungen großer Waffensysteme wie Panzer, Flugzeuge und Kampfschiffe abgeschlossen, ohne daß neue

Aufträge unmittelbar in Sicht sind. Es ist absehbar, daß zu diesem Zeitpunkt der Druck auf den Staatsapparat stark wachsen wird, die Auslastung der Produktionskapazitäten durch steigende Rüstungsausgaben und Erleichterung des Rüstungsexports zu gewährleisten. In einer Situation von Massenarbeitslosigkeit wird dabei besonders das Argument politische Durchschlagskraft haben, daß durch Rüstungsproduktion Arbeitsplätze gesichert werden könnten.

Um zu verhindern, daß rüstungsabhängig Beschäftigte mit Streiks politischen Druck ausüben, daß betriebliche und gewerkschaftliche Arbeitnehmervertretungen zu Lobbyisten der Rüstungsindustrie werden, hat in den letzten Jahren eine kleine Gruppe von Interessierten in den Gewerkschaften und in der Friedensforschung mit der Suche nach beschäftigungssichernden Produktionsalternativen für rüstungsabhängige Arbeitsplätze begonnen. Während im gewerkschaftlichen Bereich besonders der Streik bei HDW zum Auslöser wurde, war das Motiv für die Friedensforscher weitreichender begründet: Ihnen ging es um die Lösung des Problems, daß rüstungsabhängig Beschäftigte sich aus Sorge um ihren Arbeitsplatz gegen Abrüstungspolitik wenden könnten. Den Gewerkschaftern ging es zunächst darum, überhaupt zu verhindern, daß Arbeitsplatzrisiken Arbeitnehmer zu Forderungen nach Rüstungsproduktion und -export treiben. Die einzig mögliche Lösung, nämlich die Umstellung der Rüstungsproduktion auf die Fertigung ziviler Produkte, also Rüstungskonversion, brachte beide zusammen. Und unter den gegenwärtigen politischen Bedingungen, wo eine Abrüstung, die rüstungsabhängige Arbeitsplätze gefährdet, wenig wahrscheinlich ist, geht es in der Tat zunächst um die Lösung der grundsätzlichen und der besonderen zukünftigen Arbeitsplatzrisiken in der Rüstungsfertigung. Gelänge es, diese durch Rüstungskonversion zu beseitigen, würden wahrscheinlich auch die Sorgen für den Fall späterer Abrüstungserfolge hinfällig geworden sein. Allerdings ist das Interesse und die Bereitschaft, auf eine Konversionsstrategie zu setzen, bisher offensichtlich auf die genannten Gruppen und wenige ihnen verbundene Politiker beschränkt. Innerhalb der Staatsapparate und im Management der Rüstungsindustrie gibt es kein Interesse an Rüstungskonversion, eher Ablehnung und Leugnung des Problems; zu diesem Ergebnis kam 1980 der seit langem in der Rüstungskonversionsforschung tätige Wirtschaftswissenschaftler Seymour Melman in einer vergleichenden Untersuchung der Situation in Großbritannien, den USA, der BRD, der UdSSR, in Ägypten, Israel und Indien.

### **Was ist Rüstungskonversion?**

Auf den ersten Blick scheint die Frage leicht zu beantworten: Rüstungskonversion ist die Umstellung von Produktionskapazitäten, die zur Herstellung von militärisch wichtigen Gütern und besonders Rüstungen im engeren Sinne eingesetzt werden, auf die Fertigung von Gütern für nichtmilitärische, zivile Verwendungen; also z.B. Lokomotiven statt Panzer. Auf den zweiten Blick tauchen allerdings eine Reihe von Fragen auf, die der Radikalität des Eingriffs in die herrschende Kriegsweise (Kaldor 1983) entspringen, die Rüstungskonversion notwendig auszeichnet.

Denn der vordergründig einfache, wesentlich durch technische Planung zu lösende Vorgang bedeutet nicht weniger als den latenten (und bei entsprechender Reichweite vollständigen) Verzicht des Staatsapparats auf die Produktion von Kriegsmitteln — und damit den Krieg als letztem staatlichen Zwangsmittel. Rüstungskonversion, wie begrenzt auch immer betrieben, ist logisch an das Ziel Abrüstung gekoppelt und erzeugt die entsprechenden politischen Widerstände. Dies ist nicht nur eine Frage der tatsächlichen Wirksamkeit von Rüstungskonversionsschritten im Hinblick auf Abrüstung, sondern auch ein Problem symbolischer Politik: Der Bezugspunkt Abrüstung ist selbst dann gegeben, wenn Rüstungskonversion nur zur Behebung von Arbeitsplatzrisiken betrieben würde, die den Eigengesetzmäßigkeiten wachsender Rationalisierung und Automatisie-

rung der Rüstungsproduktion entspringen — ohne daß die Leistungsfähigkeit der Kriegsmittelproduktion eingeschränkt würde. Die Wirksamkeit des ökonomischen Zwangs, der heute Menschen an ihre rüstungsabhängigen Arbeitsplätze bindet und sie Abrüstungspolitik als Arbeitsplatzrisiko erfahren läßt, würde brüchig: Die Fertigung von Gütern für zivile Zwecke, Ergebnis erfolgreicher Rüstungskonversion, macht den Ausweg kenntlich.

Doch Rüstungskonversion stellt auch in anderer Hinsicht einen radikalen Eingriff dar: Unter den gegebenen politischen und wirtschaftlichen Bedingungen wirft die Suche nach anderen Gütern, nach zivil verwendbaren Produkten die Frage auf, *welche* das denn sein könnten. Carola Bielfeldt kommt in einer kritischen Durchsicht der bisherigen Diskussionen zur Rüstungskonversion zu dem Ergebnis:

»Es ist schwer vorstellbar, daß eine zivile Produktion für den Markt oder für staatliche Nachfrage gefunden werden kann, die nicht bestehende private Produktion und damit bestehende Beschäftigungsmöglichkeiten beeinträchtigt. (...) Mikro- und makroökonomisch beschäftigungsneutrale Umstellungen dürften nur bei fundamentalen Innovationen zu erwarten sein ...« (1982, 240)

Träfe ihre These zu, daß Rüstungskonversion deshalb nur zu »unteroptimalen« Ergebnissen führen kann und lediglich eine Verschiebung der Arbeitsplatzrisiken in andere Wirtschaftsbereiche erfolgen würde, wären Rüstungskonversionsstrategien tatsächlich im Kern in Frage gestellt — zumindest aber kein Mittel zur Lösung der Arbeitsplatzrisiken. In der Rüstungskonversionsdiskussion wird das Problem jedoch in anderer Richtung aufzulösen versucht: Die neuen, alternativen Produkte sollen »sozial nützlich« sein, sollen einen »gesellschaftlichen Bedarf« erfüllen, der bisher nicht oder nur unzureichend befriedigt wird. Die Frage, *was* produziert wird, soll bei Rüstungskonversion nicht notwendig durch Gewinnerwartungen beantwortet, sondern politisch entschieden werden — eben am Maßstab des sozialen Nutzens. Für Bielfeldt ist diese Überlegung wenig hilfreich:

»Die geforderte Ausrichtung staatlicher konversionslenkender Politik an den 'gesellschaftlichen Bedürfnissen', gar an einer Prioritätenliste, erfordert ein Mindestmaß an Operationalisierbarkeit des Begriffs. Gesellschaftliche Unterversorgung zu erklären bedeutet, jenseits von Plausibilitäts-erwägungen den Maßstab für das gesellschaftlich Notwendige zu kennen ... Weder ist einzusehen, daß paritätisch besetzte Gremien den 'wahren Bedürfnissen' näher kommen als parlamentarisches System und Markt (trotz aller Unzulänglichkeiten des bestehenden Systems), noch ist erkennbar, wie dies innerhalb von Organisationen wie etwa den Gewerkschaften oder insgesamt konsensual regelbar sein soll. Allzu leicht gerät das Konversionsziel 'soziale Nützlichkeit' in die Nähe von Willkür.« (1982, 239)

Ohne die Probleme einer politischen Bestimmung sozialen Nutzens leichtfertig beiseite schieben zu wollen (Bielfeldts Kritik ist auch sonst eine nützliche Provokation der aktuellen Konversionsdiskussion), ist damit die grundlegende Frage nur zugunsten des Bestehenden gelöst: zugunsten der durch Gewinnerwartungen und -möglichkeiten bestimmten Gebrauchswertproduktion. Daß diese — so wie sie heute erfolgt — problematische Folgen nicht nur im Hinblick auf die ökologischen Kosten hat und Konsummuster erzeugt, die gesellschaftliche Bedürfnisse unbefriedigt lassen, steht außer Frage: Ruth Leger Sivard belegt dies in ihren jährlichen Berichten über die Kosten des Rüstens (zuletzt 1982) ebenso wie Miles D. Wolpin (1983) in einem Forschungsbericht über den Zusammenhang von Militarisierung, Unterdrückung und Wohlfahrt. Dies nur deshalb als »wenig hilfreich« abzutun, weil die Politisierung der Frage, *was* produziert werden soll, zusätzliche Schwierigkeiten für Rüstungskonversion aufwerfen kann, weil damit Abrüstungspolitik erschwert werden könnte (vgl. Bielfeldt 1982, 242f.), verrät einen verkürzten Zugriff zum Problem: Abrüstung und damit auch Rüstungskonversion sind notwendig an die Aufgabe militärischer Gewalt als legitimes Zwangsmittel staatlicher Politik ge-

bunden. Wie das ohne eine Veränderung der weltweiten Strukturen »organisierter Friedlosigkeit« (Senghaas) möglich sein soll, die sich wesentlich auch in nicht befriedigten gesellschaftlichen Bedürfnissen ausdrücken und zu deren Behebung eine stärkere, am sozialen Nutzen ausgerichtete Politisierung des Produktions- und Akkumulationsprozesses notwendig ist (»Frieden schaffen ohne Waffen!«), ist nicht zu sehen. Dabei überrascht es nicht, daß in der Rüstungskonversionsdiskussion die Frage nach dem Gebrauchswert der alternativen Produkte sehr schnell aufgeworfen wird: Rüstungen zeichnen sich, auch wo sie historisch progressive Funktionen erfüllt haben, durch ihren ausschließlich destruktiven Gebrauchswert aus, und die Rüstungsfertigung ist der am weitesten politisierte, durch staatliche Eingriffe geprägte Produktionsbereich.

Als Teil von Friedenspolitik ist Rüstungskonversion mithin eine radikale Forderung, die als Übergangstrategie von der Rüstungsproduktion zur Fertigung ziviler Güter politische und wirtschaftliche Folgen hat, die weit über den engeren Vorgang hinausreichen: Logisch auf *Abrüstung* zielend, wirft jeder Rüstungskonversionsschritt zugleich die Frage auf, *was* alternativ gefertigt werden soll, wenn die vorhandenen Rüstungsproduktionskapazitäten nicht einfach brach liegen bleiben sollen — es ist keine positive Antwort unter den gegebenen Wirtschaftsbedingungen sichtbar, die nicht auf eine Politisierung des Produktions- und Akkumulationsprozesses, auf eine entsprechende *alternative Wirtschaftspolitik* hinauslaufen würde. Rüstungskonversionsschritte könnten zu einem Fixpunkt für die Durchsetzung einer solchen Politik werden, weil in den nächsten Jahren Lösungen für die vorhandenen Überkapazitäten in diesem Produktionsbereich gefunden werden müssen (auch unabhängig von eventuellen Abrüstungsschritten) *und* weil dieser Produktionsbereich bereits heute wie kein anderer politisiert ist. Hinzu kommt, daß über Produktkonversion längst nicht mehr nur im Hinblick auf Rüstungsfertigung diskutiert wird (vgl. US Congress 1980 und das weiter unten angeführte Themenheft der Zeitschrift »Die Mitbestimmung«).

### **Rüstungskonversionsschritte**

So radikal der Eingriff auch ist, den eine weitreichende Rüstungskonversion in die herrschende Kriegsweise darstellen würde, so naiv wäre die Vorstellung, Rüstungskonversionsstrategien hätten ähnlich radikal anzusetzen. Soweit absehbar, führt die Eigenart des Rüstungsbeschaffungsprozesses dazu, daß sich Rüstungskonversion — falls diese Strategie eingeschlagen wird — aus vielen einzelnen Schritten zusammensetzt, die ihren Anlaß in den kommenden krisenhaften Entwicklungen in einzelnen Bereichen der Rüstungsproduktion oder auch nur in einzelnen Unternehmen oder Unternehmensteilen haben. Selbst im Falle von Abrüstung würde es zu einer ähnlichen Struktur kommen, weil eine unmittelbare, vollständige Abrüstung völlig unwahrscheinlich ist.

Unter den gegenwärtigen und absehbaren Bedingungen wird Rüstungskonversion die Form eines teilweise zersplitterten Lernprozesses annehmen, dessen wichtigster Ort die einzelnen Rüstungsbetriebe sind, die von wie immer verursachten Nachfrageeinbrüchen betroffen werden. Genauso war es auch im »klassischen« Fall der jüngsten Rüstungskonversionsdiskussion, dem britischen Unternehmen Lucas Aerospace. Arbeitnehmer dieses Unternehmens hatten in den siebziger Jahren einen Umstellungsplan entwickelt, der die hiesige Diskussion nachhaltig beeinflusst hat; zu einer Rüstungskonversion ist es allerdings nie gekommen. Die »Philosophie« des Projekts, in dem Rüstungskonversion eher ein Sonderfall von Produktkonversion nach dem Kriterium der »Nützlichkeit« ist und es zugleich auch um alternative Produktionstechnologien sowie erweiterte Mitbestimmung geht, ist in der Schrift seines geistigen Vaters

Cooly, M.: Produkte für das Leben statt Waffen für den Tod. Arbeitnehmerstrategien für eine andere Produktion. Das Beispiel Lucas Aerospace. Reinbek, Rowohlt 1982 (188 S., br., 8,80 DM)

und bei

Löw-Beer, P.: Industrie und Glück. Der Alternativplan von Lucas Aerospace. Berlin/West, Wagenbach 1981 (215 S., br., 14,50 DM)

nachzulesen. Beide heben besonders auf die *Alternative* ab, weniger auf die tatsächliche Politik im Unternehmen Lucas Aerospace. Das tun, und damit Idealisierungen vorbeugend:

Hildebrandt, E., und B. Penth: Der »Corporate Plan« von Lucas Aerospace. Eine englische Arbeiterinitiative. Berlin/West, Wissenschaftszentrum 1982 (= IIVG/dp 82/205)

Wellmann, C.: Lucas Aerospace: Eine Alternativplanstrategie zwischen Mythos und Realität. Berlin/West, Berliner Projektverbund der Berghof-Stiftung für Konfliktforschung 1982.

Vor allem Wellmann zeichnet sehr detailliert die Entwicklung des Alternativplans und dessen Scheitern nach, während Hildebrandt/Penth mehr auf die gewerkschaftspolitische Seite eingehen.

Der oben angesprochene Streik bei HDW und die Krise der norddeutschen Werftindustrie waren der entscheidende Anstoß für die besonders in Werften gegründeten Arbeitskreise auf betrieblicher und gewerkschaftlicher Ebene. Den besten Überblick darüber gibt das Themenheft:

Mitbestimmung bei den Produkten. Rüstungskonversion, in: Die Mitbestimmung, 28(12)1982 (Hans-Böckler-Stiftung).

Eine erste, eher skeptische Bewertung dieser an Alternativplänen orientierten Rüstungskonversionsstrategie auf betrieblicher Ebene versuchte jüngst Michael Brzoska:

»Die Alternativplanstrategie scheint insgesamt eher dazu geeignet, Belegschaften von der Forderung nach *mehr* Rüstungsexporten abzuhalten, als Forderungen nach Beendigung der Rüstungsexporte oder gar der gesamten Rüstungsproduktion durchzusetzen.« (1983, 179) Und: »Betriebliche Konversionsplanung kann aber nur *ein* Aspekt erfolgreicher Konversionsplanung sein, auch wenn keine finanziellen Mittel durch Abrüstung frei werden. Die staatliche Verantwortung für Rüstungsproduktion und Rüstungsexporte kann als Veranlassung genommen werden, eine Koordination und Unterstützung betrieblicher Umstellungen auf sektoraler, regionaler und gesamtwirtschaftlicher Ebene zu verlangen. Diversifikation kostet Geld — für Umschulung, Forschung und Entwicklung etc. Sie kann besonders von größeren, finanzstärkeren Unternehmen durchgeführt werden; kleinere und finanzschwächere werden die Opfer. *Die Koordination muß verhindern, daß Alternativplanung industrielle Strukturen zementiert und daß alle Alternativplanner auf dieselben Produkte setzen.*« (180; Herv. v. Verf.)

In der Tat können betriebliche Strategien in die Falle laufen, die hier zum Schluß angesprochen wird. Eine Konversionsstrategie, die ausschließlich auf die Erhaltung der vorhandenen Produktionskapazitäten setzt, kann durchaus problematisch sein. Die Lösung dürfte aber nicht im Verweis auf die notwendige »Mobilität« von Arbeitskräften liegen (vgl. Bielfeldt 1982, 242), sondern in längerfristig geplanten und durchgesetzten Veränderungen der Produktionsstrukturen, so daß neue Produkte an den vorhandenen Industriestandorten gefertigt werden können. Einen eher problematischen Fall stellt das Werk VFW-Speyer in dieser Hinsicht dar, wo es in den siebziger Jahren gelang, zunächst einmal die Schließung des Werkes zu verhindern. Dabei spielten auch Rüstungskonversionsplanungen eine Rolle. Der Fall ist detailliert von

Wellmann, C.: Arbeitnehmer im Konflikt zwischen Arbeitsplatzsicherung und Rüstungsproduktion. Der Fall VFW-Speyer. 2 Bde. Berlin/West, Berliner Projektverbund der Berghof-Stiftung für Konfliktforschung 1979

untersucht worden. Eine Kurzfassung der Ergebnisse findet sich in:

Huffschmid, J., und E. Burhop (Hrsg.): Von der Kriegs- zur Friedensproduktion. Köln, Pahl-Rugenstein 1980.

Zunächst unabhängig von diesen betrieblichen Entwicklungen haben sich in der Bundesrepublik Deutschland zwei Gruppen von Friedensforschern intensiv mit Rüstungskon-

versionsfragen auseinandergesetzt: Zum einen die Gruppe um Ulrich Albrecht, der selbst einen grundlegenden Forschungsüberblick vorgelegt hat:

Albrecht, U.: Rüstungskonversionsforschung. Eine Literaturstudie mit Forschungsempfehlungen. Baden-Baden, Nomos 1979,

der als wissenschaftliche Einführung auch in den internationalen Diskussionsstand bis Ende der siebziger Jahre dienen kann; er enthält eine umfangreiche Bibliographie. Zum anderen die Bremer Gruppe um Jörg Huffschnid, deren Ansatz und Ergebnisse jüngst in einem Aufsatz zusammengefaßt veröffentlicht wurden (Huffschnid 1983). Neben zahlreichen Zeitschriftenpublikationen liegen bisher drei Buchveröffentlichungen vor: Albrecht, U., u.a.: Mit Rüstung gegen Arbeitslosigkeit? Reinbek, Rowohlt 1982 (248 S., br., 9,80 DM)

Huffschnid, J. (Hrsg.): Rüstungs- oder Sozialstaat? Zur wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeit von Abrüstung in der Bundesrepublik. Ein Handbuch. Köln, Pahl-Rugenstein 1981 (286 S., br., 14,80 DM)

Huffschnid, J. (Hrsg.): Für den Frieden produzieren. Alternativen zur Kriegsproduktion. Köln, Pahl-Rugenstein 1981 (161 S., br., 14,80 DM)

Die Bücher demonstrieren eindringlich, daß Rüstungskonversion als Strategie zur Lösung der sozialen und wirtschaftlichen Folgeprobleme des Rüstens ohne Alternative ist — jedenfalls in friedenspolitischer Hinsicht. Sie zeigen auch, daß der engere Konversionsvorgang keine unlösbaren technischen und ökonomischen Probleme aufwirft. Die Schwierigkeiten sind politischer Natur, verweisen auf gesellschaftliche Kräfteverhältnisse, die zu verändern sind, um Rüstungskonversion möglich zu machen. An diesem Punkt beschwören die Arbeiten allerdings weitgehend nur eine bessere Politik; die Klärung der Frage, wie eine soziale Basis für Abrüstungspolitik und damit Rüstungskonversion entstehen kann, gehört zu den Desideraten der bisherigen Forschung.

Der insgesamt systematischere Zugriff der Bremer Gruppe hat zu einigen entwickelten »Alternativen zur Kriegsproduktion« geführt, die weitgehend losgelöst von der Situation in einzelnen Betrieben erarbeitet wurden und der Gefahr nicht entgehen, Rüstungskonversion vor allem als Problem der Suche nach *technisch* machbaren und einleuchtenden Alternativen zu begreifen. Dies gilt auch für die aus einer Bremer Dissertation hervorgegangene »Alternativplanstrategie« für die norddeutschen Werke von VFW:

Bouwer, G.: Vom MRCA Tornado zur zivilen Alternative. Ein Beitrag zur Konversionsdebatte. Baden-Baden, Nomos 1983 (159 S., br., 49,- DM)

Die Diskussion muß künftig in zwei Richtungen vorangetrieben werden: einmal eine stärkere Berücksichtigung der konkreten Situation in einzelnen Betrieben, zum anderen eine intensivere Auseinandersetzung mit den politischen und wirtschaftlichen Zusammenhängen von Rüstungskonversionspolitik.

### Literaturverzeichnis

- Bielfeldt, C., 1982: Ökonomische Probleme der Abrüstung — Konversion? In: Politische Vierteljahrschrift, 23(2), 225-248 (mit Bibliographie)
- Brzoka, M., 1983: Ansätze zur erfolgreichen Umstellung von Rüstungs- auf zivile Produktion, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 12(2), 167-184
- Brzoka, M., u.a., 1979: Rüstungsproduktion in Westeuropa. Hamburg, Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik
- Brzoka, M., u.a., 1982: Das Geschäft mit dem Tod. Fakten & Hintergründe der Rüstungsindustrie. Frankfurt/M.
- Huffschnid, J., 1983: Rüstungskonversion als Verbindung friedenspolitischer und sozialökonomischer Interessen, in: WSI-Mitteilungen, 36(6), 371-385
- Kaldor, M., 1981: Rüstungsbarock. Berlin/West
- Kaldor, M., 1983: Krieg und Kapitalismus, in: *Das Argument* 141, 707-724
- Melman, S., 1980: Barriers to conversion from military to civilian industrie — in marked, planned and developing economies. O.O., UN Centre for Disarmament
- Rodejohann, J., 1983: Arbeitsplatzsicherheit und Arbeitsplatzrisiken in der Rüstungsindustrie. Berlin/West, Berliner Projektverbund der Berghof-Stiftung für Konfliktforschung
- Sivard, R.L., 1982: World military and social expenditures 1982. Leesburg Va., World Priorities
- US Congress 1980: Economic conversion: What should be the government's role? Washington D.C., Congressional Budget Office
- Wolpin, M.D., 1983: Comparative perspectives on militarization, repression and social welfare, in: Journal of Peace Research, 20(2), 129-155 (mit Bibliographie)

## Kongreßberichte

### Feministische Literaturwissenschaft

Tagung am Literaturwissenschaftlichen Seminar, Universität Hamburg,  
24. bis 27. Mai 1983

Daß diese von 300 Teilnehmerinnen aus dem In- und Ausland besuchte Tagung stattfand, ist dem Engagement von Inge Stephan und Sigrid Weigel zu verdanken. Die Universität Hamburg und die Stiftung Volkswagenwerk hatten die Förderung abgelehnt. Die Tagung sollte einen Überblick über den Stand historischer Forschung und feministischer Theorieentwicklung im Bereich Literaturwissenschaft/Germanistik\* geben. Innerhalb der vorgesehenen Themenkreise — Frauenbilder und Frauenliteratur des 18. bis 20. Jahrhunderts, feministischer Kulturkritik und -theorie, Institutionalisierung und Organisierung feministischer Forschung und Lehre — waren 13 Referate und 12 Arbeitsgruppen geplant. Viele Arbeiten galten dem Ziel, in großen Überblicken Motive, Tendenzen und Charakteristika einer Gattung oder Epoche zu erforschen. Susan Cocalis z.B. analysierte Romane von Frauen aus der Zeit von 1770-1830 auf die Existenz eines »Subtextes«. Damit ist gemeint, daß die Schriftstellerinnen wegen der normativen Geltung patriarchalischer Frauenbilder die Auseinandersetzung mit ihrer weiblichen Lebenssituation nur versteckt, ihnen selbst häufig unbewußt, in Metaphern, Motiven, bestimmten Konfliktkonstellationen etc. geführt haben. Mit einem von Männern im gleichen Zeitraum geprägten Frauenbild beschäftigte sich Inge Stephan. Sie untersuchte den Ideologeehalt eines scheinbar progressiven Weiblichkeitsentwurfs, des in der französischen Revolution gefeierten Amazonenmythos und dessen Darstellung bei Schiller und Kleist. Irmela v. d. Lühe referierte über das Verhältnis von Schreiben und Leben bei Ingeborg Bachmann. Sie stellte es als ein der Kunstauffassung der Dichterin entsprechendes dar, das ihren Anspruch realisiere, durch Kunst den hellen Schmerz in uns zu erzeugen, der sehend mache. Ulrike Prokop analysierte in *Emilia Galotti* und *Werther* den »Mythos des Weiblichen und die Idee der Gleichheit in literarischen Entwürfen des frühen Bürgertums«. Sie arbeitete eine latente Kritik der bürgerlichen Männlichkeitsentwürfe heraus, der die Imagination einer weiblichen Stärke gegenüberstehe, die Frauen zugleich über die bürgerliche Gesellschaft erhöhe und sie aus ihr ausgrenze. Die Sinnlichkeit der Frau werde dem Funktionieren der patriarchalischen Gesellschaft geopfert, weil sie für Männer angsterregend sei und über rational kontrollierbare bürgerliche Gleichheits- und Individualitätsentwürfe hinausgehe.

In den Arbeitsgruppen umfaßten die Thesenpapiere ein weites Spektrum: Heldinnen der deutschen Robinsonaden 1740-1800, Familienverhältnisse im späten Drama des 18. Jahrhunderts, die literarische Produktion von Frauen im 18. Jahrhundert am Beispiel »Roman«, Frauenbilder und Liebesbegriffe in der englischen Dichtung des 19. Jahrhunderts, Frauenliteratur der 20er Jahre, Konstruktion und Kritik des Männlichen in zeitgenössischer Frauenliteratur. Es lagen Papiere über Werke von Sophie Mereau, Fanny Lewald, Louise Aston, Meta von Salis, Ida Hahn-Hahn, Jean Rhys, Ingeborg Bachmann, Christa Wolf und über feministische Gegenwartsliteratur vor. In ihnen wurde die Frage der Anpassung, Subversion oder Zerschlagung in bezug auf patriarchalische Weiblichkeitsmuster und/oder ästhetische Formen untersucht. Von den meisten Teilnehmerinnen wurden Versuche, in weiblicher Literatur autonome oder konkret-utopische Weiblichkeitsentwürfe finden zu wollen, als unfruchtbare Verkürzung der Problematik betrachtet. Das Utopische könne höchstens in der Durchquerung und Zerstörung geltender ästhetischer Formen und Frauenbilder enthalten sein.

\* Vgl. auch den von Inge Stephan und Sigrid Weigel herausgegebenen Argument-Sonderband AS 96: »Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft« (1983).

Im Bereich feministischer Theoriebildung prüfte Brigitte Wartmann die von bürgerlichen Theoretikern behauptete Analogie von Frau und Kunstwerk und definierte sie unter strukturellem Aspekt neu. Als gemeinsame Kennzeichen von weiblicher Produktivität im Haus und künstlerischer Produktivität nannte Wartmann prozeßhafte Offenheit, Synthese, Fehlen von Arbeitsteilung und kapitalistischer Verwertbarkeit. Ihr Vorschlag, aus diesen Charakteristika zukunftsweisende Perspektiven für die Entwicklung einer neuen Produktionsweise abzuleiten, traf auf Kritik vieler Teilnehmerinnen, die darin eine Idealisierung weiblicher Produktivität sahen, die deren strukturelle Eingebundenheit in eine bürgerlich-patriarchalische Warengesellschaft nicht berücksichtige. Sigrid Weigel sichtete in ihrem Vortrag »'Frau' und 'Weiblichkeit' in der feministischen Kulturkritik« gegenwärtige Ansätze und Methoden. Das Wesentliche feministischer Literaturkritik sieht sie darin, daß sie der Frau zum Spiegel werden könne, in dem Weiblichkeit als Konstruktion erkennbar werde. Gegen Weigels Behauptung, damit sei die Subjekt-Objekt-Trennung in feministischer Wissenschaft aufgehoben, meldeten jedoch einige Frauen Zweifel an, weil sie diese Trennung als konstitutiv für Wissenschaft und Erkenntnis begreifen. Um die der Wissenschaft selbst immanenten Widersprüche, die eine ganz andere Form von feministischer Wissenschaft unmöglich machen, ging es Helga Grubitzsch in ihrem Referat über Theorie und Praxis feministischer Wissenschaft an der Universität. Während in der BRD feministische Literaturwissenschaft bisher von meist isolierten Frauen gegen patriarchalische Unistrukturen erkämpft wird, gibt es in den USA bereits seit 7 Jahren eine Organisation feministischer Germanistinnen (WIG). Jeanette Clausen berichtete von diesem Verband, den Arbeitsergebnissen und sichtbaren Leistungen. Dazu zählte sie u.a. die gegenseitige Unterstützung bei der Forschung und im persönlichen Leben. Dieses Verhalten der zahlreich anwesenden amerikanischen WIG-Mitglieder gehört für mich zu den nachhaltigsten Eindrücken von dieser Tagung. Das bei deutschen Frauen dominierende abgrenzende Verhalten wurde mir dadurch als solches erst augenfällig.

Am Ende dieser Tagung konstituierte sich eine überregionale Gruppe, die die Planung einer von allen Teilnehmerinnen dringend gewünschten nächsten feministischen Tagung übernimmt.

Ricarda Schmidt (Manchester, Großbritannien)

### »Das war ein Vorspiel nur ...«

Colloquium zur Literaturpolitik im Dritten Reich, veranstaltet von

der Freien Universität und der Akademie der Künste. Berlin/West, 10./11. Juni 1983

»Historisieren bedeutet verharmlosen«, meinte ein ziemlich erregter Diskussionsteilnehmer. In dem Willen, aktuelle Lehren aus den Bücherverbrennungen des 10.5.1933 zu ziehen, waren sich allerdings alle Teilnehmer, Diskutanten und Zuhörer, einig. Die Forderung, Zusammenhänge zu erforschen zwischen der nationalsozialistischen Vergangenheit und einer Gegenwart, die nicht nur von Rainer Stollmann (Bremen) im Zeichen eines drohenden dritten Weltkrieges beschrieben wurde, diese Forderung stellte schon Akademiesekretär Schlösser in seiner Eröffnungsrede ins Zentrum. Welche Inhalte die Aktualität der Bücherverbrennung aufweise, darüber wurde dann trotz aller Gemeinsamkeit teilweise scharf gestritten. Letztlich erwies sich in den Debatten, wie sehr die Aktualisierung vom Grad der Wissenschaftlichkeit der historischen Erkenntnis abhängt. Schon die zweite Eröffnungsansprache lieferte hierfür ein Beispiel. Für FU-Präsident Eberhard Lämmert wurde mit der Bücherverbrennung »die Teilung Deutschlands« zum »Prinzip politischen Handelns«; auf welche Weise aktueller Antikommunismus die gelungene Bewältigung der faschistischen Bücherverbrennung bedeute, leitete sich aus seiner Version der Lehren aus der Vergangenheit ab: »Inhumanismus und Machtpolitik kommen nur selten zweimal aus derselben Richtung.«

Damit war in der offiziellen Eröffnung der »Antitotalitarismus« als Leitlinie der Aktualisierung ausgegeben. Das wissenschaftliche Niveau des Colloquiums spricht schon aus der Tatsache, daß sich die wenigsten der Vortragenden Forscher auf diese Losung verpflichten ließen. Im Referat Leo Löwenthals (Berkeley) wurde allerdings die liberale Form des »Antitotalitarismus« auf eine durch die Lebenserfahrung des Emigranten geprägte Weise deutlich. Löwenthal hob auf seiner Meinung nach überhistorische Bedeutungen des Verbrennens von Büchern als »Pornographie der Macht« bzw. als »organisierter Terror gegen das Leben des Geistes« ab. Beispiele aus beliebigen »autoritären« und »totalitären« Gesellschaften, vom alten China über das Rom der Kaiserzeit bis zur sowjetischen Verfassung, sollten belegen, daß stets und überall »Auslöschung der Geschichte«, »hygienische Reinigungsaktion« und »Liquidierung des Subjekts« betrieben worden seien.

Gegen Löwenthal, der in den Ritualen der Bücherverbrennungen eine »Einheit von Macht und Mob« zelebriert sah, richtete sich schon der historisch geführte und aktuell gemeinte Nachweis von George L. Mosse (Madison), daß es das »Volk mit Buch« war, das »seine eigenen Bücher« verbrannte. Gegen Lämmerts Teilungsmetaphysik verwies Mosse auf das »Schisma« zwischen demokratischen und völkischen Tendenzen im gebildeten Bürgertum, auf das liberale jüdische Bürgertum, das am neuhumanistischen Bildungsbegriff festhielt, den die völkische Mehrheit spätestens 1914 schon verraten hatte. Mosse betonte den Aspekt der bürgerlichen Wohlanständigkeit in Feuersprüchen und Aktionsformen der Burschenschaftler. Beide Momente wurden massiv zur Problematisierung der Totalitarismuskonzeption eingesetzt von den auf die Hauptreferate antwortenden »Respondenten« Karl Riha (Siegen), Volker Dahm (München) und Karl Prümm (Siegen). Sie arbeiteten die historisch-gesellschaftliche Funktion der Bücherverbrennungen heraus.

Riha zeigte das »revolutionäre Alibi« darin, daß der Beginn einer bürokratischen Verfolgung — die Zensurpraxis des Nationalsozialismus — als spontane Aktion von unten inszeniert und in eine Abwehrhandlung gegen eine angebliche jüdische Übermacht umgelogen wurde. Ebenso wie Riha verwies Dahm auf das tatsächlich schon in der Weimarer Republik bestehende Übergewicht der völkischen Literatur, er nannte Autoren und Verlage. Dahm akzentuierte erstmals die Hauptstoßrichtung der Verbrennungsaktion: die Bildungsbürger verbrannten durchaus nicht ihre eigene, sondern vor allem die »Literatur des Klassengegners«. Daß die Inszenierung einen pseudorevolutionären Akt auf der Basis antidemokratischer Kontinuität verkörperte, war auch der leitende Aspekt der Antwort Prümms auf ein leider sehr stark personalisierendes Referat Gerhard Sauders (Saarbrücken). Seine Untersuchung, ob Goebbels' Rede Spuren seiner germanistischen Herkunft aufweise oder ob gar der Mißerfolg des promovierten Germanisten in den 20er Jahren als Erklärungsmuster für seine, im Vergleich mit anderen gleichzeitigen Goebbelsreden, »schlechte« Ansprache dienen könne, sah an der Funktion der literaturpolitischen Maßnahme vorbei. Fatal war es, daß Sauder den Goebbelsschen Satz, die geistige Grundlage der Weimarer Republik werde verbrannt, als den einzigen wahren der Rede bezeichnete und zugleich unkritisch den Sinn der Rede in der »Aufwertung der deutschen Revolution« erblickte. Den von Goebbels beschworenen Idealismus der nationalsozialistischen Pseudorevolution behandelte leider auch Prümm zu kurz, wenn er von der moralischen Stilisierung der spontanen Aktion sprach. Ihm kam es auf die »Etatisierung« der »Eigenmächtigkeit« an. Goebbels relativierte die studentische Aktion, die von ihren Initiatoren zeitlich länger dauernd und räumlich sich weiter erstreckend gedacht worden war, indem er sie funktionalisierte. Er erhöhte sie zum Symbol und wertete sie damit ab. Weil eine sogenannte nationale Revolution keinen realen Bruch mit der von den kapitalistischen Produktionsverhältnissen geprägten Vergangenheit bedeutete, mußte sie um so energischer den symbolischen vollziehen. Auf diesen Zusammenhang stieß

Klaus Vondung (Siegen), als er die »Substanzlosigkeit« der Symbole und Rituale des 10. Mai herausarbeitete. Er analysierte den »Glauben an den deutschen Geist« als ein Bündel von Motiven, das ein durch die Nachkriegskrise bedingtes religiöses, intellektuelles, soziales und politisches Vakuum im Bewußtsein des Bildungsbürgers füllte. An Goebels' Verwendung des mythologischen Bildes vom Phönix zeigte Vondung das »Fehlen eines rationalen Realitätsbezugs« in einer kennzeichnenden Veränderung des Mythos. Der Phönix des Nationalsozialismus steige nicht aus der eigenen, sondern aus der Asche seiner Gegner, der Juden, der bürgerlichen Demokraten und der Arbeiterbewegung. Einzig in der Vernichtung der Kräfte der Demokratie und des Sozialismus liege der Sinn von Symbol und Ritual, die eigene Position sei durch eine Leerstelle gekennzeichnet.

Am zweiten Tag des Colloquiums brach anläßlich der Referate Hans Dieter Schäfers (Regensburg) und Hubert Orłowski (Poznan) die Kontroverse zwischen der auf die Totalitarismus-These eingeschworenen älteren Generation der Forscher und den jüngeren Empiristen offen aus. Obwohl Horst Denkler (Berlin-West) schon einleitend das Mißverständnis zurückwies, nach der geduldeten und geförderten Literatur zu fragen, bedeute eine Reinwaschung, erntete der Hinweis auf eine für die Stabilisierung des Faschismus funktionierende staatsfreie, private Sphäre von Konsum und Unterhaltung heftigste Proteste. Schäfer brachte seine Details nämlich ausschließlich unter dem Gesichtspunkt: Kontinuität der Industriegesellschaft. Offenherzig gestand er hinsichtlich seines Fragens ein, wie »wichtig« ihm sei, »daß es nicht in eine Kapitalismuskritik mündet«. Indem er die Unterhaltungsindustrie der Nazis als Kulturzerstörung definierte und diese vom Markt der BRD und vom Staat der DDR fortgeführt sah, landete er bei einer eher konservativ-kulturkritischen Fassung der Totalitarismuskritik. Verharmlosung ging am ehesten von seinen Qualitätsbehauptungen aus, wenn er versicherte, große Kunst als Einzelleistung sei auch unter schlechten Verhältnissen möglich, wobei er auf die um Gottfried Benn und Ernst Jünger gruppierte Junge Generation verwies.

Schäfer und Dahm attackierten in der Kritischen Theorie nicht nur jede Theorie im Namen der Empirie, sondern auch jeden Antifaschismus als idealistisches Moralisieren, demgegenüber es auf Verstehen ankomme. Franz Fühmann war es, der die emotional-moralischen Implikationen dieses konservativen, den Faschismus verharmlosenden Verstehens zurückwies, indem er auf den Unterschied zwischen einem Verstehen als Verzeihen und dem langen und widerspruchsvollen Weg zu einem »vernünftigen Denken«, zur Erkenntnis des Verhältnisses zwischen Determinierung und Kausalität einerseits und Willensfreiheit andererseits hinwies. Fühmanns anregende Problematisierung ging allerdings nicht zuletzt deshalb unter, weil Wolfgang Emmerich (Bremen) in seinem Referat über die Auseinandersetzung der Nachkriegsliteratur mit dem »gewöhnlichen« Faschismus emphatisch die Literatur der Nähe, der subjektiven Authentizität, gegen die der Distanz ausgespielt hatte. Letztere urteilte er wohl nicht zufällig am Beispiel der beiden Exilanten Brecht und Thomas Mann ab. Zwar bekannte er sich theoretisch zur »Dialektik der Aufklärung« Horkheimers und Adornos, als geschichtsphilosophisches non plus ultra, aber auf dem Feld der Literaturanalyse solidarisierte er sich aber ausdrücklich mit Schäfer; beide interpretierten das Sich-selbst-Einbringen des Subjekts so, daß »der Nazi in uns selbst« und nicht der Faschismus in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen steckt. In der letzten Sitzung des Colloquiums, in der auch Horst Bienek die Literatur vertrat, kam die wirklich alternative Möglichkeit einer Aktualisierung zur Sprache. Der Westberliner Germanist Ulf Schramm aktualisierte die Metapher vom »Januskopf«, die vorher immer wieder für das Verhältnis von terroristischem Nationalsozialismus und literarischer Kultur verwendet worden war. Schramm setzte die Nische einer historistischen, positivistisch verfahrenen Wissenschaft in Kontrast zur Hochrüstungspolitik der Nato. Indem er die Partialität auch der Selbstbewahrung von Individualität, wie sie der kritische Theoretiker Leo Löwenthal in gleicher Weise wie der konservative Empirist

Schäfer proklamiert hatten, in Zweifel zog, setzte er sich, persönlich sehr mutig, den vereinten Aggressionen aus. Eberhard Lämmert war sich nicht zu fein, aus dem von Schramm zu Bedenken gegebenen »Streik der Wissenschaftler« gegen die Stationierung der Cruise Missiles und Pershing II im Wintersemester einen »Streik des Denkens«, der manchem Wissenschaftler seit je besonders leicht falle, zu machen. Gegen diese Aktualisierung der Bücherverbrennung, welche die Friedensbewegung mit Denkverzicht und beides mit dem Denkverbot der Nationalsozialisten in eins setzte, machte Jürgen Schutte als Kollege Schramms und Lämmerts eine Rechtsverordnung des Freistaates Bayern bekannt: Es gibt neuerdings eine Pflicht für Beamte, sich von sogenannten verfassungsfeindlichen Kräften in Bürgerbewegungen zu distanzieren. Gegen Schuttes Feststellung: »Wenn das kein Vorspiel ist ...«, konnte Lämmert sich nur von Horst Bienek mit einer Attacke gegen die DDR helfen lassen, worauf allerdings von den mehr als 500 Diskussteilnehmern nur einer(!) klatschte. So scheiterte letztlich die von Lämmert auch am Schluß noch einmal beschworene Absicht, die »Teilung Deutschlands« zum aktuellen Bezugspunkt einer Diskussion über die Bücherverbrennung zu machen. Schockiert hat mich dennoch die Stärke, mit der die von der CDU/FDP-Regierung eingeläutete »Wende« anklang.

Helmut Peitsch (Berlin/West)

### **Eighth International Joint Conference on Artificial Intelligence — IJCAI-83** Karlsruhe, 8. bis 12. August 1983

Auf der ersten IJCAI in der BRD trat die militärische Brisanz der Forschungen zur Künstlichen Intelligenz (KI) deutlicher zutage als auf den früheren Konferenzen. Diese Tatsache ist den Aktionen der Karlsruher Friedensbewegung zu verdanken. Sie konnte die Teilnahme der Martin Marietta Corporation an der der IJCAI angegliederten Industrie- und Fachausstellung verhindern; diese Firma hat ein mit KI ausgestattetes Computersystem entwickelt, das für die Treffsicherheit der Pershing-II-Raketen sorgen soll. Am Eröffnungstag demonstrierten dennoch ca. 50 Menschen gegen die Anwesenheit weiterer — aber besser getarnter — rüstungsgüterproduzierender Firmen. Eine Vielzahl von Referaten verwies auf militärische Aufgabenstellungen der KI-Forschung. Auch die Industrie war stets präsent: Kommerziell nutzbare »intelligente« Computersysteme wurden vorgestellt, ein großer Teil der Vorträge hatte Industrieforschung zum Inhalt und mindestens ein Drittel der ca. 1500 Konferenzteilnehmer kam aus der Industrie.

Dies sind offenkundige Zeichen dafür, daß die KI-Forschung ihren Ruf als esoterisches und skurriles Wissenschaftsgebiet, den sie zumindest außerhalb der angelsächsischen Länder hatte (Peter Raulefs, Uni Kaiserslautern), verliert. Die seit Mitte der 40er Jahre existierende KI-Forschung hat Erkenntnisse zur Verarbeitung natürlicher Sprache, zum Erwerb und zur Repräsentation von Wissen, zum Verarbeiten von Bildern, zum Problemlösen u.ä. hervorgebracht, die eine Programmierung von Computern zu »intelligenter« Verhalten ermöglichen.

Ein Schwerpunkt der IJCAI waren Referate zu *Expertensystemen*, das sind Computer mit »intelligenten« Leistungsfähigkeiten in sehr engen Grenzen; teilweise werden sie schon heute genutzt: z.B. werden sie für Übersetzungen von Texten geringer Komplexität oder für spezielle chemische Analysen eingesetzt. Ein Warnsystem für militärische Konflikte wurde von D. Lenat, A. Clarkson & G. Kiremidjian (USA) vorgestellt. Solche Systeme können Details von Tätigkeiten menschlicher Experten reproduzieren, deren Wissen vielfach als Modell zur Entwicklung der »intelligenten« Software dieser Computer dient.

Die meisten Referate wurden zu den Unterdisziplinen der KI *Natürliches Sprachverstehen* und *Computerverstehen* (jeweils etwa 50) gehalten, welche die Grundlagenforschung für den Bau von Expertensystemen und Robotern darstellen. Viele Beiträge zum Com-

putersehen behandelten die Auswertung von flugperspektivischen Bildern und die Werkstückerkennung. Fortschritte auf diesen Gebieten und im Logischen Programmieren — so war auf einer Podiumsdiskussion zum »Fifth Generation Project« der Japaner zu hören — sollen neue Computer hervorbringen, die in wesentlich umfangreicherer Weise natürliche Sprache, Problemlösen, Bildverarbeitung u.ä. bewältigen können.

Die Vorträge zu den Themengruppen *Kognitives Modellieren*, *Wissensrepräsentation*, *Lernen und Wissenserwerb* sowie *Planen und Suche* hatten die Analyse und die »Bildung« von Informationsverarbeitungsprozessen bei Mensch und Maschine zum Gegenstand. Die Psychologen unter den Referenten befaßten sich vor allem mit dem Problemlösen bei gut definierten Aufgaben.

Zeigte der überwiegende Teil der IJCAI-Referate ein instrumentelles Wissenschaftsverständnis, so konnte man auf einer Podiumsdiskussion zu »KI — ihre Einflüsse auf die Beschäftigungslage und die Verteilung des Einkommens« von M.A. Boden (Großbritannien) Visionäres hören: Sie zeichnete das Bild einer »postindustriellen« Gesellschaft, die Ähnlichkeit mit der Gesellschaftsform auf Tahiti haben werde. Der Mensch sei in Zukunft vom Zwang zu arbeiten befreit, und er könne sich (wieder) dem eigentlich Menschlichen zuwenden: den emotionalen und sozialen Bedürfnissen. D. Chamot (USA) sah die Notwendigkeit von Arbeitszeitverkürzungen, da eine erhebliche Freisetzung von Arbeitskräften zu erwarten sei, falls KI-Computer vermehrt zum Einsatz kommen sollten. S.B. Cook (USA) appellierte an das Verantwortungsbewußtsein der KI-Forscher; sie sollten nicht zur Dequalifikation von Arbeitskräften beitragen.

Zum Stand der KI-Forschung in der BRD konnte man auf der IJCAI-Präsekonferenz erfahren, daß er weit hinter dem der USA und Japans, aber auch Frankreichs und Großbritanniens zurückbleibt. Doch in Zukunft wird dieser Wissenschaftszweig eine »gesteigerte Aufmerksamkeit in der Forschungsförderung« erfahren (Thomas, BMFT). Außerdem sprach sich Thomas dafür aus, daß Universitäten und Industrie »in offener Weise« ihre Ergebnisse austauschen sollten.

Zur weiteren Information: Fast alle Referate (ca. 250), die ausschließlich in Englisch gehalten wurden, liegen seit Beginn des Kongresses in zwei dicken Bänden mit insgesamt 1208 Seiten Umfang vor.

Hans-Peter Michels (Bonn)

## Frauen, Militarismus und Abrüstung

1. IPRA-Konferenz der Friedensforscherinnen. Gyor, 25. bis 28. August 1983

In diesem Sommer haben sich im ungarischen Gyor, wo die 10. Jahreskonferenz der IPRA (International Peace Research Association; Internationale Vereinigung für Friedensforschung) stattfand, zum ersten Mal Friedensforscherinnen aus aller Welt getroffen, um sich in einer ausdrücklichen Frauenkonferenz über die Ansätze feministischer Friedensforschung in den verschiedenen Kulturen auszutauschen. Die Konferenz wurde inhaltlich von der norwegischen Friedensforscherin Birgit Brock-Utne, Mitarbeiterin des norwegischen Friedensforschungsinstituts PRIO und organisatorisch vom Institut für Weltökonomie (Budapest) vorbereitet; sie konnte mit finanzieller Unterstützung der UNESCO stattfinden. Die meisten der Teilnehmerinnen aus Afrika, Australien, Indien, Japan, Mittel- und Lateinamerika, USA und Europa kannten sich schon aus der jahrelangen Arbeit in der IPRA. Während der letzten IPRA-Konferenz in Toronto 1981 hatten die Frauen beschlossen, sich über ihren Standort und ihre Arbeitsweise auszutauschen. Sie wollten ihr Selbstverständnis von feministischer Friedensforschung und ihre zukünftige Arbeitsweise innerhalb der IPRA diskutieren.

Die Diskussion konzentrierte sich auf drei Bereiche: (1) Feminismus und Gewaltfreiheit: Anna Pazuska zeigte mit ihrem Bericht über die Aktionserfahrungen in Greenham Common, daß Frauen auch in ihren Widerstandsformen den Schlüssel zu Kooperation,

Gegenseitigkeit und nicht-hierarchischen Strukturen sehen und damit das Bewußtsein über ihre kollektive politische Kraft und Wirkungsmöglichkeit verbinden. Greenham Common habe gezeigt, daß Frauen im Kampf gegen Rüstung organisations- und handlungsfähig seien.

(2) Strukturelle Gewalt gegen Frauen: Neben dem bekannten Gebiet der Friedensziehung — der Problematik von Sozialisation und Militarismus — verwiesen besonders die Frauen aus der 3. Welt auf den globalen Aspekt von Sexismus, kapitalistisch-industrieller Ökonomie und Krieg. Govind Kelkar machte am Beispiel der Brautverbrennungen in Indien den Zusammenhang von patriarchalen Familienverhältnissen und männlicher Dominanz in den wirtschaftlichen und politischen Beziehungen deutlich. Magdalena Leon schilderte aus der Sicht der Frauen Lateinamerikas die Menschenrechtsbewegung: Der Kampf gegen Gewalt und für Demokratie muß die Hausarbeit von Frauen und die Gewalt gegen Frauen im häuslichen Bereich sichtbar machen. Revolution »um jeden Preis« als Weg zum Frieden bezeichnete sie als »Romantizismus«. — Für welchen Frieden — gegen welchen Krieg? Die Teilnehmerinnen hinterfragten die Sinnhaftigkeit eines patriarchalisch-industriellen Wertesystems, in dem unbegrenztes Wachstum, gewalttätige Lösungen von Konflikten, Konkurrenzstrukturen und einseitige rational-technische Überlegungen dominieren. Sie bestehen in der Friedensforschung auf einer ganzheitlichen Betrachtungsweise, die den Sexismus gegenüber Frauen in der Politik, Ökonomie und Kultur nicht nur sichtbar macht, sondern auch die politische Potenz von Frauen zur Transformation dieser Strukturen aufzeigt. Mit dem Stichwort vom »Neuen Universalismus« verbindet die Inderin Corinne Kumar dSouza eine feministische Perspektive in der Forschung, die den qualitativen Wandel in der 3. Welt ermöglicht: »Denn nach der Revolution gehen die Frauen wieder zurück und machen den Abwasch. Wir brauchen für den Frieden mehr als den Austausch von politischen Gruppen.«

(3) Männliche Friedensforschung: Friedensforschung ist ebenso eine männliche Beschäftigung wie der Krieg — war in dem Arbeitspapier von Betty Reardon über Sexismus, Krieg und Friedensforschung nachzulesen. Sie nimmt die scheinbar geschlechtsneutrale Friedensforschung unter die Lupe. Wer erforscht da wessen Frieden? Ihr geht es nicht nur um das Defizit, um die Suche nach dem verlorengegangenen »Gegenstand Frau« in der männlichen Friedensforschung. Sie kritisiert die Forschungs- und Erkenntnisweise selbst, die in der bekannten Tradition der westlichen wissenschaftlichen Analyse alles zerlegt und dann die Teile einfach liegen läßt. Resultat: Zahlenkolonnen und Vernichtungsszenarien — die Trophäen cartesianischen Denkens: »Der Feminismus hat die politischen Strukturen in Frage gestellt. Wir müssen nun auch alle intellektuellen Denkmuster in Zweifel ziehen. Denn jedes Paradigma, jede Wissenschaft, jede Methode geht von dem Mann als Menschen aus, von dem Männlichen als dem Maß aller menschlichen, persönlichen, sozialen und intellektuellen Entwicklung.« Mila Hradecna aus der CSSR — die einzige Teilnehmerin aus einem sozialistischen europäischen Land — faßte das Dilemma des empirisch-quantifizierbaren Denkens in Ost und West treffend zusammen: »Es ist leichter, eine Fabrik zu nationalisieren als Menschen zu ändern.«

Ob es um Ost und West, Nord oder Süd ging, die Friedensforscherinnen streben eine dynamische Untersuchungsweise an, die eine Synthese von strukturorientierter und beziehungsorientierter Analyse ermöglicht. Sie meinen, daß die internationale Frauenbewegung zur Veränderung aller gesellschaftlichen Bereiche etwas zu sagen hat. Für alle war klar, daß sie auch künftig innerhalb der IPRA arbeiten wollen. Eine separate Organisation betrachten sie als politische Isolierung und Verzicht auf ihre selbstverständliche und notwendige Einflußnahme. Der Beschluß, innerhalb der IPRA eine Frauen-Studiengruppe zu bilden, verbindet zwei Anliegen: (1) Koordination und Diskussion zwischen feministischen Friedensforscherinnen; (2) Mitarbeit und Einbringen feministischer Ansätze in allen Kommissionen der IPRA.

Als nächsten Schritt werden die Friedensforscherinnen in ihren Heimatländern Treffen organisieren, um über Gyor zu informieren. Für die Bundesrepublik beabsichtige ich ein Treffen aller interessierten Friedensforscherinnen für Anfang 1984. Neben der Diskussion der Arbeitsschwerpunkte und Ergebnisse von Gyor möchte ich vorschlagen, gemeinsam die nächste Frauenkonferenz der IPRA (1984) vorzubereiten (meine Anschrift: Rosenheimer Str. 7, Berlin 30, Tel. 030/24 51 89). Denn ich war überrascht, die einzige Teilnehmerin aus der Bundesrepublik in Gyor zu sein. Theresa Wobbe (Berlin/West)

### **Adorno-Konferenz**

veranstaltet vom Institut für Sozialforschung der Universität Frankfurt/M.,  
9. bis 11. September 1983

Aufgeboten waren nahezu alle, die man mit Kritischer Theorie assoziiert; von der »Prominenz« waren beteiligt L.v. Friedeburg, J. Habermas, M. Jay, M. Theunissen, O. Negt, A. Wellmer und A. Schmidt. Es ist ein Zeichen für die gegenwärtigen Bestrebungen, Adorno in die Reihe der »Klassiker« des deutschen Bildungsgutes einzureihen, daß die großen Tageszeitungen in ihren Kongreßberichten (Frankfurter Rundschau 12. und 15.9.83; Süddeutsche Zeitung 14.9.83; Frankfurter Allgemeine Zeitung 12. und 13.9.1983) fast ausschließlich über die Debatten um Adornos Ästhetik und Philosophie berichtet haben: »Negativismus« und »Postmoderne« zum xten Mal.

Daß der Vorschlag der »taz«-Kulturredaktion kaum beachtet wurde, Adornos Werk »in den Zusammenhang seiner historischen Entwicklung zu stellen«, paßt in dieses Bild. Die »taz« vom 8.9.1983 hatte speziell zur Diskussion im »Kolloquium Ästhetische Theorie« zwei musikpolitische Aufsätze Adornos von 1933 und 1934 und eine dreißig Jahre später geschriebene Deutung und Distanzierung abgedruckt. Adornos »Doppelstrategie« bestand darin, einerseits das faschistische Verdikt des »Negerjazz« durch dessen Kennzeichnung als »schlechtes Kunstgewerbe« zu bestätigen, andererseits Strömungen neuer Musik auch im Dritten Reich durch seine Kritiken »zum Überwintern zu verhehlen«. Weniger akademisches Reden über »die ästhetische Aufhebung der Modernität bei Adorno« (A. Wellmer) und mehr Offenheit für die politische Seite des Konsumierens von und Redens über Musik hätte den versammelten Ästhetiktheoretikern gut angestanden. Doch blieb eine öffentliche Reaktion aus; stattdessen wurde in Gesprächen am Rande debattiert, ob die »taz« denunziatorisch sei, oder ob sie Unwichtiges hochgespielt habe.

Doch nicht durchweg wurde Adorno auf ein akademisches Podest gestellt. In den Kolloquien »Methodologie« und »Gesellschaftstheorie« gab es einige äußerst lebendige Diskussionsrunden.

Wolfgang Bonß versuchte sich an einer Deutung von Adornos »Totalitätsempirie«, die er als Weiterführung von Webers Ansätzen zur Einführung des Verstehensprinzips in die Soziologie interpretierte. Adornos Methodologie sei die Forderung zur Übernahme der Perspektive des »leidenden Individuums«, aus der heraus der Forscher »negative Spurensicherung« betreiben solle: Im Besonderen das Allgemeine, im einzelnen Faktum dessen Brechung durch Vernunft, in der Unvernunft die Vernunft zu suchen, das sei das Prinzip von Adornos »Rätselmetaphorik«, die Leitlinie seiner »reflexiven Versuchsanordnungen«. In der Diskussion ging es erneut um den »Positivismusstreit«: Kann man wirklich eine Methode, die den Einzelfall und die Besonderheiten von Erfahrungen untersuchen möchte, mit der Wertfreiheitsdevise zusammenbringen, für die Max Weber im Positivismusstreit immer wieder bemüht wurde (J. Ritsert)? Die Debatte entspann sich um die Suche nach Verknüpfungsbegriffen wie dem eines »erweiterten Erfahrungsbegriffs«, für den es darauf ankomme, »erfahrungswissenschaftlich« nach »generativen Tiefenstrukturen« zu forschen; darüber hinaus wurde klar, daß Adorno weit mehr zur

Klärung von Begründungen als zur methodologischen Anleitung beitragen kann. U. Oevermann konnte daher Adorno gegen Bonß für seine Forderung nach einem Bruch mit herkömmlicher Empirie in Anspruch nehmen: Gegen jene Logik, die Einzeldaten unter allgemeine »Erkenntnisse« subsumieren möchte, komme es darauf an, über ein »hermeneutisches Verfahren«, das nicht an vorgefertigten Begriffen orientiert ist, aus dem Einzelfall eine Struktur zu erkennen.

Die Diskussion wurde politisch, als Negt vehement gegen Adornos »gesellschaftskritische Depotenzen« Stellung nahm: Mit der Umdeutung der bestimmten Negation von Faschismus zu einer intellektualistischen abstrakten Negation werde Adorno von Marx und Freud getrennt; in einen Theologen, Soziologen, Philosophen und Theoretiker der schönen Künste aufgespalten werde er nicht mehr als kritischer Theoretiker wahrgenommen, werde heute weniger verstanden als zu seinen Lebzeiten. Vor allem Helmut Dubiel bemühte sich darum, die gesellschaftstheoretische »Aktualität Adornos« zu bestimmen: Fragen nach der politischen Ökonomie des »demokratischen Staatskapitalismus«, nach der Sozialpsychologie des »autoritären Charakters« und nach der Rolle der »Kulturindustrie« seien das Erbe Adornos. A. Söllner folgerte daraus, daß eine weiterentwickelte »kritische Theorie« angesichts des gegenwärtigen Irrationalismus und Neokonservatismus die Aufgabe habe, »den alternativen Bewegungen eine Vernunft zu zeigen, die sonst keine Chance hat«. Dabei betonte Söllner — wohl um die Nähe zur Alternativbewegung herauszustreichen — das Motiv der »Angst« bei Adorno, der aus der Situation des Juden, des Intellektuellen und des Emigranten heraus — und damit aus einer dreifachen Bedrohung — die »Dialektik der Aufklärung« geschrieben habe. Dagegen hielt sich Habermas bedeckt: Zur Beantwortung der rhetorisch gemeinten Frage, ob der heutige Irrationalismus zureichend zu kritisieren sei, wenn man dem Begriff eines »demokratischen Staatskapitalismus« folge, ließ er sein Konzept der »Dissoziation von Arbeit und Lebenswelt« von einem seiner Schüler (Ch. Deutschmann) vortragen.

Leider wurde über Habermas' Anspruch, die kritische Theorie weiterentwickelt zu haben, genausowenig diskutiert wie über »Adorno in Amerika«, wozu Jays Beitrag genug Anlaß gegeben hätte: Danach sei Adorno die Kultur seines Exillandes bis zur Rückkehr nach Deutschland 1953 fremd geblieben; und er selbst sei in den Staaten auch erst spät und dann immer nur in Verbindung mit anderen wie H. Marcuse oder Foucault wissenschaftlich breiter wahrgenommen worden.

Offiziell beendet wurde die Konferenz mit der Verleihung des Th.W. Adorno-Preises an den Schriftsteller und Philosophen Günther Anders (der in Wallmanns Festansprache als »Günther Grass« tituliert wurde). Anders empfahl (über eine Videoaufzeichnung), sein eigenes und Adornos Werk als »Enzyklopädie der apokalyptischen Welt« zu lesen und warnte vor der Irreführung der sogenannten »Nachrüstungspolitik«. Dem ist nichts hinzuzufügen. Rolf Rieß (Regensburg) und Traugott Schöfthaler (Berlin/West)

## Kongreßankündigungen

### **BdWi-Kongreß: Wissenschaftler gegen Ausländerfeindlichkeit**

16./17. Dezember 1983 in Frankfurt/M.

Krisenerscheinungen und -folgen werden zunehmend den ausländischen Arbeitern und ihren Familien in die Schuhe geschoben. Die Geschichte des Faschismus zeigt, welche tödliche Gefahr für die Demokratie von Rassismen ausgehen kann. Bisher vorgeschlagene Themenbereiche:

— Alltagserfahrung — Fremdenangst — Ausländerfeindlichkeit. Psychische, soziale und politische Bedingungen der Entstehung von Ausländerfeindlichkeit;

- Wirtschaftskrise — Herrschaftssicherung — Ausländerfeindlichkeit;
  - Arbeiterimmigration als kultureller Wandlungsprozeß;
  - Integration zwischen kulturautonomer Eingliederung, Sozialpolitik und Germanisierung;
  - Ideologische Tradition und Leitbilder in den Wissenschaften und die Begünstigung von Ausländerfeindlichkeit und Rassismus;
  - die Rolle der Medien bei der Stigmatisierung von Ausländergruppen.
- Vorschläge und Nachfragen an: Henriette Berg, BdWi-Geschäftsstelle, Gisselbrechter Straße 7, Postfach 1162, 355 Marburg 1, Tel.: 0 64 21/2 13 95

**Tagung zum 100. Geburtstag von August Thalheimer**

17./18. März 1984 in Stuttgart

*Schwerpunkte:*

1. Klassenschichtung und Klassenbewußtsein im modernen Kapitalismus; Strategie und Taktik der Arbeiterbewegung in der Krise des Kapitalismus.
  2. Selbsterstörung der bürgerlichen Demokratie in der Krise; Faschismusproblematik heute.
  3. Marxismus und Kriegsfrage; weltpolitische Entwicklungen.
  4. Nationale Frage und Internationalismus; Stellung zu den sozialistischen Ländern und Beurteilung ihres Charakters. Wir sind für weitere Vorschläge dankbar.
- Informationen:* Initiativgruppe »Thalheimer-Gedenkveranstaltung«, p.A. Theodor Bergmann, Im Asemwald 26, 6, 215, D-7000 Stuttgart 70.

**Internationale Gesellschaft für Dialektische Philosophie — Societas Hegeliana**

4. bis 7. September 1984 in der Universität Helsinki

Das Thema wurde von der Mitgliederversammlung umschrieben mit dem Programm der »Phänomenologie des Geistes«, *Das Werden des Wissens*. Referate sollen bis spätestens 1. Dezember 1983 angemeldet werden. Anmeldungen und Informationen über das Sekretariat der Gesellschaft: Hans-Bert Reuvers, Burgring 47, D-4152 Kempen 1.

**Antonio Gramsci — Rosa Luxemburg.**

**Deutsch-Italienisches Kulturfestival, Hamburg 1985**

Mit Vorträgen, Diskussionen, Lesungen, Theater, Ausstellung, Musik. Kein Kongreß im üblichen Sinn, eher ein Raum mit vielen Eingängen, so daß jeder das politische Denken und die Praxis von Luxemburg und Gramsci besichtigen kann. Wissenschaftler, Politiker und Künstler sollen sich schon jetzt an der Planung beteiligen. Die bestehende Projektgruppe ist aus der Volksuni Hamburg hervorgegangen.

*Informationen:* Ulrich Schreiber, Krähenberg 45, 3100 Celle. Tel.: 05141/48 812. Hier kann ein Rundbrief mit Fragebogen zur Mitarbeit angefordert werden.

## Besprechungen

### Philosophie

**Stadler, Friedrich: Vom Positivismus zur »Wissenschaftlichen Weltauffassung«.** Löcker Verlag, Wien/München 1982 (349 S., br., 49,- DM)

**Stadler, Friedrich (Hrsg.): Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit.** Otto Neurath und sein Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien 1925-1934. Politische Grafik von Gerd Arntz und den Konstruktivisten. Löcker Verlag, Wien/München 1982 (463 S., Abb., Ln., 42,- DM)

**Nemeth, Elisabeth: Otto Neurath und der Wiener Kreis.** Campus Verlag, Frankfurt/New York 1981 (213 S., br., 39,- DM)

**Dvorak, Johann: Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis.** Löcker Verlag, Wien/München 1981 (173 S., br., 25,- DM)

Seit einigen Jahren wird der »Wiener Kreis« (W.K.) nicht mehr bloß rückblickend vom »Logischen Positivismus« her als dessen Geburtsstätte gefeiert; vielmehr werden jetzt die philosophischen Positionen differenzierter dargestellt und deren Zusammenhang mit den damaligen aufklärerischen und politischen Bestrebungen im »Roten Wien« hervorgehoben (vgl. *Das Argument* 135, 730-732). Bezeichnenderweise sind zwei Autoren der hier zu besprechenden Bücher keine Universitätslehrer, sondern — wie Neurath und Zilsel, deren Werk dargestellt wird — in der »Volksbildung« tätig. In allen vorliegenden Arbeiten ist die Sympathie für die fortschrittlichen Intentionen des »linken Flügels« des W.K. leicht zu erkennen bzw. explizit ausgesprochen.

Die Studie von Stadler gilt der »Vorgeschichte« des W.K. und der Tätigkeit seiner Mitglieder im »Verein Ernst Mach«. Im ersten Teil werden die Wirkungsgeschichte *Ernst Machs* dargestellt und somit die Kontinuität empiristischer Philosophie in Österreich und einige der philosophiegeschichtlichen Traditionen des W.K. aufgezeigt. Der Vorzug dieses Teils der Arbeit besteht darin, daß nicht nur allgemein bekannte Autoren berücksichtigt werden, sondern auch solche, deren Werk nur dem Spezialisten bekannt ist (A. Stöhr und R. Wahle z.B.). Ein weiterer Vorzug besteht darin, daß sich der Verfasser nicht auf Philosophen und Physiker beschränkt, sondern auch Ökonomen, Schriftsteller usw. berücksichtigt. Die Auswahl und die Ausführungen des Verfassers sind jedoch problematisch, auch wenn man nicht den Maßstab der von ihm angekündigten »historisch-genetischen« Darstellung anlegt; denn er orientiert sich an expliziten Aussagen über das Verhältnis eines Autors zu Mach, ohne die entsprechenden Werke selbst zu analysieren. Die Darstellung beruht mithin einerseits auf (Selbst-)Interpretationen anderer und ermöglicht andererseits keine Unterscheidung zwischen wirklicher Anknüpfung an und bloßer Berufung auf Mach. Entsprechend vage bleibt die Benennung der philosophischen Standpunkte (Empirismus, Sensualismus und dgl.).

Im zweiten Teil schildert der Verfasser die Geschichte des »Verein Ernst Mach« einerseits als »Popularisierungsorgan« des W.K., andererseits als einen von zahlreichen Vereinen (unter welchen vor allem die der »Monisten« und »Freidenker« zu nennen sind), die sich um aufklärerische, antireligiöse Volksbildung bemühten und der Sozialdemokratischen Partei nahestanden. Aufgrund breiter Kenntnis dieses Umfeldes gelingt es ihm, die Tätigkeit von Teilnehmern am W.K. im »Verein Ernst Mach« als integralen Bestandteil ihres Programms einer »Wissenschaftlichen Weltauffassung« darzustellen, die selbst erst vor dem Hintergrund einer »spätaufklärerischen« Bewegung im »Roten Wien« richtig verstanden werden kann. Aufgrund des Namensregisters und der reichhaltigen Bibliographien kann das Buch auch als nützliches Hilfsmittel genutzt werden. Seine Nützlichkeit wird unnötigerweise durch die schwerverständliche Sprache geschmälert: Der Verfasser schreibt ein hochkompliziertes »Soziologendeutsch«, das er mit eige-

nen Schöpfungen anreichert (»junktivieren« z.B.), und einen eigentümlichen, nicht sehr präzisen Stil (»Die wissenschaftliche Katharsis [wurde] in der positivistischen Weltanschauung zementiert«).

Stadler ist auch Herausgeber des Buches »Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit«, das als Katalog zu einer Ausstellung erschienen ist, die das von *Otto Neurath* geleitete »Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum« vorstellte. Der umfangreiche Textteil enthält 36 Beiträge, die dem Leben und Werk von Otto Neurath, und drei, die Gerd Arntz, dem Graphiker des Museums, gewidmet sind. Die ersten 7 Beiträge sind Erinnerungen an Neurath und ergänzen die in der englischen Auswahlsgabe seiner Schriften (*Empiricism and Sociology*, M. Neurath & R.S. Cohen ed., 1973) publizierten. In der ersten der 9 Studien zum theoretischen Werk faßt H. Rutte Neuraths Philosophie in Thesen zusammen, wobei er dessen holistische und konventionalistische »Erkenntnistheorie« von seinem positivistischen Physikalismus analytisch trennt, zugleich jedoch hervorhebt, daß sie für Neurath eine Einheit darstellten. Rutte plädiert dafür, die »Duhem-Quine-These« die »Duhem-Neurath-Quine-These« zu nennen. Kurz zusammengefaßt besagt sie, daß nicht ein einzelner Satz, sondern ein umfassender Hypothesenzusammenhang in Frage gestellt werden könne, und daß kein empirischer Satz eine Theorie widerlegen könne, sondern daß es prinzipiell möglich sei, entweder die Theorie oder den Satz zu verändern oder schließlich beide durch eine Zusatzhypothese in Einklang zu bringen. Der Ausdruck dieser These durch Neurath widmete R. Haller einen gesonderten Beitrag.

Drei weitere Beiträge beschäftigen sich mit weniger bekannten Arbeiten von Neurath. E. Köhler würdigt kritisch die Aufsätze zur Logik und Wissenschaftsgeschichte, S. Meisel stellt Neuraths literaturhistorische und literarische Arbeiten vor. Überdies beleuchtet er dessen frühe »sozialdarwinistische« Ansichten, die in der Billigung der Eugenik von Galton zum Ausdruck kamen. K. Müller hat den einzigen Aufsatz zu Neuraths frühem Fachgebiet, der Ökonomie, beigezeichnet, der aber leider falsch informiert. (So muß man z.B. nicht »vergeblich Ausschau halten nach Beiträgen, die sich am herrschenden Paradigma der Grenznutzenlehre orientieren«; die ersten Paragraphen des »Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre« [1909] beweisen das Gegenteil.)

Im Teil über »Sozialreform« finden sich u.a. ein interessanter Beitrag von F. Weber über Neuraths Sozialisierungspläne und eine sehr informative Schilderung seiner Tätigkeit in der Wiener Siedlungsbewegung von R. Hoffmann. Für Erläuterungen der von ihm entwickelten Methode der Bildstatistik sei auf den Aufsatz von R. Kinross und auf die unter »Erinnerungen« plazierte Ausführungen von Marie Neurath hingewiesen. Mit dem speziellen Beitrag von Gerd Arntz zur Bildstatistik und den Zusammenhang mit seiner übrigen künstlerischen Arbeit ebenso wie zeitgenössischen Künstlern beschäftigen sich die drei abschließenden Aufsätze des Textteils. Der ebenfalls umfangreiche Abbildungsteil vermittelt einen guten Überblick über die beeindruckenden Leistungen des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums.

Mit dem Werk Neuraths befaßt sich auch die Studie von E. Nemeth. Die Verfasserin will erklären, welche »Situation« die Frage nach »Wissenschaftlichkeit« hervorbringe. Es handelt sich also um eine »externe« Interpretation des zentralen Anliegens des W.K. In ihren methodischen Ausführungen (44) schränkt sie diesen Anspruch etwas ein: »Ich bleibe Idealistin«, urteilt sie und charakterisiert ihr Vorgehen als einen Versuch, »durch die Spannungen der Begriffe hindurch« das Verhältnis dieser Begriffe zur Wirklichkeit zu sehen. Auf die Untersuchung dieser Wirklichkeit selbst und der philosophischen Gültigkeit der Begriffe will sich die Verfasserin nicht einlassen.

Nemeth stellt einen Zusammenhang her zwischen Neuraths Befürwortung von wissenschaftlichen »Utopien«, also realisierbaren gesellschaftlichen Modellen, und seinem Konventionalismus, der Duhem-Neurath-Quine-These. Dieser bestehe darin, daß mehrere kohärente gesellschaftliche Modelle ebenso wie wissenschaftliche Theorien konzi-

piert werden könnten, daß aber die Wahl zwischen diesen nicht mit rationalen Argumenten allein begründet werden könne. Als Neurath in den 20er Jahren die Aussichtslosigkeit seiner gesellschaftspolitischen Vorstellungen sukzessive habe einsehen müssen, habe er das Schwergewicht seines Interesses von der Möglichkeit, verschiedene gesellschaftliche Modelle zu entwerfen, auf die Möglichkeit verlagert, verschiedene wissenschaftliche Theorien zu konzipieren. Wissenschaft habe für ihn um so mehr die »Praxis« ersetzen können, als sie — seinem physikalistischen Standpunkt entsprechend — wie jede andere menschliche Tätigkeit auch mit raum-zeitlichen Gebilden zu tun habe und selber ein solches sei. Ebenso wie im Eintreten für eines der vielen möglichen gesellschaftlichen Modelle müsse der Mensch der »modernen Gesellschaften« auch in der Wissenschaft Entscheidungen zwischen Alternativen treffen, ohne zu hoffen, daß diese Entscheidungen bloß rational begründbar seien. Neuraths Angriffe auf die Pseudorationalisten (so nennt er z.B. Popper) und gegen die traditionellen Metaphysiker erscheinen so als Abwehr eines psychologisch verständlichen, aber wissenschaftlich nicht haltbaren Wunsches, anstatt der alten, in der Zeit des Weltkrieges erschütterten Tradition, eine neue, allgemein anerkannte Verbindlichkeit herzustellen.

Diese anspruchsvollen und interessanten Thesen hätten besser begründet werden können. Das »Absehen« von der »internen« philosophischen Begründung und Tradition der Fragestellung, ebenso wie manche mangelhafte Ausführungen (z.B. zu Carnap, *Logische Syntax der Sprache*, 169-174) erschweren die Vermittlung den aufgestellten Thesen und dem philosophischen Text. Unnötig und befremdlich wirkt dann der kühne Spruch, daß »sich im Horizont der Tradition Problemlösungen finden lassen, die bereits den Ansatz der Fragestellungen des W.K. als naiv und primitiv erscheinen lassen« (103), wobei weder eine Begründung noch ein Hinweis auf den Fundort dieses Schatzes folgen. Die Ausführungen zum Kulturleben in Wien (61ff., 76f.) fallen inhaltlich und methodisch weit hinter das von der Verfasserin nicht genannte Buch von Janik/Toulmin, *Wittgensteins Vienna* (1973) zurück. Eine kurze Zusammenfassung einiger ihrer originellen Thesen hat die Verfasserin in dem oben erwähnten Katalog (Hrsg. Stadler) veröffentlicht.

*Edgar Zisels*, über dessen Leben und Werk J. Dvořak nun die erste Monographie vorlegte, steht Otto Neurath insofern nahe, als beide Teilnehmer am W.K., an gesellschaftswissenschaftlichen ebenso wie an naturwissenschaftlichen Fragen interessiert und beide im Umfeld der Sozialdemokratischen Partei tätig waren. Zisels Anliegen, die Trennung von Natur- und »Geistes«-Wissenschaften ebenso wie die zwischen Wissenschaft und gesellschaftlichem Leben zu überwinden; seine Vorstellung von der Einheit der Wissenschaft, an der durch »Volksbildung« tendenziell alle teilhaben können und die durch Aufklärung und Indienstnahme zu der Gestaltung von Natur und Gesellschaft beiträgt, werden mit ausgesprochener Sympathie als Leitmotiv seines Lebens und Werks dargestellt.

Die Nachrichten über das Leben Zisels sind spärlich. Der Verfasser gibt aufgrund bekannter und einiger unbekannter Quellen eine Übersicht über seine Tätigkeit als Schullehrer, seine an Vorbehalten gegen seine historische Methode gescheiterte Habilitation in Philosophie, seine Lehrtätigkeit an Volkshochschulen und abermals an Schulen, und berichtet schließlich über Zisels Emigration über England in die USA, wo er 1944 den Freitod wählte (Kap. 2). Im Referat des Werks von Zisel werden zunächst dessen Aufsätze zum Philosophieunterricht besprochen (Kap. 3), in denen »das einheitlich geschlossene philosophische System« als Aufgabe der Philosophie bestimmt wird; die Philosophie soll dem einzelnen helfen, »einheitliche Antwort auf die Grundfragen der Natur, des eigenen Lebens und der menschlichen Gesellschaft selber zu finden« (37); sodann wird das Buch *Das Anwendungsproblem* (1916) besprochen, in dem Zisel die Erkenntnismöglichkeit der Naturwissenschaft vor dem Hintergrund der Entwicklung der statistischen Mechanik neu zu stellen und zu beantworten sucht (Kap. 4).

Gestützt insbesondere auf die statistische Mechanik und dem Unterschied zwischen Mikro- und Makrogesetzen, versucht Zilsel in späteren Jahren einige Analogien zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften aufzuzeigen (Kap. 6), Unterschiede zu besprechen und zu relativieren. Die Argumente scheinen mir brauchbar, um gängige irrende Vorstellungen von »Naturgesetzen« zu korrigieren und um die Trennung zwischen Natur- und sogenannten Geisteswissenschaften — eine Trennung, deren konservative politische Funktion Dvořak am Beispiel Diltheys aufzeigt (67-70) — in Frage zu stellen. Der positive Ertrag dieser Analogien, nämlich daß auch in Gesellschaftswissenschaften »Materialsammlung, Beobachtung und Vergleiche« angewendet werden (83f.), ist so unbestimmt, daß hiervon kein Beitrag zur Methode der Sozialwissenschaften zu erwarten ist. (Vgl. die Kritik an Zilsels sozialwissenschaftlicher Methodik in: *Das Argument* 103, 395-397.)

Erste Ansätze zur Verwirklichung des Programms einer »Gesamttheorie« sah Zilsel im 17. Jahrhundert, als versucht wurde, gesellschaftliche Gesetzmäßigkeiten ebenso zu erforschen wie natürliche und als Philosophie in engem Zusammenhang mit den empirischen Wissenschaften betrieben wurde. Dvořaks Darstellung legt es nahe, Zilsels wichtige Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte (deutsche Ausgabe: *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft*, hrsg. v. W. Krohn, Frankfurt/M. 1976) auch als Versuch zu deuten, den sozialen Bedingungen einer solchen Gesamttheorie auf die Spur zu kommen. Der Verfasser referiert Zilsels Auffassungen, wonach die wesentlichen Merkmale der neuzeitlichen Wissenschaft die Einheit von Kopf- und Handarbeit (Experiment), die Erforschung von »Gesetzen« und die wissenschaftliche Kooperation (Idee des wissenschaftlichen Fortschritts) seien, und daß die neuzeitliche Wissenschaft entstanden sei, indem die sozialen Barrieren zwischen Gruppen, die als Träger jener bis dahin getrennten Elemente gelten könnten (Universitätsgelehrte, Humanisten, Virtuosi), gefallen seien. Zur Herstellung des Zusammenhangs zwischen diesen Studien einerseits, der Aufklärung und dem sozialen Fortschritt, denen Zilsel verpflichtet war, andererseits, steuert der Verfasser einen Exkurs zu Bacon und Comenius bei, in welchem er belegt, daß das Vertrauen, Wissenschaft könne diesem Anliegen dienen, bereits im 17. Jahrhundert ausgesprochen wurde.

Wie in den anderen vorgestellten Studien, dominiert auch in dieser das Interesse an dem Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Aufklärung. Dem fachphilosophischen Aspekt wird der Verfasser nicht immer gerecht: So wird z. B. Zilsels Kritik an Carnap (90-93) nicht wirklich begründet, und Dvořaks Interpretation, mit Kants »transzendentalen Subjekt« sei die »menschliche Gesellschaft« gemeint, obgleich diese »Kategorie«(?) in diesem Zusammenhang von Kant nicht gebraucht werde (72-75), ist mehr als gewagt; schließlich kann die — freilich zulässige — Interpretation, der Marxsche Materialismus bedeute, daß die Fragen, ob die Welt erkennbar sei und ob sie unabhängig vom menschlichen Bewußtsein existiere, belanglos seien (87), auf keinen Fall als Referat des Selbstverständlichen und Unumstrittenen ausgegeben werden.

Diese Mängel schmälern kaum das Verdienst dieser ersten Monographie über E. Zilsel, die sich überdies durch besonders übersichtliche Gliederung und klare, flüssige Sprache auszeichnet.

Gideon Freudenthal (Tel Aviv)

**Henrich, Dieter: Fluchtlinien.** Philosophische Essays. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1982 (181 S., br., 24,- DM)

Als thematische Einheit aller fünf essayistischen »Versuche« bezeichnet Henrich die auch unter den Theoriebedingungen fortgeschrittener Gesellschaften aufrechtzuerhaltende Platonische Einsicht, daß die »Universalität in der Orientierung« (8) dringend notue. Gegen den nach Henrichs Meinung vermeintlich aussichtsreichsten Kandidaten einer Universalität verbürgenden Theorie, den Materialismus, setzt er dessen hartnäckig-

sten »Widerpart« (166), die Metaphysik. Ihr komme in der Nachfolge und nach Ablösung symbolischer Weltbilder (vgl. 26) wie religiöser Vorstellungen (vgl. 99) die Aufgabe zu, das Sinndefizit in unserem »bewußten Leben«, den Mangel an permanenter Kohärenz und Eindeutigkeit unseres Lebens oder die — in einer Bloch abwandlenden Formulierung — »Dunkelheit [des] eigenen Daseins« (160) im gelebten Augenblick wenn nicht zu beseitigen, so doch durch Antizipation eines gelungenen Lebens (vgl. 23) zu bewältigen und damit erträglich zu machen. Ihre Legitimation schlechthin beziehe die Philosophie aus zwei Aspekten, die von keiner anderen Disziplin berücksichtigt würden, der Kritik und der Integration. Philosophie frage immer radikal, womit sie ihrer Funktion, »durchgreifende Kritik« (44) zu üben, nachkomme; sie versuche aber zusätzlich, »wohlbegründete Einsichten untereinander und mit unabweisbaren Fragen so zusammenzubringen, daß sich ein Ganzes des Verstehens ergibt, das selbst nicht mehr radikale Nachfrage auf sich zieht« (45). Beide Aspekte sollen sich in der von Henrich favorisierten Metaphysik erfüllen, die inhaltlich und methodisch der Tradition abendländischen Philosophierens mit expliziten Bezugspunkten zu Platon und zu Hegels spekulativem Denken (vgl. 175ff.) verpflichtet ist. — Den Denkeinsatz seines Philosophierens macht Henrich bei der existenziellen Krisensituation des modernen Menschen fest, »daß bewußtes Leben zwar auf Einheit des Verstehens verweist, daß es diese Einheit aber nicht in seinem natürlichen Verlauf findet oder gar schon besitzt« (17). Vielmehr müsse das »Grundverhältnis«, um einen von Henrich häufig verwendeten Begriff zu benutzen, zwischen Ich und Welt, zwischen Selbstbewußtsein und faktischer Außenwelt als zutiefst problematisch eingeschätzt werden. Naiv anzunehmen, daß sich Identität spontan und in distanzloser Unmittelbarkeit zur Welt einfach oder in endlos prozedierenden Reflexionsakten einer abstrakten Verstandestätigkeit einstellt. Wo Alltagsbewußtsein und theoretische Denkbemühungen gleichermaßen versagen, wenn es um die letzten »Fragen nach unserem Ursprung, unserem Wesen und unserem Weg« (115) geht, da bietet nur noch eine spekulative Metaphysik Möglichkeiten an: »Fluchtlinien«, »auf denen sich Menschen vor einer Bedrohung, die sie nicht aushalten können, zu retten versuchen«, wie es der Klappentext werbewirksam verspricht.

Henrich beschreibt Möglichkeiten und verordnet keine Rezepte. Praktische Konsequenzen liegen ihm nicht; den Weg aus der Krise der modernen, sagen wir jetzt lieber: spätkapitalistischen Welt, hat jeder in seiner Vereinzelung allein zu gehen. Was er in den letzten Sätzen zusammenfaßt, hätte Henrich ebensogut schon als Motto vor das Buch stellen können, klingen doch hier zwei entscheidende Gesichtspunkte an: a) die Sinnkrise des Menschen und b) die Selbstermunterung des Philosophen, der sich endlich wieder sicherer fühlen kann, weil er — zumindest bei Bedürftigen — nicht mehr um die Legitimation seines Treibens bangen muß. »In einer Zeit, die von der fortschreitenden Wissenschaft und der verfeinerten Begriffsanalyse entweder theoretisches Heil erwartet oder die endgültige Befriedigung in theoretischer Enthaltensamkeit, muß der Kantische Imperativ 'sapere aude!' das 'speculari aude!' betont in sich aufnehmen: Habe den Mut, über Deine Welt hinauszudenken, um sie und zumal Dich selbst in ihr zu begreifen!« (181)

In der ironischen Wendung vom »Pillendreher aus Worten« machte einmal Günther Anders auf die, angesichts von Henrichs Essays nicht weit hergeholt Verwandtschaft zwischen dem Philosophen und dem Pharmazeuten aufmerksam; beide stellen Mittel zu therapeutischen Zwecken bereit. Während aber der Pharmazeut die Bedeutung seines Produkts an dessen Wirkung bei den Patienten abmessen kann, muß der Philosoph, da ihm das Produkt abgeht, auf die Überzeugungskraft seiner Gebrauchsinformationen, eben der »Pillen aus Worten«, die ein gesundes Leben vorgaukeln, vertrauen (vgl. G. Anders, in: *Das Argument* 128, 495f.). An die Stelle des wirklichen Mittels setzt der Philosoph nur dessen Beschreibung, und statt wirklicher Therapie beschwört er phantasti-

sche Möglichkeiten. Als ein solcher Pillendreher tritt uns Henrich entgegen, dessen »unentbehrlich(e)« (53) metaphysische Pillen nurmehr als Pharmakon deutbar sind, um (s)eine schlechte Wirklichkeit aushalten zu können. Werner Jung (Aachen)

**Rehfus, Wulff D.: Einführung in das Studium der Philosophie.** Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg 1981 (227 S., br., 21,80 DM)

Das Buch besteht aus zwei Teilen: aus einer Einleitung in die *Inhalte* der Philosophie und einer in die Philosophie als *Studium und Beruf*. Nach einigen klärenden Vorbemerkungen über das Verhältnis der Philosophie zu Wissenschaft und Mythos werden die Inhalte unter dem Titel »Philosophische Problemstellungen und Lösungen« in einem »Historischen Längsschnitt« und einem »Systematischen Querschnitt« abgehandelt. Der historische Längsschnitt enthält eine schematische Darstellung von Epochen und eine chronologisch geordnete, lexikonartige Kurzpräsentation einiger herausragender Philosophen (von Sokrates bis Wittgenstein) bzw. Philosophengruppen (wie: Vorsokratiker, französische Aufklärung) — zusammen 22 Kapitel, wobei jeweils sehr knapp Primär- und Sekundärliteratur mitgenannt ist. Er schließt mit einer Darstellung der gegenwärtigen Diskussion in der deutschen Philosophie ab. Im systematischen Teil werden zunächst »Disziplinen der Philosophie« vorgestellt (z.B. Ästhetik, Logik, Ontologie, Wissenschaftstheorie; insgesamt 12), dann »Methoden und Positionen der Philosophie« wie z.B. Empirismus, Kritizismus, Dialektik, Hermeneutik (und fünf weitere). Der Schluß gilt Überlegungen zu dem allgemein leider vernachlässigten Gebiet der »Didaktik der Philosophie«. — Der zweite Hauptteil hat folgende Unterteilungen: »1. Beruf. Möglichkeiten und Erwartungen«, »2. Studienordnungen. Formalien und Inhalte«, »3. Abschlüsse. Voraussetzungen und Anforderungen«, »4. Eigenstudium« — bis auf 4. jeweils gesonderte Kapitel über die spezifischen Gegebenheiten in den BRD-Ländern, in Österreich und in der Schweiz enthaltend. — Den Schluß des Buches bildet ein »Anhang«-Teil über »Wissenschaftliche Hilfsmittel«, »Zeitschriften«, »Hochschulen, an denen Philosophie studiert werden kann«, sowie hilfreiche Namens- und Sachregister.

Ich halte Rehfus' Einführung für sehr brauchbar. Der zweite Hauptteil, der stark praxisbezogen ist, muß naturgemäß von Zeit zu Zeit auf den neuesten Stand gebracht werden. Dazu würde bei zukünftigen Neuauflagen jeweils Gelegenheit sein. Wohltuend ist die unpräntentöse und selbstkritische Einstellung des Verfassers. Ihm geht es nur darum, einen »ersten Eindruck« zu geben, der »Anreiz sein soll«, nicht »Ergebnis« (9). Es wäre müßig, sich darüber zu streiten, ob die Auswahl der besprochenen Autoren, Literatur etc. geschickt ist; da kann man wohl nicht allen Wünschen nachkommen. Ich finde sie angesichts des zur Verfügung stehenden beschränkten Raumes gut gelungen. Auf die prinzipiellen Probleme von Epochalisierung und Abgrenzungen von Methoden, Disziplinen etc. weist der Autor selbst mehrfach hin. Der Sprachstil erscheint mir meist einfach und unterterminologisch, wobei die Kurzdarstellung der herausragenden Philosophen eine Ausnahme bildet in dem Sinne, daß die jeweilige komplexe Begriffswelt der behandelten Denker recht stark als solche wiedergegeben wird. Das kann verwirrend sein und den Zugang erschweren; andererseits ist mit dieser Charybdis die Scylla des kurzerhand vereinnahmenden Darstellens im Sinne einer bestimmten Interpretation seitens des Verfassers vermieden. Von diesem terminologischen Niveau her ergibt sich übrigens eine recht deutliche Diskrepanz gegenüber dem zweiten Hauptteil, in dem der Verfasser meint, selbst solche Fremdwörter wie »immatrikulieren« (107) oder »exzerpieren« (195) erläutern zu müssen. Warum er von sich als von »Rehfus« spricht und mitunter gestelzt »ward« statt »wird« schreibt, ist mir unerfindlich, obwohl ersteres sicherlich zu den Zeiten, als man noch »ward« statt »wird« sagte oder schrieb, ebenfalls üblich war. In Rehfus' ansonsten aber ganz flüssig hochdeutschem Text sind dies seltsame Reminiszenzen.

Reinhard Hesse (Insel Reichenau)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**Lyons, John: Semantik.** Verlag C.H. Beck, München. Bd.I, 1980 (399 S., br., 44,-DM). Bd. II, 1983 (508 S., br., 48,- DM)

Der englische Linguist John Lyons, in der BRD vor allem durch seine »Einführung in die moderne Linguistik« bekannt, legte 1977 das zweibändige Werk »Semantics« vor (Cambridge), das nun vollständig auch in deutscher Übersetzung erschienen ist. Ursprünglich hatte der Verfasser beabsichtigt, für Studierende verschiedener Fächer eine Einführung in die Semantik zu schreiben; herausgekommen ist ein umfangreiches Werk (fast 800 Seiten Text, reichhaltige Bibliographie in beiden Bänden, detailliertes Sachregister, Namensregister), das an Material weit mehr bietet, als man von einer Einführung erwarten kann. Wichtiger aber ist, daß er keine jener »Bedeutungslehren« vorlegt, die sich in der strukturellen Beschreibung von Wortbedeutungen erschöpfen; Gegenstandsbereich der Semantik sind vielmehr all jene Momente der Sprache, die den Gegenstands- und Weltbezug der Sprache (und der Sprecher durch die Sprache) konstituieren und bestimmen. Und da es fast nichts gibt in der Sprache, das nicht an der Konstitution dieses Bezugs funktional beteiligt ist, ist die Lyons'sche »Semantik« eine umfassende Darstellung sprachlicher Struktur unter dem Aspekt ihres Gegenstandsbezugs.

Dies läßt sich schon im Aufbau des Werks erkennen. Die ersten sieben Kapitel stellen den Versuch dar, »die Semantik in den allgemeinen Rahmen der Semiotik zu stellen« (I, 11): eingeführt werden eine ganze Reihe semiotischer, kommunikations- und informationstheoretischer Grundbegriffe (Kommunikation, Information, Objekt- und Metasprache, Typ und Exemplar, Referenz, Sinn, Denotation usw.); skizziert werden außerdem die behavioristische Semantik (Kap. 5) und die logische Semantik (Kap. 6) als semantische Theorien, in denen kein Bezug zu sprachspezifischen Strukturen hergestellt wird. Die Kap. 8 und 9, mit denen der I. Band abschließt, geben einen Überblick über die strukturelle Semantik: Kap. 8 behandelt semantische Felder, Kap. 9 Sinnrelationen. — Im II. Band werden im wesentlichen zwei Fragestellungen verfolgt: Wie ist die grammatische Struktur am Gegenstandsbezug von Sprache beteiligt? Und: Welche Rolle spielt der pragmatische Aspekt in der Konstitution dieses Bezugs? Die erste Frage wird in den Kap. 10 bis 13 beantwortet: Kap. 10 argumentiert, daß sich der für die generative Grammatik zentrale Begriff der Wohlgeformtheit (Grammatikalität) nicht auf die Semantik übertragen läßt, die generative Semantik also im Ansatz ein Mißgriff ist; Kap. 11 und 12 diskutieren die Relevanz grammatischer Kategorien und Funktionen (Wortarten, Subjekt und Prädikat) oder von Satzmodellen für die Gegenstandsbezogenheit von Sprache; »Das Lexikon« (Kap. 13) ist Appendix wie in bestimmten Versionen der generativen Grammatik. Die zweite Frage wird in den Kap. 14 bis 17 dahingehend beantwortet, daß die Sprache, obwohl qua Darstellungsfunktion in hohem Maß zur Kontextunabhängigkeit tendierend, des situativen, kulturellen und textuellen Kontextes bei der Konstitution des Gegenstandsbezugs grundsätzlich nicht entraten kann; abgehandelt werden u.a. die Aspekte der Sprachverwendung (14. Kap.), der Deixis (15. Kap.), des Modus und der illokutionären Rolle (16. Kap.) und schließlich der Modalität (17. Kap.).

Es ist nicht einfach, auf relativ engem Raum diesem detailreichen Werk gerecht zu werden. Begrüßenswert ist der Versuch, eine wirklich umfassende und weit ausholende Theorie der Semantik zu liefern; verdienstvoll ist die Darstellung verschiedener theoretischer Positionen und geführter Kontroversen. Dennoch korreliert die geradezu enzyklopädische Fülle des Lyonsschen Werks mit einer bemerkenswerten theoretischen Schwäche. Lyons ist in semantischen Grundlagenfragen Eklektiker; er selbst gesteht dies zu, hält dies aber offenbar für eine dem Gegenstand angemessene theoretische Haltung. Ein über das andere Mal betont er, daß er philosophischen Kontroversen gegenüber eine neutrale Haltung einnehmen möchte; immer wieder versichert er, daß seine Konzeption

der Semantik mit den verschiedenen, z.T. gegensätzlichen philosophischen Konzeptionen (er nennt Nominalismus, Realismus und Konzeptualismus) vereinbar sei. Lyons hält es also für möglich, daß es eine konsistente Theorie der sprachlichen Gegenstandsbezogenheit geben kann, in der die Frage nach der Möglichkeit der Gegenstandsbezogenheit des menschlichen Denkens offen bleibt. Eine solche Haltung ist unproblematisch, solange sich die semantische Untersuchung auf die Untersuchung von Sinn- oder Bedeutungsrelationen beschränkt; in einem solchen Rahmen bleibt die Behauptung, ein Wort (Lexem) habe die Bedeutung und »denotiere« einen Gegenstand, theoretisch folgenlos, da hier der Gegenstandsbezug nicht wirklich thematisch ist. Dies ändert sich, sobald es um die »Semantik« der sprachlichen Strukturen geht, durch die sich der Gegenstandsbezug tatsächlich konstituiert; die Frage nach den zugrunde liegenden gedanklichen Strukturen ist dann nicht mehr abzuwenden. Begriffe wie »Referenz«, »prädikative Struktur« oder »Proposition«, die Lyons in diesem Zusammenhang heranzieht, sind wenig hilfreich, wenn sie nicht in einer einheitlichen und erkenntnistheoretisch begründeten Theorie des Gegenstandsbezugs ihren Platz finden; eine solche Theorie aber steht Lyons ebensowenig zur Verfügung wie der sprachanalytischen Philosophie, von der Lyons diese Begriffe übernimmt. Damit ist auch der theoretische Standort der Lyonsschen »Semantik« bezeichnet: er ist jenes dominierende sprachwissenschaftliche Paradigma, in dem die Lehren der sprachanalytischen Philosophie zum fraglosen Grundbestand gehören.

Noch ein Wort zur Übersetzung. Die deutsche Fassung des I. Bandes ist ärgerlich; sie ist voller Fehler; manche der englischen Beispiele sind so ins Deutsche übertragen, daß sie widersinnig werden. So z.B. auf S. 319, wo »Mann« im Gegensatz zu »Frau« als unmarkiert bezeichnet wird; unmarkiert ist engl. »man« im Gegensatz zu »woman« (da »man« auch »Mensch« bedeuten kann). Oder auf S. 198, wo behauptet wird, der Ausdruck »der Mörder von Schmid« enthalte keinen definiten Artikel (was auf den englischen Ausdruck »Smith's murderer« natürlich zutrifft). Um so mehr zu loben ist die Übersetzung des II. Bandes, für die allerdings ein anderer Übersetzer verantwortlich zeichnet.

Jürgen Ziegler (Duisburg)

**Logos Semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu 1921-1981.** Hrsg. von Horst Geckeler, Brigitte Schlieben-Lange, Jürgen Trabant und Harald Weydt. Walter de Gruyter und Editorial Gredos, Berlin, New York und Madrid 1981 (5 Bde., Ln., 375,- DM)

Wäre nicht der wahrlich auch für zahlungskräftige Kunden abschreckende Preis, man möchte sich diese monumentale fünfbändige Festschrift für Eugenio Coseriu als Handbuch und Momentaufnahme der sprachwissenschaftlichen Disziplinen der Gegenwart ins Regal stellen. Aber so, wie die Dinge liegen, kann man nicht einmal ganz sicher sein, ob alle Bibliotheken das erforderliche Kleingeld mühelos werden locker machen können.

Den 5 Bänden entsprechen 5 thematische Abteilungen. Der erste Band, »Geschichte der Sprachphilosophie und der Sprachwissenschaft«, enthält ein Schriftenverzeichnis Coserius. Die Bandbreite der Beiträge mag man sowohl der Untergliederung in drei engere Bereiche (Geschichte der Sprachphilosophie, Geschichte allgemein sprachwissenschaftlicher Probleme, Geschichte der Erforschung einzelner Sprachen) wie auch einigen inhaltlichen Schwerpunkten entnehmen: die Diskussion um die Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts, namentlich um die Frage, ob ein »direkter« Einfluß Herders auf sein Denken nachgewiesen werden kann, oder aber, wie es Hans Aarsleff vorgeschlagen hat, ob Humboldt über seinen Kontakt mit den französischen »Ideologen« eher den Traditionen der dortigen Aufklärung verbunden ist, beschäftigt seit einiger Zeit die Gemüter. Diese Frage hat einige Beiträge inspiriert (Gipper, Österreicher), zahlreiche weitere Aufsätze beschäftigen sich gleichfalls mit der Sprachauffassung der (französischen) Aufklärung. Aber auch über die Zeichentheorie Christian Wolffs (1679-1745) bekommt

der Interessierte Aufschluß (Ungeheuer), und der Gegenwart nähern sich Beiträge, die mit de Saussure, Ogden/Richards oder Michail Bachtin befaßt sind. Die Herkunft der Beiträge spiegelt das internationale Wirken Coserius. Sie kommen aus Nord- und Südamerika ebenso wie aus den sozialistischen Ländern und den Universitäten Westeuropas.

»Sprachtheorie und Sprachphilosophie« ist das Thema des zweiten Bandes. Auch hier ist versammelt, was in der Disziplin Rang und Namen hat. Meist geben die reichen Anregungen Coserius Thema und Anlaß der sprachtheoretischen Beiträge: zur Linguistik der 'parole', zum Sprachverstehen und zur sprachlichen Kreativität, zur Anlage und zu den Beschreibungsebenen der linguistischen Theorie. — Überaus wichtig ist Coserius Beitrag zur Semantiktheorie. Er hat selbst die Grundzüge einer strukturellen Semantik entwickelt und hat in kritischen Arbeiten zur generativ-transformationellen Linguistik dargetan, daß es eine durchgehende Schwäche der US-amerikanischen linguistischen Tradition von Bloomfield bis Chomsky ist, sprachliche Bedeutungen mit außersprachlichen Sachverhalten (bzw. deren logischen Modellen) ohne die nötigen Vermittlungsschritte gleichzusetzen. Problemen der Semantik ist der dritte Band der Festschrift gewidmet.

Der vierte Band gehört ganz den grammatischen Problemen. Von Detailfragen (»Die Entstehung des bündnerromanischen Dativpronomens 'adami'«) bis zu grundsätzlichen Überlegungen zum Status grammatischer Kategorien (wie Composition, Kasusproblem, funktionale Satzperspektive etc.) findet der Leser einen brauchbaren Querschnitt durch derzeit bearbeitete grammatische Themen. Einen Schwerpunkt bildet der Bereich der Syntax, zu dem die Mehrzahl der Beiträge gerechnet werden muß. Phonologie (2 Beiträge) und Morphologie (5 Beiträge) treten demgegenüber zurück. — Der fünfte Band schließlich ist betitelt: »Geschichte und Architektur der Sprachen« und enthält Beiträge aus dem Bereich Sprachwandel und Sprachkontakt.

Die Gesamtzahl der Aufsätze liegt nahe an 200. Sie sind in deutscher, französischer, englischer, spanischer und italienischer Sprache geschrieben. Daß ihre Qualität sehr unterschiedlich ist, versteht sich von selbst, ebenso, daß es völlig unmöglich ist, bei einem Werk dieses Umfangs auf Einzelheiten einzugehen. Bei der Anlage und der thematischen Vielfalt der Festschrift hätte ein Gesamtregister den praktischen Nutzen derselben enorm gesteigert. Daß auch die einzelnen Bände keine Teilregister haben, ist angesichts des Handbuchcharakters schwer verständlich. — Die thematische Vielfalt der fünf Bände ist nicht bloß ein sinnloser Hang zum Monumentalen, sondern spiegelt den Umstand, daß kaum eine sprachtheoretische Teildisziplin am Sprach-Denker Coseriu straflos vorbeigehen kann.

Clemens Knobloch (Bonn)

**Stötzel, Georg: Schulbezogene Sprachwissenschaft.** Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1982 (170 S., br., 34,- DM)

Der Band enthält neun Aufsätze, die Stötzel zwischen 1970 und 1981 in sprachwissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht hat. Vor dem Hintergrund der Linguistisierung des muttersprachlichen Unterrichts und einer auf diese reagierenden Gegenbewegung, die vorschnell sprachwissenschaftliche Ansätze wieder aus dem Unterricht zu vertreiben droht, sollen die Aufsätze eine sprachwissenschaftliche Konzeption umreißen, »die weder die inhaltlichen Fragestellungen der sogenannten traditionellen Sprachwissenschaft aufgibt, noch die Methodologie und erkenntnistheoretischen Implikationen der Linguistik unkritisch übernimmt« (7). Lehrern und Lehrerstudenten soll etwas geboten werden, was die Sprachwissenschaft und die Belange des Sprachunterrichts sinnvoll miteinander verknüpft.

Diese Verknüpfung soll ein Sprachbegriff leisten, der die Verdinglichung und Objektivierung von Sprache, wie sie in strukturalistischen und generativen Konzepten explizit oder implizit vertreten wird, aufbricht und damit Möglichkeiten eröffnet, bislang ver-

nachlässigte Bereiche insbesondere des sprachlichen Handelns zugänglich zu machen. Daß damit gerade *keine* Erweiterung des linguistischen Untersuchungsbereichs um simple Pragmatik gemeint ist, macht den Wert von Stötzels Buch aus; entscheidend für seinen Begriff von Sprache ist nämlich die Frage, inwieweit im sprachlichen Handeln sprachreflexive Elemente auszumachen und wie diese Elemente auf das Erfassen von Realität bezogen sind. Im Unterschied zum »normalen« wissenschaftlichen Sprachgebrauch, nach dem Metakommunikation dann einsetzen kann, wenn Störungen des Kommunikationsprozesses auftreten, wenn also auf den Sprachgebrauch reflektiert wird (z.B. durch Rückfragen: »Wie meinst du das?«), insistiert Stötzel darauf, daß diese reflexive Potenz der Sprache mehr ist als ein einfacher Rückbezug auf sich selbst: Auch in ihr wirkt das, was in Anlehnung an Humboldt »realitätskonstituierende Kraft der Sprache« genannt werden kann (vgl. 114).

Die beiden stärksten Aufsätze führen dies exemplarisch vor: »Heinrich Bölls sprachreflexive Diktion. Sprachwissenschaftliche Interpretation eines Interviews« (110-134) und »Konkurrierender Sprachgebrauch in der deutschen Presse« (135-151). In beiden Aufsätzen geht es — linguistisch gesprochen — um das Aufdecken unterschiedlicher Präzidierungen und ihren Bezug zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Wenn Böll in dem analysierten Interview betont: »Das nenne ich Zensur« (vgl. 115), so steckt in diesem Satz sowohl der präzidierende Bezug auf einen Sachverhalt, der Machtverhältnisse impliziert, als auch die sprachreflexive Komponente. (Weitere Beispiele, die Stötzel untersucht, sind die Diskussion um das Kürzel BRD, die Bezeichnung Baader-Meinhof-Bande/Gruppe/Leute, der Begriff Berufsverbot.) In diesen Analysen erweist sich, »daß die an der Oberfläche homogen wirkende Sprache in Wirklichkeit uneinheitlich ist« (122), während linguistische Pragmatik und Sprechakttheorie ausgehen »von der Fiktion der Spracheinheitlichkeit und damit von der Fiktion des generellen Verständigtseins ..., zumindest aber von der Fiktion prinzipieller Verständigungsmöglichkeit (und Spracheinheitlichkeit) mit Hilfe von metakommunikativen Techniken ...« (125).

In dieser Kritik an einer zu kurz greifenden Linguistik steckt — positiv formuliert — auch das, was Stötzel zu Recht für den muttersprachlichen Unterricht fordert: die im weitesten Sinne sprachkritische Sensibilisierung für die Möglichkeiten und Grenzen eines reflexiven und reflektierten Sprach-Handelns. Jürgen Ellerbrock (Bremen)

## Kunst- und Kulturwissenschaft

**Pflaum, Hans Günther (Hrsg.): Jahrbuch Film 82/83.** Berichte, Kritiken, Daten. Hanser Verlag, München 1982 (270 S., br., 29,80 DM)

»Midlife Crisis 1981/82« (»Kein gutes Jahr für den deutschen Spielfilm«) — dieses Prädikat könnte zugleich die vorliegende 6. Ausgabe des »Jahrbuchs Film« des Hanser Verlags (ein Konkurrenzunternehmen bietet der Fischer-Taschenbuch-Verlag feil) kennzeichnen, wobei es ziemlich unerheblich ist, ob die spannungslose Filmlandschaft dazu rät oder die darüber zusammengestellten »Berichte, Kritiken, Daten«. Neue Konzepte verlangt offenbar nicht nur der Film.

Das »Jahrbuch« bleibt ein Diarium für Cineasten, gleichsam ein zu groß geratenes Filmfeuilleton, am Film nur als künstlerisches Oeuvre und an seinen genialen Schöpfern interessiert. Dem Alltag des Kinos, so wie ihn — wenn überhaupt — die überwiegende Mehrheit erlebt, dem Filmmarkt gebühren allenfalls einige kulturkritische Aperçus in dieser imponierenden, erhabenen Szenengalerie: 1981/82 — daran knüpfen sich für den durchschnittlichen Betrachter der Auftakt des unerwarteten, unerklärlichen Video-Booms und damit verbunden, die neuerliche Krise des Kinos, das nun voraussichtlich seiner letzten Agonie entgegenseht. Nichts davon im Jahrbuch, mit Ausnahme eines

recht spröden Artikels über die juristischen, eingeschränkter noch: über die justitiablen Aspekte der Videopiraterie vom Hauptgeschäftsführer der »Abrechnungskontrollstelle im Verband der Filmverleiher«, der in der Forderung höherer Strafen getreu dem amerikanischen Vorbild gipfelt. 1982 — das war auch das Jahr der kulturpolitischen »Wende«, eingeleitet im »Herbst 1977«, der bundesdeutsche Filmemacher zu einer quälenden Momentaufnahme herausforderte; diese Wende findet nun in Zimmermanns spießiger, kleinkarierter Filmzensur ihren probaten Exekutor. Doch keine Analyse im Jahrbuch, nur ein versteckter Seitenhieb im Kleingedruckten, daß die gegenseitigen Verbindlichkeiten, bei der sich Juroren und Produzenten in wechselnder Personalunion die willfährig erdienten Prämien zuschanzen, um sich greifen. Es war offenbar auch für die (internationale) Filmpolitik recht turbulent, wenn man die mehrfachen Nachrichten über die Klage der EG-Kommission gegen die deutsche Filmförderung im Zusammenhang sieht. Doch auch darüber gibt das Jahrbuch keine analytische Auskunft. Und welche anderen (strukturellen) Entwicklungen vollzogen sich außerhalb des Gesichtskreises des nur gelegentlichen, gleichwohl überdurchschnittlichen Kinogängers? Das Jahrbuch hilft ihm nicht dabei, historisch gebündelte und einordnende Blicke hinter die Kulissen zu werfen. Er muß sich am Ende mit der immer noch unglaublichen Einsicht trösten oder vielleicht sogar vordergründig bestätigen, daß im Filmsektor nichts wesentliches passiert ist — außer den bedauerlichen Todesfällen von Alf Brustellin und Rainer Werner Faßbinder und der nicht sonderlich aufregenden Tatsache, daß immer noch Filme gemacht werden, die es zu kritisieren und unter Moden, Wellen, Stilrichtungen zu rubrizieren gilt.

Viel Feuilletonistisches mithin, Filmkritisches im Verbund: Pflaum, wie üblich über den bundesdeutschen Film, im Lamento endend, der Nachwuchs mache im Vergleich zu den alten Jungfilmen der Oberhausener Ära eher durch Aufsässigkeit und »verbale Forderungen« denn durch beachtliche Arbeiten von sich reden. Jansen hingegen wähnt die internationale Szene, mit versiertem Blick von den USA über Neuseeland bis Italien reichend, »vor dem wilden Kino«: »Das wilde Kino kann da beginnen, wo es aufhört, an Verbindlichkeiten zu glauben, und wo es den Notwendigkeiten eines allgemeinen Verständnisses nicht mehr gehorcht.« Mit solch griffigen Kategorien sind schnell neue Trends gesetzt, zumal sie sich ihre Prädikate anderweitig borgen können. Als unverwüthliches, imponierendes enfant terrible paradiert Francis (Ford) Coppola, vor allem mit seinem Musical »One From The Heart« durch den Band; seiner wahnwitzigen, doch immer wieder profitablen Umtriebigkeit widmet Alexander einen Aufsatz: »Daniel Düsentrieb in Hollywood«. Weitere personenorientierte Porträts steuern M. Retschewa über den sowjetrussischen Regisseur Andrej Tarkowskij (»Die messianische Kraft der Bilder«) bei, A. Halstenberg über »Pier Paolo Pasolini als Maler und Zeichner«, F. Dubini über einige Filme Godards anläßlich einer Kölner Retrospektive, Ch. Maerker über die beiden amerikanischen Dokumentaristen Richard Leacock und Frederick Wiseman und schließlich L.A. Alvarez über den Kameramann Michael Ballhaus anläßlich eines filmarbeiterischen Workshops in Kolumbien, ferner annotiert K. Wetzel ideologiekritisch Abel Gances pompöses Stummfilm-Epos »Napoleon« anläßlich seiner Wiederaufführung in Edinburgh.

Bleiben noch die Kommentare und Berichte zur bundesdeutschen Szene, auch sie sind bis auf wenige Ausnahmen auf das Interesse des Cineasten beschränkt. Außer Pflaums rezensierendem Abriß beziehen sich nur wenige auf das Berichtsjahr und zudem aus recht spezieller Sicht: Der Leiter der Kunstabteilung im Kulturreferat der Stadt München, E. Zorn, schildert, welche vielfältigen Aktivitäten, zusammengefaßt unter dem Titel »Vor-Film«, anstatt des geplatzten Filmfestes stattgefunden haben; zwischen diesen und der »monostrukturellen Form aus Gründen der Verdichtung und Erkennbarkeit für den richtigen Weg« mag er sich freilich nicht entscheiden. Eine dieser Initiativen war der

»1. Europäische Studienfilmwettbewerb«, über den T. Honickel berichtet, einige Überlegungen und Interviewausschnitte über die Misere der Filmbildung einfluchtend. Auch nur aktuelle und wohl auch ein wenig rechtfertigende Bedeutung kann die TV-Farce von Ulf Miehe und Klaus Richter beanspruchen, warum ihre Fernsehserie über die Studentenbewegung so mies, kommerziell, oberflächlich und glatt eben, geworden ist und weshalb sie sich am Ende von ihr distanzieren. Schließlich begnügt sich Haro Senft mit brieflichen Eindrücken der Aufmerksamkeit und Anerkennung, die er als Goethe-Institutianer bei »etwa 600 kompetenten Cineasten, Pädagogen, Wissenschaftlern, Journalisten und Sozialarbeitern aus Argentinien, Uruguay und Paraguay« erfahren hat — geplant als Beitrag zum Kinderfilm. Helma Sanders räsoniert mit kluger Ironie über die Unausrottbarkeit des »kleinen Manns« im deutschen Kino, vielleicht auch als verstecktes Präsent an seinen populärsten und markantesten Protagonisten zum 80. Geburtstag gedacht.

Weitere historische Perspektiven nehmen zum einen aus institutioneller, vorwiegend deskriptiver Warte R. Jahn in seinem Überblick über die Filmpreise in der Bundesrepublik und H.H. Prinzler in seinem Abriss über die Entwicklung der konfessionellen Filmdienste; zum anderen P.W. Jansen in seiner komprimierten Bilanz über »Oberhausen und die Folgen«. Auch er mag dem Nachwuchs im Vergleich zu der ehemaligen Jungfilmgarde noch keine überragenden Talente bescheinigen und sieht die Szene politisch wie ästhetisch von dieser bestimmt — ob auch beherrscht? Denn viele Jungen schaffen nach dem achtbaren Debüt keine vergleichbaren Nachfolgen; der Raubbau an filmischer Kreativität sei verheerend. Immerhin, diese drei Artikel verdienen die Beachtung des Filminteressierten.

Bleibt noch zuletzt P. Märthesheimers Nachruf auf Rainer Werner Faßbinder, zu Beginn des Bandes plaziert. Nach dem obligatorischen Presserummel mag es schwer sein, einen solchen über den Tag hinaus zu verfassen. Man spürt die emotionale Beziehung und Betroffenheit, die der mit Faßbinder lange Jahre zusammenarbeitende Produzent bei der Bavaria empfindet, so daß manches Lob, manche Hochachtung ein wenig großtönend daherkommt. Die Gefühle gegenüber dem Menschen sind hier nicht zu bewerten; den überdauernden Filmen wäre eine analytischere Sichtweise und Diktion gewiß dienlicher gewesen. Den informativen Abschluß des Bandes bildet wie immer die steckbriefliche Übersicht aller bundesdeutschen Filme von 1981/82, diesmal von Frank Arnold.

Hans-Dieter Kübler (Münster)

**Heckmann, Herbert: Die andere Schöpfung.** Geschichte der frühen Automaten in Wirklichkeit und Dichtung. Umschau Verlag, Frankfurt/M. 1982 (288 S., Ln., Abb., 78,- DM)

Nach seiner erfreulichen Anthologie der kulinarischen Genüsse hat der Schriftsteller, Literaturprofessor und Essayist Herbert Heckmann sich nun einem kulturgeschichtlichen Thema gewidmet, dessen historische Konturen sich zumindest ebenso weit in die Grauzone des Tier-Mensch-Übergangsfeldes verlieren. Heckmann beginnt deshalb bereits bei dem anthropologischen Einschnitt der Arbeitsteilung. Ohne Hegelscher Dialektik zu bedürfen (auf die — wie auf Philosophie überhaupt — Heckmann betont verzichtet), hätten sich freilich die Wurzeln des Automaten bereits in den Organprojektionen (L. Kapp) der paläotechnischen Werkzeugproduktion erkennen lassen. Dieses (gewollte?) philosophische Defizit macht sich zuvor jedoch schon bei der mangelnden Gegenstandsbestimmung geltend: Hier hätte eine Reflexion auf sehr aktuelle Probleme der gegenwärtigen elektronischen Revolution (Stichwort: Mikrochips) nahegelegen, auf einige Fragen einer Philosophie der Kybernetik (z.B. bei G. Günther), und schließlich wäre eine Auseinandersetzung mit wichtigen geistesgeschichtlichen Werken zum Thema (z.B. von A. Baruzzi und A. Stöcklein) nicht deplaziert gewesen. Indessen ist bloßen philosophisch-sein-

wollenden Verquastheiten eine solide historische Darstellung unbedingt vorzuziehen. Und diesen auf Quellenstudium basierenden Weg ist Heckmann auch gegangen.

Er verweilt des längeren bei der Antike, den technischen Leistungen der Araber und würdigt auf der Fährte des großen Sinologen J. Needham auch die mechanisch-technische Kompetenz der alten Chinesen. Es fällt die Ubiquität religiöser Funktionalisierungen der frühen Apparate für die Effekte des Numinosen auf, deren barockes Säkularisat noch jener »deus ex machina« darstellt. Für das Mittelalter hebt Heckmann das Interesse an proto-kybernetischen Systemen der Wissensklassifikation und des logischen Schließens hervor, die über die lullische (Raymundus Lullus) Traditionslinie einer großen Kombinationskunst bis auf Pascal und Leibniz gewirkt haben, die beide unterschiedliche Rechenmaschinen konstruierten, und auf den großen neuzeitlichen Pädagogen Comenius (den Heckmann nicht nennt), der eine pansophisch-rationelle »ars combinatoria« erdachte. Als erfolgreichsten Automaten seit dem ausgehenden Mittelalter behandelt Heckmann die Entwicklung der mechanischen Zeitmessung bis zur Taschenuhr, dem geheimen »Lebensgeist« aller modernen Automaten bis an die Schwelle von Dampf und Elektrizität. Vielleicht sind die bedeutsamen Wandlungen des Lebensgefühls durch die »Privatisierung« (115, wie Heckmann mit einer glücklichen Wendung sagt) der Uhr und die entsprechende Individualisierung der Zeiterfahrung in ihrer ganzen Tragweite immer noch nicht angemessen erschlossen und dargestellt worden. Heckmann hat dazu jedenfalls reiches kunst- und kulturgeschichtliches Material vorgelegt. Als eingefleischter Gastrosoph hat er sogar die mechanischen Spielereien anlässlich höfischer Tafelfreuden berücksichtigt. Desiderate der Forschung erblickt er beim »Zusammenhang von Automatenbau und Manierismus« (117), dessen in fürstlichen Raritätenkammern zusammengewürfelten melancholisch-bizarren Konstruktionen er »eine raffinierte Idylle künstlicher Begierden« (147), ein »Gegenbild« gegen das »Labyrinth der Welt« abliest. Im barocken Repräsentationstheater auch seiner jesuitischen Ausprägung wird die Mechanik nach Heckmann über das bloß Dekorative hinaus gleichsam handlungskompetent (155).

Vielleicht noch stärker hätte Heckmann das von Edgar Zilsel so nachdrücklich betonte Zusammenwirken der Traditionen der Handwerker, der Gelehrten und Humanisten in der Renaissance hervorheben können, welche die moderne Technik seit Leonardo — und auch den Automatenbau — so eigentümlich geprägt hat. Einen letzten Versuch, den unaufhaltsamen Effekt der Spezialisierung der Bereiche entgegenzuwirken, bilden die zumeist jesuitischen Systeme solcher Polyhistoren wie Athanasius Kircher und Caspar Schott im 17. Jahrhundert, welche der Tradition der »magia naturalis« noch einmal ein imposantes Denkmal setzen, bevor sie im 18. Jahrhundert auf das Taschen(spieler)format einer Salonkunst und »physique amusante« herunterkommt. Bei den auffällig grasierenden Konstruktionsversuchen eines »perpetuum mobile« im 17. Jahrhundert hätte Heckmann dessen Stellung im Ensemble der traditionellen arcana der hermetischen Naturphilosophie kenntlicher machen können. Hier hätte sich insbesondere das von ihm eigenartigerweise nicht beachtete scharlataneske Paradebeispiel des »Perpetuum mobile Orffyraneum« (1719) von J. Bessler angeboten, und auch ein kurzer Hinweis auf den letzten(?) Monomanen dieses Genres, den Phantasten Paul Scheerbart, wäre nicht unangebracht gewesen. Auch die apokalyptische Weltenuhr und astronomische »Himmelsmaschine« des württembergischen Pfarrers und Erfinders der Präzisionswaage Philipp Hahn, den Herder einen »newtonschen Kopf« genannt hat, wird nur durch einen diminutiven Nebeneffekt, die Rechenmaschine von 1770, vertreten, die jedoch — wie Heckmann sich leicht hätte im hessischen Landesmuseum Darmstadt informieren können — nicht nur *eine*, sondern alle vier Rechenarten »kann« (276). Nicht »die ganze Wahrheit« liegt auch in der exklusiven Betonung des Cartesianismus, dessen »Siegeszug« (240) Heckmann auch noch in der Akkomodation an die neuen Evidenzen des Sensualismus Lockes erblickt. Schließlich gerät bei dem »Siegeszug« auch noch die

prekäre Verbindung des Cartesianismus mit Teilen des Newtonschen Systems außer Sicht. Und ob La Mettries verfeimte »Maschinentheorie«, die sich auf dem Boden zeitgenössischer organischer Befunde (A.v. Haller) sehr sicher fühlen konnte, »nun wirklich nicht« (241; diese Beschwörungsformel auch 243) eine konsequente Entwicklung der Leydener Mechanopathologie Boerhaaves war, halte ich zumindest durch die Beteuerungen Heckmanns wissenschaftsgeschichtlich noch nicht für erwiesen. Analytisch sehr fruchtbar, aber nicht hinreichend ausgeführt, scheint mir die Bemerkung Ernst Blochs über die Mechanik als »neuen magischen Abgrund« (246), die m.E. vor allem durch Kempelens bekannten (und bemannten!) Schachautomaten exemplifiziert wird, den auch E.A. Poe noch zum Anlaß für einige Proben Scharfsinns genommen hat.

Leider verliert Heckmann zunehmend den hilfreichen Parameter der Produktivkraftentwicklung aus den Augen (auch der Vorwortverfasser Heinz Streicher scheint derartig empfunden zu haben). So waren schließlich die Automaten Vaucansons und Droz' nicht einfach die Werke der losgelassenen Ingenieursphantasie eines gleichsam von allen äußeren Zwecken emanzipierten mechanischen Rokoko: Vaucanson selbst hat als Inspektor der Kgl. Seidenmanufaktur in Lyon als Vorform von Jacquards Lochkartensystem auch einen verbesserten Webstuhl konstruiert. Gleichwohl ist die Akkulturation der Intelligenz an die Technik und ihre umgekehrte Lösung von einer höfischen Literatur rhetorischer Selbstgenügsamkeit von nachhaltigem Einfluß auf die Bildung einer Mentalität gewesen, die sich durch die Perspektive eines mechanistischen Millenniums wahrhaft »elektrisiert« fühlte (man denke an das Projekt der großen Enzyklopädie Diderots!). Und Marx sah angesichts der ersten elektrischen Eisenbahn noch im Spielzeugformat eine neue Ära anbrechen, deren »Ende« wir vielleicht derzeit gerade erleben. Heckmann bricht jedoch etwas zu früh und unvermittelt mit einem satirischen Text des jungen Jean Paul ab. Hier hätte man sich doch, zumal die Epochen bekanntlich nicht mit den Jahrhunderten enden, einen kleinen Ausblick auf das 19. Jahrhundert gewünscht. Über Poe hinaus bieten insbesondere Hawthornes Erzählungen reiches Material, ganz zu schweigen von Herman Melvilles großartig-düsterer Allegorie »The Bell-Tower« (1855). Und die edisonische-somnambule Robotfrau in Villiers de l'Isle-Adams »L'Eve future« (1887), sozusagen die »Mutter« der Androide in Fritz Langs »Metropolis«, deutet auf das von Heckmann gänzlich vernachlässigte sexualsymbolische Moment in der Automatenfaszination, auf einen »Pygmalionismus«, den die kinetische Kunst »zölibatärer« Maschinen seit Jean Tinguely eindrucksvoll zu inszenieren verstanden hat. Das mögen nur literarische Reflexe sein, mag man entgegnen — sind aber nicht die Automaten des 18. Jahrhunderts auch eine Art »Vorstudie« zu den anthropologischen Innovationen des »animalischen Magnetismus« Mesmers und jener spiritistischen Mode der »écriture automatique(!)« mit Ouija-Tafel und Planchette, welche die moderne Psychiatrie wahrhaft »inspiriert« haben, zumindest mehr, als diese im allgemeinen bereit ist einzugestehen?

Möglicherweise sind einige der angeführten »Mängel« durch den Umstand »vorprogrammiert«, daß es sich bei dem Prachtband um eine von einem kommerziellen Datenverarbeitungsunternehmen »gesponsorte« Publikation handelt. Trotzdem, und das muß nach so vielen Einwänden, Ergänzungen und Korrekturen ausdrücklich hervorgehoben werden, ist Heckmanns Leistung auf dem gelegentlich sehr schwankenden Boden der Kulturgeschichte aner kennenswert. Er hat viele Legenden auf ihre Fakten überprüft, unbekannte Quellen erschlossen und neue Zusammenhänge hergestellt. So ist das über die schönen Abbildungen hinaus auch typographisch bemerkenswert ausgestattete Buch (Erhebung der Anmerkungen aus der Fußnoten-Horizontalen in die vertikale Marginalspalte) für seinen so lehrreichen wie vergnüglichen Gehalt nicht zu teuer bezahlt.

Martin Blankenburg (Berlin/West)

**Wind, Edgar: Heidnische Mysterien in der Renaissance.** Mit einem Nachwort von Bernhard Buschendorf. Übersetzt von Christa Münstermann u.a. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1981 (483 S., Ln., Abb., 78,- DM)

Nach »Kunst und Anarchie« (1979) ist dieses Buch das zweite größere Werk Edgar Winds (1900-1971), das — über zwanzig Jahre nach seiner englischen Erstpublikation (1958) — endlich auch in deutscher Sprache erscheint. Die Veröffentlichung ist im Kontext der seit einigen Jahren erfolgenden Rezeption der Schriften Aby Warburgs und seiner Schüler zu sehen, zu denen neben Panofsky, Saxl u.a. auch Wind gehörte (Bibliographie bei E. Kaemmerling [Hrsg.]: Ikonographie und Ikonologie, Köln 1979, 512f.). Wie Warburg vertritt auch Wind einen (idealistischen) kulturgeschichtlichen Ansatz. Programmatisch wird das schon in seinem Aufsatz »Warburgs Begriff der Kunstwissenschaft und seine Bedeutung für die Ästhetik« (in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, Bd. 25/1931, 163-179) erkennbar, einem Meisterwerk älterer kunstwissenschaftlicher Methodenreflexion, in dem die epistemologischen Mängel der Formästhetik aufgewiesen werden. Kunst ist für Wind ein kulturelles Medium, das unter dem Schein harmonisch gebändigter Form Erinnerungen an Leiden und Leidenschaften auf früherer Kulturstufe aufbewahrt und somit stets die Potenz beunruhigenden Schreckens in sich birgt. Wie Warburg interessieren Wind die »Engramme humaner Expression«, die sich als »Pathosformeln« heidnischer Mysterienkulte der Antike in eine Jahrhunderte, ja Jahrtausende fortwirkende Bildtradition eingeschrieben haben. Unübersichtbar ist diese Kunstauffassung von Nietzsches Gegensatzpaar »apollinisch«/»dionysisch« in der »Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik« (1872) geprägt.

Wind legt dar, daß sich bereits in der Antike eine Umdeutung der z.T. aus Thrakien oder Kleinasien eingewanderten Geheimkulte vollzog: Platon verachtete die eleusinischen Initiationsrituale, bei denen die Neophyten von der Todesfurcht gereinigt werden sollten (»katharsis«), als barbarisch-plebejische Massenkulte. Angesichts ihrer Beliebtheit bot er eine kompensatorische Alternative an: Philosophie sei selbst eine mystische Initiation ganz besonderer Art, die für wenige Auserwählte durch geistige Schulung und nicht durch Aufstacheln von Gefühlen den Zustand enthusiastischer Raserei erreiche. Bei Platon und seinen späteren Nachfolgern (z.B. Plotin) seien, so Wind, die kultischen Mysterien durch literarische ersetzt worden. Das rituelle und magische Moment der Mysterien sei in einer figurativen Form, in bildlicher Rede, aufgegangen. Diese parabelhafte Sprache sei in der Renaissance fälschlicherweise als Zeugnis der ursprünglichen Form der Mysterien angesehen worden. Pico della Mirandola u.a. hätten daher gefordert, daß Philosophie, wenn sie diese religiöse Qualität zurückgewinnen wolle, sich einer kryptisch-hieroglyphischen Sprache bedienen müsse.

In 14 monographischen Kapiteln zu einzelnen Werken und 9 Anhangkapiteln verdeutlicht Wind exemplarisch, wie Renaissancekünstler die »Mysterien« der zeitgenössischen Philosophen allegorisch visualisiert haben (z.B. Botticelli in seinem »Primavera«-Bild oder in seiner »Geburt der Venus«; dazu 135ff., 151ff.). Methodisch ertragreich ist Winds Versuch, mit Hilfe der literarischen und philosophischen Texte diese verrästelten Bildkompositionen, deren Programm (wenn es je explizit formuliert wurde) nicht überliefert ist, zu deuten. Bei den meisten Werken fällt auf, daß ihr zentrales Motiv die Liebe bzw. die »Voluptas« ist. Pico della Mirandola hat unter Berufung auf Orpheus die Liebe und die Erfüllung von Lust als höchstes, noch über dem Intellekt stehendes Gut gepriesen (vgl. 50ff.) und damit die alte Vorstellung von der »Voluptas« als niedriger animalischer Leidenschaft radikal umgewertet. Allerdings sind viele Bilder — u.a. die Cassone-Tafeln, also breitformatige Gemälde auf oder für Hochzeitstruhen — wie die »Himmlische und irdische Liebe« von Tizian (dazu 165ff.) hier nicht so eindeutig. Sie thematisieren den Widerstreit von »Voluptas« und »Castitas«. Wind interpretiert diese Antithese ausschließlich im Sinne der neuplatonischen Lehre, geht also nicht auf die materiellen

Determinanten dieser philosophischen Debatte ein. Es müßte aber untersucht werden — und das wäre ein Forschungsprogramm, das auf Winds eindrucksvollen gelehrten Studien aufbauen kann —, welche sozialpsychologischen Normen, Werte und Verhaltensmuster über diese so scheinbar esoterische Liebesmetaphysik vermittelt wurden (vgl. die familienpolitischen Erörterungen über Ehe und Liebe bei L.B. Alberti: *Della famiglia*, 1437-41).  
Norbert Schneider (Osnabrück)

## Soziologie

**Barrett, Michèle, und Mary McIntosh: *The Anti-social Family*.** Verso Editions, London 1982 (160 S., br., 3,95£)

Die neue Rechte in England und in den USA hat die Familie ins Zentrum des öffentlichen Interesses gerückt. Da wird vom Zerfall der Familie gesprochen, vor rückläufigen Geburtenraten und vor zu viel sexueller Freiheit gewarnt. Sozialisten und Feministinnen, angeblich einig im Wunsch nach Abschaffung der Familie, werden von der neuen Rechten für diese Veränderungen verantwortlich gemacht. Ihr Ruf nach staatlicher Unterstützung habe Kollektivismus statt Individualismus gefördert. Die Konservativen setzen dagegen auf Selbsthilfe, Selbstversorgung, Selbstgenügsamkeit. Sie propagieren die Familie als »selbstgenügsames Unternehmen« (12), das möglichst wenig staatliche Hilfe in Anspruch nimmt. An die Stelle gesellschaftlicher Verantwortung tritt das alte Prinzip väterlicher Autorität. Die Frauen werden auf traditionelle Verantwortlichkeiten verwiesen (Sorge um Kinder/Alte/Kranke/Behinderte).

Die Politik der Thatcher-Regierung ist, nach Barret/McIntosh, widersprüchlich. Es ist nicht nur eine Politik *für* die Familie und damit antifeministisch, die Frauen werden nicht nur ins Haus zurückgeschickt. Sie sind in Zeiten der Dequalifizierung und der Senkung von Löhnen als Arbeitskräfte zu nützlich, als daß einfach auf sie verzichtet werden könnte (13). Die Autorinnen kritisieren Sozialisten und Feministinnen, sie hätten keine gemeinsamen Politikvorschläge zur Familie entwickelt, die sie der neuen Rechten wirksam entgegensetzen könnten. Sie verweisen auf Auseinandersetzungen unter Feministinnen in England und USA, wo für die einen Familie *der* Ort der Frauenunterdrückung ist, und andere ihn als freiwillig von Frauen gewählten Ort betrachten, dessen Arbeit der Lohnarbeit im Produktionsprozeß gleichwertig ist (20). Den Sozialisten halten sie zugute, die Bedeutung von Lohnarbeit und Vergesellschaftung der Hausarbeit für die Frauenbefreiung erkannt zu haben. Jedoch hätten sie völlig versagt beim Begreifen der ideologischen Konstruktion von Männlichkeit/Weiblichkeit durch die Familie. So sei ihr Festhalten an einer romantischen Vorstellung von heterosexueller Liebe als Basis der neuen sozialistischen Familie zu erklären.

Barrett und McIntosh sehen keinen Rückgang der Familie, vielmehr ein Vordringen von Familienwerten und in Familien praktizierten Arbeitsteilungen in gesellschaftliche Institutionen, sogar in die Linke hinein. Sie sprechen von der »Familiarisierung der Gesellschaft«, dem umgekehrten Vorgang zur gesellschaftlichen Konstituierung von Familie. Unter Familie verstehen sie »a social and economic institution« (7) und »an ideology« (8). Obwohl der reale Anteil, den die Institution Familie an der Lebensweise der Massen hat, weit geringer ist als meist vermutet — nur 31% der Haushalte in England sind traditionelle Kernfamilien mit Vater/Mutter/Kind —, ist die Hauptmacht der Familie ihre ideologische Ausstrahlung. Sie verweisen auf die Rolle der Medien, besonders auf das Fernsehen und die Werbung, die ständig neu die Verknüpfungen Familie/Elternschaft/Glück produzieren.

Für die Autorinnen werden die Klassenverhältnisse nicht nur durch die Produktionsverhältnisse reproduziert, sondern auch durch die Familie. Ihre Thesen dazu sind: Die

Familie als gesellschaftliche Einrichtung produziere a) die Klassenzugehörigkeit, entscheide über die Positionierung ihrer Mitglieder (Bildung, Erbgesetze) und b) in ihr finde die ideologische Konstruktion von Männlichkeit/Weiblichkeit statt.

Da niemand gezwungen wird zu heiraten, fragen die Autorinnen, was das Anziehende an der Familie ist, warum Menschen soviel in sie »investieren«? Die Einzelnen erhoffen sich emotionale Sicherheit, Geborgenheit, die Verwirklichung des Kinderwunsches usw. Die Familie stellt eine Einheit von verschiedenen Praxen dar: Versorgung von Kranken/Alten/Behinderten, Kinderaufzucht, Sexualität, Haushaltsorganisation. Die Autorinnen versuchen, uns unselbstverständlich zu machen, daß alle Funktionen in *einer* Institution, der Familie, zusammengefaßt sein müssen. Die Naturalisierung von Familie als Lebensform und damit auch die Naturalisierung ihrer sozialen Funktionen stützt sich zwar auf das biologische Element, daß Frauen Kinder gebären und stillen, ist jedoch vor allem Effekt der Anordnung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in unserer Gesellschaft.

Für Barrett/McIntosh bedeutet der Nachweis, daß Bedürfnisse nicht natürlich, sondern historisch konstituiert sind, nicht, daß diese Wünsche und Hoffnungen nicht ernstzunehmen wären. Die Familie wird durch Gesetzgebung, Steuerregelungen usw. als Lebensform von Staat, Recht und Kirche bevorteiligt. Sie ist eine Form der Vergesellschaftung von Individuen, in der diese Individuen bestimmte Funktionen in der Familie wahrnehmen, wobei diese Form jedoch scharf gegen gesellschaftliche Lösungen gerichtet ist. Die Autorinnen nennen die Familie »antigesellschaftlich«, weil Familie und Familiarisierung nicht nur friedlich nebeneinanderexistieren, sondern in Gegensatz zueinander gebracht werden. Kurz: Was man in der Familie gewinnt, wird in der Gesellschaft verloren. Ihre Analyse weist in die Richtung, die Familie nicht, wie es häufig gemacht wird, von vornherein im Raster öffentlich/privat zu untersuchen, sondern die Trennung in öffentlich/privat selbst als Resultat der Aufgabenteilung von Familie und Staat zu begreifen. Ihre Kritik an Donzelot, einem französischen Familienforscher, bezieht sich auf dessen Position, Familie nur noch als Produkt des Staates, Familienfunktionen nur als Staatsfunktionen zu sehen. Für die Autorinnen hat Familie mehr Eigendynamik und stabilisiert sich auch im Kampf gegen den Staat.

Als politische Strategie schlagen die Autorinnen vor, die verschiedenen Funktionen, die z.Zt. noch gebündelt in der Familie vorkommen, aus ihr herauszulösen. Ob man das, was übrigbleibt, noch Familie nennen wird, bleibt offen. Dazu M. Barrett in ihrem Beitrag auf der Volksuni '82 in Berlin/West: gefragt, »Was würdest Du an ihre [der Familie] Stelle setzen?«, wäre ihre Antwort: »Nichts. (...) Die Vorstellung eines spezifischen Ortes Familie, den wir einfach etwas anders besetzen können, ist falsch.« (*Das Argument* 136, 827) Als ihr langfristiges Ziel nennen die Autorinnen: soziale Transformation der Familie. Kurzfristig ermutigen sie die Leserinnen, Alternativen zum derzeit bestehenden Familienleben auszuprobieren, Formen, die realistisch zugänglich und wünschenswert werden. Statt individualistischer Lösungen — kollektive Formen suchen.

Ursula Lang (Berlin/West)

**Todd, Emmanuel: La troisième planète.** Structures familiales et systèmes idéologiques. Editions Du Seuil, Paris 1983 (252 S., br., 79 FF)

Der Autor, 1951 geboren, Doktor der Geschichte an der Universität Cambridge, Diplom des Institut d'études politiques in Paris, Berichterstatter von *Le Monde*, stellt sich folgende Frage: warum scheiterte der Kommunismus? Warum ist der Marxismus-Leninismus in Afrika, Thailand, Burma, auf den Philippinen nahezu unbedeutend? Zur Unterstützung seiner Frage gibt er einen informativen Überblick über das Verhältnis von Arbeiteranteil zu Wahlverhalten (bezogen auf die Wahl von Kommunistischen Parteien). Der Nachweis, daß keine Korrelation zwischen diesen beiden auffindbar sei, soll das Un-

vermögen materialistischer Ansätze, die Verbreitung von Ideologien überhaupt zu begreifen, zeigen (9). Auch übrige Erklärungsversuche in den politischen Wissenschaften seien unverzeihlich eurozentristisch verfahren. Sie hätten sich die Welt nach dem Muster von nur 40% der Weltbevölkerung entweder kommunistisch oder liberal gedacht und in dieser Polarität beide ebensowenig verstanden wie die übrigen Weltanschauungen. Er schlägt dagegen vor, Ideologien (als solche bezeichnet er außer den schon genannten u.a. Sozialdemokratie, Islam, Hinduismus u.a.) multipolar zu begreifen (12). Die von Rousseau bis Freud vertretene These, daß es die Familienverhältnisse (Mann/Frau und Eltern/Kinder) seien, die die politischen Verhältnisse und die Beziehung des Individuums zur Autorität bestimmen, wird von ihm umformuliert. Im Anschluß an Le Play (1806-1882) nimmt er Familientypen und die in ihnen vertretenen Praxen von Gleichheit und Freiheit als bestimmende Faktoren für die gesellschaftlichen Verhältnisse. Dabei versteht er unter Gleichheit die Behandlung der Geschwister vor allem im Erbrecht und unter Freiheit das Ausmaß an Unabhängigkeit, das die nächste Generation gegenüber der Elterngeneration nach der Heirat hat.

Im Anschluß stellt er eine ungeheure Materialmenge aus der ganzen Welt vor, die er mit dieser an eine Zauberformel erinnernden einfachen Systematik vollständig erklärt. Er unterscheidet vier Haupttypen: liberal/inegalitär; liberal/egalitär, autoritär/inegalitär und autoritär/solidarisch. Daß er sein System an zwei Achsen ausrichtet — dem der Gleichheit und dem der Freiheit — erlaubt ihm, scheinbar widersprüchliche Paare zu bilden und entsprechende interessante Überlegungen vorzuführen. So wenn er u.a. den Gedanken der Brüderlichkeit als politische Leitidee an die autoritär/solidarische Familienform knüpft, in der die Geschwister gleich sind, sich horizontal vergesellschaften. Solche Zuordnungen geben ihm zugleich die Möglichkeit, Freud so zu entschlüsseln, daß er »den Bruder vergaß«, weil die deutsche Familie (autoritär/inegalitär) ebenfalls die Idee der Brüderlichkeit nicht kannte (19). Die ideologische Formierung durch die sozialen Verhältnisse wird zur ideologischen Formierung durch die Familienverhältnisse. So wird u.a. die französische Revolution, die als Zerstörerin von Traditionen in die Geschichtsschreibung einging, re-interpretiert als Bewahrerin und Stabilisatorin des Vorhandenen. Die großen Ideen wie Freiheit und Brüderlichkeit seien bloße Transkriptionen einer latenten anthropologischen Struktur, die seit dem Mittelalter in Frankreich existierte (23). Er stellt die These auf, daß jedem Familientyp *eine* und nur eine Ideologie entspreche und macht sich an die empirische Überprüfung. Man wird durch die unterschiedlichsten Länder und Verwandtschaftssysteme, Zusammenlebensformen und Rechtspraxen geschleust, bis man vollkommen verwirrt ist. Das Schema paßt immer; wo es zunächst den Anschein einer Abweichung hat, gibt es Zusatzklärungen, Sonderbedingungen, so daß am Ende die Gleichung immer aufgeht. Durch die Hereinnahme einer zusätzlichen Achse, die die Bedeutung des Inzestverbots einbezieht — exogam/endogam —, gelingt es ihm, auch die bei gewöhnlichen Familienforschern vernachlässigten 60% der in »instabilen häuslichen Gruppen« (35) lebenden Völker (etwa Afrika) einzu beziehen. Der Haupttyp (40%) der kommunitär- (aus autoritär/solidarisch) exogamen Familie favorisiert den Kommunismus, formuliert er als Antwort auf die Ausgangsfrage; kommunistische Länder mit anderen Familientypen (Kambodscha, Polen, Afghanistan, Korea z.B.) seien von außen zum Kommunismus gezwungen worden.

Mit einiger Beklemmung liest man solche Aussagen, wie überhaupt dieses vollkommene System der endgültigen Enträtselung der Bewegungen der Völker in seinem brillanten Aufbau Magenschmerzen verursacht. Da hängen die Menschen seit Jahrtausenden festgefroren in ihren Familienformen, und jeder Plan einer anderen gesellschaftlichen Organisation des Lebens ist ganz und gar vergeblich vor den Gewalten, die die familialen Formen als psychische Dispositionen und praktische Erfahrungen darstellen. Das Unheimliche dabei ist, daß das Buch nicht in dieser raunenden Sprache des Absur-

dismus geschrieben ist, sondern geradezu pragmatisch konkrete Wahlanalysen durch die Jahrzehnte präsentiert, Statistiken re-interpretiert, Zahlenberge aufhäuft. Vor der Überredungskraft von statistischen Ziffern — auf Kommastellen genau — entgeht dann schon einmal, welcher gewundenen Interpretation ihre Belegkraft bedarf. — So z.B. untersucht er, warum die kubanische Revolution sich nicht über ganz Lateinamerika ausgebreitet hat, und ersetzt die fehlende Familientypologie durch eine Statistik über Selbstmordraten mit der Behauptung, daß deren Höhe eindeutig mit der Enge der Familienbande und also dem Autoritätsgrad korreliere.

Sobald man sich dem Bann eines so geschlossenen Globalzugriffs auf die Menschengeschichte entzieht, wird das Buch nützlich nicht nur als Quelle des vielfältigen und anschaulich vorgeführten Materials über die Familientypen. Es enthält auch viele interessante Einzelüberlegungen. So z.B. behauptet er, daß die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern Voraussetzung für die Solidarität unter den Brüdern sei, und erklärt die vielfältigen Brüderkämpfe in kommunistischen Parteien aus der Gleichheit der Geschlechter; Hexenverfolgung und Faschismus untersucht er ebenfalls unter der Frage der zwischlächtigen Rolle der Frauen, in bestimmten Familientypen praktisch mächtig und zugleich nicht solidarisch eingebunden zu sein.

Das Buch ermahnt uns, die Formen, wie die Menschen zusammenleben, und deren Einfluß aufs politische und gesellschaftliche Verhalten zu untersuchen. In seiner Durchführung wirkt es wie mutwillig verabreichtes Rauschgift. Der Autor zieht das Fazit: Die Menschen können ihre Geschichte nicht machen. Sie sind bloße Agenten, unbewußte Vektoren von Normen, selbst wenn sie glauben, die Welt zu verändern. Politologie ist Traumwissenschaft und der homo politicus Schlafwandler. Die menschliche Geschichte hat keinen Sinn. Die familiäre Infrastruktur ist nicht durch Weiteres bestimmt, sie existiert nur als biologisch-soziale Einheit und perpetuiert sich. Geschichte ist irrational. Unabhängig von Ökonomie, Ökologie, Geographie sind die Familientypen nach dem Zufallsprinzip verteilt (222).

Aus Frankreich erreichen uns häufig Gedankengebäude, die uns empfehlen, die Welt neu zu interpretieren. Das ist zunächst ein guter Anstoß, der geistige Verfettung und Versteinering in allzu »Gewußtem« und »Gesichertem« auflösen kann. Soweit es, wie im vorliegenden Fall, Versuchungen sind, uns politisch handlungsunfähig zu machen, Veränderungswillen aufzugeben, zu resignieren, sollten wir sie als Anstoß nehmen, in den entsprechenden Feldern zu lernen und vermehrt eigenes Wissen zu produzieren. In diesem Fall geht es um den Zusammenhang von Familienform und Reproduktion von Gesellschaftssystemen.

Frigga Haug (Berlin/West)

**Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie.** Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1982 (653 S., br., 20,- DM)

Der Gegenstand der historischen Analyse Rosenbaums — sie trat bereits als Herausgeberin eines 1978 erschienenen Sammelbandes zum Zusammenhang von Familie und Gesellschaftsstruktur als Verfechterin einer historisch fundierten familiensoziologischen Forschung hervor — ist die Vorgeschichte der »modernen Kleinfamilie«. Die Autorin stellt die Frage, aufgrund welcher Verhältnisse sich die um 1800 in Deutschland bestehende Vielfalt von Familienformen im Laufe des 19. Jahrhunderts auflöste und sich der relativ einheitliche Typus »moderne Familie« herausbildete. Sie versucht, »die Familienverhältnisse in Verbindung mit der Stellung der Familie bzw. ihrer Angehörigen in der spezifischen Produktionsweise und — damit einhergehend — im Gesamtzusammenhang der Gesellschaft« (32) zu begreifen. Rosenbaum handelt die Bauernfamilie, die Familie im »alten« Handwerk, in der Hausindustrie, im Bürgertum und die proletarische Familie unter folgenden Problemkomplexen ab: »Stellung der Familie bzw. einzelner Fami-

lienmitglieder im Produktionsprozeß«/»Haushaltsgröße und Zusammensetzung«/»Ehebeziehung«/»Stellung der Kinder«/»Geselligkeit und Freizeitverhalten« (22f.).

Ein grundlegendes Ergebnis ist: Aufgrund der Ungeschiedenheit von Haushalt, Produktion/Arbeit und Wohnen in den traditionellen Familienformen, worunter sie Bauernfamilie, »alte« Handwerksfamilie und, mit Einschränkungen, auch Heimarbeiterfamilie subsumiert, existierten hier unmittelbar durch die materielle Produktion strukturierte Familienverhältnisse. Rosenbaum bezeichnet diese Familienformen in Anlehnung an O. Brunner auch als »Sozialform des ganzen Hauses«, um eine begriffliche Abgrenzung gegenüber der »modernen Familie« zu vollziehen. Der enge Zusammenhang zwischen Leben und Arbeiten in dieser traditionellen Sozialform stelle das entscheidende Differenzmerkmal zu den »Prototypen der 'modernen Familie'«, bürgerliche und proletarische Familie, dar, die wegen des Auseinanderfallens von Erwerbsleben und Wohnen nur noch »mittelbar« durch die Arbeitsverhältnisse geprägt seien.

Rosenbaum arbeitet detailliert Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Familienformen heraus, jeweils in bezug auf die herrschenden ökonomischen Verhältnisse. So zeigt sie z.B., daß trotz des gemeinsamen Strukturmerkmals von bürgerlicher und proletarischer Familie, der Trennung von Erwerbsleben und Wohnbereich, »die Abschottung des Familienlebens gegenüber der Außenwelt, die Ausbildung der Familie zur reinen Privatsphäre, in die einzudringen nur ausgewählten Personen erlaubt wurde« (472), sich zu einem bürgerlich-familiären Charakteristikum entwickelte, wohingegen die beengten, überfüllten Wohnverhältnisse der proletarischen Familie eine derartige Abschließung nach außen verhindert hätten. »Gleich ob man diese 'Öffentlichkeit' des Familienlebens beklagt oder positiv bewertet, fest steht, daß sie der Entwicklung einer ungestörten Privatsphäre, der intimen Häuslichkeit entgegenstand, der im Bürgertum so große Bedeutung für die Pflege der Familienbeziehungen zugekommen war.« (472f.)

Noch einmal — Rosenbaum faßt die Herausbildung der bürgerlichen Familie mit folgenden Begriffen: Trennung von Leben und Arbeiten/von Wohnbereich und Erwerbsleben/von öffentlich und privat. Diese Abbildungsweisen scheinen mir zumindest höchst ungenau und damit auch unfruchtbar für die Erkenntnis des wirklichen Prozesses zu sein. Zum einen wird mit der Trennung von Arbeiten und Leben/Erwerbsleben und Wohnen die in der Familie verbleibende Arbeit, nämlich die Hausarbeit ausgeklammert. Da Hausarbeit geschlechtsspezifisch-arbeitsteilig von Frauen geleistet wird, hat Rosenbaums Abbildung den Effekt, Frauenarbeit unsichtbar zu machen. Zum anderen ist das Gegensatzpaar privat-öffentlich hier äußerst fragwürdig. Findet nicht die außerhäusliche Erwerbstätigkeit, von Rosenbaum als *die* gesellschaftliche Arbeit wahrgenommen, gerade in privater Form (Lohnarbeit im Kapitalverhältnis) statt? Eher ließe sich formulieren: Lohnarbeit und Hausarbeit in der Familie sind beides gesellschaftlich notwendige Arbeiten in privater Form. In dieser Betrachtungsweise wäre eine andere Perspektive für die Analyse der bürgerlichen Familienform angelegt.

Dennoch bleibt festzuhalten: Aufgrund einer Vorgehensweise, die die strukturellen Unterschiede familiärer Lebensformen und ihre jeweilige materielle Notwendigkeit herausstellt, gelingt es der Autorin, das in der Familiensoziologie verbreitete »teleologische Entwicklungsmodell« der Familie zurückzuweisen. Ein in diesem Modell vorausgesetztes »Wesen« der Familie, von dem aus sich alle anderen Familienformen nur noch als Hinentwicklung oder Abweichung darstellen, zeigt sich als unfähig, familiale Lebensformen und ihre historischen Wandlungsprozesse adäquat zu begreifen.

Die Arbeit von Rosenbaum enthält m.E. allerdings eine grundsätzliche Schwäche: Die Familienverhältnisse werden als nur aus den Produktionsformen abgeleitete Lebensformen gefaßt. Zur Erklärung der Herausbildung des relativ einheitlichen »modernen Familientypus« zieht sie noch die These von der »Ausstrahlungskraft des bürgerlichen Familienideals« auf Familienverhältnisse anderer Klassen/Schichten heran. Ich denke, die

Konstitution der »modernen Familie« kann kaum begriffen werden, wenn das Verhältnis zwischen Staat und Familie, wie es z.B. Donzelot dargestellt hat, nicht einbezogen wird. Die »moderne Familie« ist nicht einseitig Effekt neuer Produktionsformen, sondern zugleich Effekt sich herausbildender gesellschaftlich-staatlicher Institutionen/ideologischer Staatsapparate (Schule, Justiz, Psychiatrie etc.).

In konstituierender Wechselwirkung mit diesen neuen sozialen Funktionsträgern entwickelte sich die »moderne Familie« als eine Bewältigungsform vieler sozialer Probleme und neuer politischer und gesellschaftlicher Anforderungen, die sich im Übergang von der vorindustriell-feudalen zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gestellt haben.

Für einen weiteren Mangel der Untersuchung halte ich, daß die Autorin nicht deutlich macht, von welchem Standpunkt sie ausgeht, wenn sie z.B. die Entwicklung der bürgerlichen Familie einteilt nach »fortschrittlichen« und »repressiven/negativen« Elementen. So stellt sich die Frage nach ihrem (impliziten) Familienbegriff. Rosenbaums Zuordnung — z.B. ist »fortschrittlich«: »gewandelte Beziehung der Ehepartner«/»erhöhte Sensibilität für menschliche Bedürfnisse und Beziehungen« (380) — scheint mir einer Betrachtungsweise zu entspringen, die die Geschlechterproblematik entnennt: Wo bleibt in dieser Bewertung das Unterdrückungsverhältnis Mann-Frau, das doch gerade in der bürgerlichen Familienform ganz anders als in der »Sozialform des ganzen Hauses« die »gewandelte Beziehung der Ehepartner« kennzeichnet und damit auch die behauptete »erhöhte Sensibilität für menschliche Bedürfnisse und Beziehungen« fragwürdig erscheinen lassen muß? Rosenbaum spricht von der »problematischen Rolle der Frau« lediglich als *einem* *Negativ-Aspekt* der bürgerlichen Familie, basierend auf dem Ausschluß der Frau aus »zentralen gesellschaftlichen Lebenssphären«. Die bürgerliche Familie strukturell als den Ort der (Re-)Produktion des geschlechtsspezifischen Unterdrückungsverhältnisses zu begreifen, entzieht sich ihrer schematischen Negativ-Positiv-Aufteilung.

Im Zusammenhang mit der positiven Beurteilung der bürgerlichen Familie steht ein Punkt, der m.E. Rosenbaums historisch ausgerichteter Herangehensweise entgegensteht: Wenn sie bei der Untersuchung der Bauernfamilie vom »niedrigen Niveau der Emotionalität und Affektivität« (114) als deren auffälligstes Charakteristikum spricht (das sie dem »Vorherrschenden sachlicher, durch die täglichen Arbeiterfordernisse vermittelter Beziehungen« zuschreibt), und die bürgerliche Familie u.a. als durch die »Kultivierung von Gefühlen und Empfindungen« (379) charakterisierte Form des Zusammenlebens beschreibt, dann blickt sie mit der spezifischen Emotionalität von uns Heutigen auf eine andere als »niedrige« Form herab, ohne über diese etwas Historisches mitzuteilen. Das, was unter »Emotionalität« in den menschlichen Beziehungen zu verstehen ist, ist qualitativ bestimmt durch die jeweiligen Lebensformen, Arbeitsbeziehungen, Produktionsverhältnisse einer Gesellschaft. Nach dem Modell einer quantitativen Abstufung, eines Mehr oder Weniger, wie Rosenbaum es nahelegt, lassen sich menschliche Beziehungspraxen historisch sicher nicht kenntlich machen. Martlis Hoppe (Berlin/West)

**Reif, Heinz (Hrsg.): Die Familie in der Geschichte.** Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1982 (190 S., br., 18,80 DM)

Der Band enthält sieben Aufsätze, die auf eine Vortragsreihe an der Volkshochschule Bielefeld zurückgehen: über römische, mittelalterliche, adlige, bäuerliche, puritanische und Unternehmer-Familien. Als gemeinsamen Konsens der Autoren gibt Reif an: Es habe zu keiner Zeit nur *eine* vorherrschende Familienform, sondern stets verschiedene, nebeneinander existierende gegeben. Darin steckt eine Absage an die in der Soziologie verbreitete These von der Entwicklung der vorindustriellen Groß- zur bürgerlichen Kleinfamilie. Das ist insofern bedeutsam, weil dieses Buch sich nicht einreihet in die mit der obigen These meist einhergehende Klage vom »Funktionsverlust« der Familie. Der Herausgeber will die Aufsätze als eine Einführung in die historische Familienforschung ver-

standen wissen, mit dem Anspruch, zu zeigen, wie verschieden Familie im Laufe der Geschichte war. Als weiteren Konsens der Autoren benennt der Herausgeber: Familie sei ein zentrales Bauelement von Gesellschaft. Im Vordergrund der einzelnen Beiträge steht die Frage, wie in verschiedenen Zeiten die Familie einer bestimmten Klasse oder sozialen Gruppe zum Funktionieren der Gesellschaft beitrug. Reifs Versuch, »Familie« in der Vergangenheit als ein stets »... höchst komplexes, flexibles und leistungsfähiges System sozialer Beziehungen« (7) zu fassen, ist mir nicht ganz einsichtig, da man mühelos z.B. auch »Unternehmen« oder »Gesellschaft« so definieren könnte.

Am besten gefallen hat mir der Aufsatz »Die puritanische Familie« von Gerhard Dohrn van Rossum, der sich als einziger nicht nur die Frage stellt, wie die Übernahme gesellschaftlicher Aufgaben die Familie beeinflusst, sondern auch umgekehrt, welches Wandlungspotential die Familie für gesamtgesellschaftliche Veränderungen enthält. Er arbeitet knapp die Entwicklung der puritanischen Familienform im historischen gesellschaftlichen Kontext heraus. In ihr sieht er charakteristische Züge der modernen bürgerlichen Familie in verdichteter Form. Deutlich macht der Autor die widersprüchliche Entwicklung: zum einen die Widerständigkeit der Puritaner gegen die katholische, anglikanische Kirche, gegen kirchliche und politische Institutionen überhaupt und deren starke Verflechtung. Im England des 16. und 17. Jahrhunderts war jeder Staatsbürger automatisch Untertan der anglikanischen Kirche; die religiöse Opposition erhielt den Sammelbegriff »Puritaner«. Diese entwickelten eine Art Gegenkultur; da sie für eine individuelle Lektüre und Auslegung der Bibel eintraten, förderten sie z.B. die Alphabetisierung der Bevölkerung und die Entwicklung des Schulwesens. Zum anderen fand eine Neubewertung der Ehe als religiöser Gemeinschaft und als allein anzustrebender Sozialform statt mit stark einengenden und fesselnden Strukturen, besonders für die Kinder. Geschichtliche Daten und Material (z.B. Auszüge aus Tagebüchern) sind vom Autor so zusammengestellt, daß man Neues erfährt und Spaß am Lesen hat.

Der sehr materialreiche Band enthält außerdem: Sandro-Angelo Fusco: Familie und Erziehung in der römischen Antike; Thomas Schuler: Familien im Mittelalter; Heinz Reif: Väterliche Gewalt und »kindliche Narrheit«. Familienkonflikte im katholischen Adel Westfalens vor der Französischen Revolution; Ingrid Peikert: Zur Geschichte der Kindheit im 18. und 19. Jahrhundert. Einige Entwicklungstendenzen; Josef Mooser: Familien, Heirat und Berufswahl. Zur Verfassung der ländlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert; Jürgen Kocka: Familie, Unternehmer und Kapitalismus. An Beispielen aus der frühen deutschen Industrialisierung.

Erika Niehoff (Hamburg)

**Luhmann, Niklas: Liebe als Passion.** Zur Codierung von Intimität. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1982 (230 S., Ln., 32,- DM)

Luhmann will Liebe »systemtheoretisch« fassen. In diesem Sinne ist »Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen ... kann« (23). Wenn diese Regeln in einem solchen Verhältnis zueinander stehen, daß sich die entsprechenden Handlungen einander unabhängig von der Umwelt ermöglichen, besteht Liebe als »System«.

Das war nicht immer so. In einem breit angelegten historischen Überblick, für den Luhmann als Quellenmaterial ausschließlich Romane und Abhandlungen über Liebe verwendet, beschreibt er, wie sich seit dem Absolutismus ein autonomes Liebessystem entwickelte. Im 17. Jahrhundert blieben die höfischen, außerehelichen Liebesabenteurer in ihrer »Exzeß«haftigkeit kurz. Nach der »Passion« des Liebeswerbens, der maßlosen Anbetung einer idealisierten Person, konnte das konkrete Liebeserlebnis nur enttäuschend sein. Während des Aufkommens des Bürgertums, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, war die Liebe verpönt, es wurde eine eher asexuelle, moralische, auf

Freundschaft beruhende Ehe propagiert. In den Liebesbeziehungen der romantischen Literatur wurde der/die Geliebte weniger an idealen Werten gemessen. Liebe ist hier nicht »Relativierung der Welt auf einen anderen«, sondern »Aufwertung der Welt durch einen anderen« (168; Hervorh.d.Verf.). Die Liebe nährt sich von dem »einzigartigen« Blick der Geliebten, der die Welt verzaubert und Gegenliebe erzeugt. Während in der Romantik diese »Liebe um Liebe« durch das Streben nach Gefühlssteigerung schnell in Ekel umschlug, setzte sich im 20. Jahrhundert diese Liebesbeziehung als dauerhaftes, ehefähiges System durch, in dem das Bedürfnis nach einem »eigenen Selbst« befriedigt wird.

In den theoretischen Anfangs- und Schlußkapiteln erklärt der Autor die Entstehung des Systems Liebe aus dem in der Neuzeit entstandenen Bedürfnis nach »Individualität«. In der mittelalterlichen, »stratifikatorischen« (aus Schichten bestehenden) Gesellschaft definierten sich die Menschen über ihre Position im sozialen Netz, in dem ökonomische, geschlechtliche, politische und religiöse Beziehungen nicht voneinander getrennt waren. In diesem gesellschaftlichen Zusammenhang war »ein Sichausschließen Einzelner, ein 'Privatleben' und auch ein Rückzug in Zweierbeziehungen blockiert« (38). Die heutige »funktionale« Gesellschaft ist dagegen in verschiedene Systeme wie Ökonomie, Recht, Politik etc. unterteilt, in denen die Individuen, ohne sich kennen zu müssen, sich jeweils über spezielle Themen verständigen können, sofern sie die Systemregeln kennen. Dies bedeutet für den Einzelnen, daß er »die meisten Erfordernisse seines Lebens ..., und das ist neu, nur noch in unpersönlichen Beziehungen sicherstellen (kann), in Beziehungen, in denen er nicht oder nur in engen Grenzen des jeweiligen Systems über sich selbst kommunizieren kann. ... der Bedarf für ein ... eignes Selbst wird dadurch tief geprägt.« (194) Die intime Geschlechterbeziehung wird zu dem Ort, wo das Bedürfnis nach einem »eigenen Selbst«, nach »Individualität« befriedigt wird. Die Individuen hoffen, hier ihre »Identität« zu finden, die Einheit ihrer in jeweils verschiedene Systeme zerrissenen Handlungen und Vorstellungen.

Luhmann zeigt die Schwächen dieses Systems. Das gegenseitige Anerkennen von Individualität fordert von den Liebenden ein Handeln in »wortloser Übereinstimmung«, eine Art Gedankenübertragung, um »Dritten gegenüber übereinstimmend handeln zu können« (27). Dies ist nur durch die ungeheure Leistung möglich, *alles* voneinander zu »verstehen«, z.B. zu wissen, wie die verschiedenen Erfahrungen der Geliebten verarbeitet oder durch welche Bedürfnisse ihre Äußerungen geleitet sind. »Verstehen in diesem Sinne ist eine Quasi-Unmöglichkeit, eine nur in Annäherung erreichbare Idealität« (213). Ein anderes Problem ist, daß das gegenseitige Zusprechen von Individualität bedeutet, *alles* voneinander zu akzeptieren, gleichgültig ob es verrückt, selbstzerstörerisch, politisch unverantwortlich ist. Jegliche Kritik widerspricht der Anerkennung von Individualität.

Luhmanns Perspektive ist, diesem unwahrscheinlichen System Liebe als Ehe Dauer zu verleihen. Aus den Schwierigkeiten einer »Gesellschaft, die Liebe und Ehe zusammenzuführen sucht, (wird) nicht auf ein baldiges Ende geschlossen, sondern auf Lernnotwendigkeit. ... Lieben (wird) als Problem der Erhaltung von Unwahrscheinlichkeiten bewußt — und ehefähig gemacht« (212). Luhmanns Interesse an der Ausdifferenzierung des Systems Ehe beruht auf seiner systemtheoretischen Fortschrittsperspektive: die Steigerung der »sozialen Komplexität, das heißt, der Zahl und Arten möglichen Erlebens und Handelns ... der Gesellschaft im ganzen« (Habermas/Luhmann: »Sozialtechnologie«, 1971, 22).

Gerade diese Perspektive der Ausdifferenzierung in Systeme produziert eine Lösung, die uns auch die Hits der Schlagerparade entgegenschleudern: allein in der Liebe Glück und Identität zu finden. Läßt uns dies Bild, das befriedigende Individualität allein von Liebesbeziehungen abhängig macht, nicht zurückschrecken? Und: Macht nicht eine Be-

freiungsperspektive zur Bedingung, daß die Zerrissenheit der Individuen durch den in viele unpersönliche Bereiche zerfallenden Alltag hindurch, direkt an diesen Orten angegangen wird?

Martina Josek (Berlin/West)

**Forschung in der Bundesrepublik Deutschland.** Beispiele, Kritik, Vorschläge. Im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft hrsg. von C. Schneider. Verlag Chemie, Weinheim 1983 (XVI, 975 S., Ln., 92,- DM)

Dieses in vieler Hinsicht faszinierende Dokument des Selbstverständnisses und Problembewußtseins einer ausgewählten Gruppe von »Spitzenforschern« vermittelt ein außerordentlich differenziertes Bild von der hiesigen Forschungslandschaft. Auch wenn die vorgestellten Themen »nicht flächendeckend« seien, ergeben die fast hundert Beiträge ein hinreichend komplexes Bild, von Fragestellungen der Archäologie und Kunstgeschichte über aktuelle Problemstellungen der Festkörperphysik, der Quantenchemie und der Ökophysikologie bis zu Themenstellungen der Kohleforschung und des rechnergestützten Konstruierens im Maschinenbau. Das den Autoren vom Präsidium der DFG (in Abstimmung mit anderen forschungspolitischen Institutionen) vorgegebene Argumentations-Muster ist in seiner gradlinigen Ausrichtung zunächst sehr plausibel: An Beispielen »hervorragender Forschung«, denen der Zutritt zum exklusiven Bereich »internationaler Anerkennung und Wirksamkeit« (XV) gelungen ist, soll (exemplarisch) gezeigt werden, wie solche internationale Spitzenforschung realisiert worden ist (Vorbild-Funktion); diese erfolgreichen, »anerkannten Forscher« (im vorliegenden Band sind nur zwei Wissenschaftlerinnen vertreten) sollen zugleich angeben, welche fördernden und hemmenden Bedingungen sie erfahren haben bzw. in der heutigen forschungspolitischen Landschaft wahrnehmen, die (so oder so) bei der wissenschaftsstrategischen Umsetzung in »Rezepte für Spitzenforschung« beachtet werden müssen, wenn das Ziel, der westdeutschen Forschung Weltniveau zu sichern oder ggf. erst wieder zu verschaffen, erreicht werden soll.

Auf diese Weise ist eine Art »Denkschrift« entstanden, die nicht aus abstrakten Programmatiken besteht, sondern aus einer Vielzahl »wissenschaftlicher Autobiographien«. Eine dichte und teilweise sehr informative Verknüpfung von Wissenschaftler-Biographien mit inhaltlichen Forschungsproblemen und der Ausdifferenzierung bzw. Entstehung wissenschaftlicher Institutionen leisten die Beiträge von Starlinger (Institut für Genetik an der Univ. Köln) und Reichardt (MPI für Biologische Kybernetik in Tübingen). Doch überwiegend wurden spröde Darstellungen wissenschaftlicher Spezialprobleme vorgelegt, vor allem in den sechs Beiträgen aus dem Bereich der Industrieforschung (Knoll/BASF, Daimler-Benz, Unilever, Esso, Trumpf/Maschinenbau, Steinkohlebergbauverein).

Bei einer genaueren Durchsicht der (im übrigen ungewöhnlich sorgfältig edierten) Texte verdichten sich zahlreiche Aspekte am Rande allmählich zu einer — sicher unbeabsichtigten — Symptomatik der Krise der Wissenschaft. Die zunächst plausible Auswahl der Autoren blendet weitgehend die Erfahrungen der (noch) nicht erfolgreichen jüngeren Wissenschaftler aus, in denen der Forschungsalltag des Wissenschaftsbetriebs von heute dokumentiert werden könnte. Aber selbst wenn man diese grundsätzliche Ausrichtung auf das wissenschaftliche Establishment akzeptieren würde, ist deren geopolitische Schlagseite bezeichnend: Daß die in der einschlägigen Polemik geschmähten Universitäten Bremens, Frankfurts und Berlins (auch die TU!) in dem Sammelband durch keinen einzigen »Spitzenforscher« vertreten sind, während etwa ein Viertel der Beiträge von Münchener Institutionen stammt, läßt sich nicht mehr allein mit Zufälligkeiten der Rekrutierung erklären; hier liegt eine forschungspolitische Demonstration vor, deren (nicht nur) symbolische Wirksamkeit nicht unterschätzt werden sollte.

Das weitaus wichtigste Krisensymptom scheint mir schließlich die nahezu ausschließliche Ausrichtung der Kritik auf *externe* Hemmnisse und Beschwerisse der Forschungs-

tätigkeit zu sein. Nur in ganz wenigen Beiträgen wird diese Immunisierungsstrategie durchbrochen, und dann werden auch ganz plötzlich Strukturen und Probleme des Wissenschaftsbetriebs selbst deutlich, die für die gegenwärtigen Forschungsbedingungen kennzeichnend sind. Der kurze Hinweis der theoretischen Chemikerin Peyerimhoff auf die Schwierigkeiten, die für ihr Fachgebiet in der BRD aus der hier vorherrschenden empirischen Ausrichtung der Chemie resultieren, oder der Hinweis des Zoologen Neuweiler auf die Anstrengungen seiner (ehemaligen) Institutsleitung, sein inzwischen anerkanntes Projekt über Echoortung zu Fall zu bringen, schaffen sicher mehr Problembewußtsein als die meisten gradlinigen Erfolgsgeschichten. Kritik am Konventionalismus des deutschen Wissenschaftsbetriebs (406) und dem entsprechend »kleinlichen« Verhalten der DFG-Gutachter »gegenüber besonders neuen und risikoreichen Vorhaben« (941) werden eher beiläufig notiert. Die einzige längere Passage der Kritik, die sich in dem 1000seitigen Sammelband findet, sei zumindest auszugsweise zitiert, auch wenn sie vermutlich einer stark konservativ-elitären Vorstellung von Wissenschaft verpflichtet ist: »In vielen Bereichen leistet die deutsche Wissenschaft gute Forschung auf internationalem Niveau. Sie erbringt jedoch keine Spitzenleistungen in dem Sinne, daß sie neue Denksätze oder unkonventionelle Ideen entwickelt und verfolgt oder neue Methoden einbringt. Sie ist nicht innovativ. (...) Die Ursache liegt in unserer mangelnden Risikobereitschaft. Geforscht wird — zwar durchaus auf hohem Niveau — in konventionellen Bahnen, was inhaltlich und methodisch gerade anerkanntermaßen aktuell ist. Die persönlichen Leitlinien sind bei uns zu sehr auf internationale Anerkennung und zu wenig auf gedankliche Unabhängigkeit gerichtet. (...) Das allgemeine geistige Klima in allen Bereichen, die Kreativität verlangen, besonders aber in der Wissenschaft, hat sich bis heute nicht aus der restaurativ-konservierenden Phase der Nachkriegszeit gelöst. In einer solchen allgemeinen Grundstimmung wird *der und das Unkonventionelle nicht gefördert*, sondern als störend empfunden. Wir sind dabei, auch die unabhängigen Geister der jüngeren Generation zu verlieren ...« (913)

Der Eindruck einer weitgehenden Immunisierung der Selbstreflexion der deutschen Wissenschaft gegen solche Formen der Kritik verstärkt meine Einschätzung, daß das, was als Aufforderung zur Neuorientierung gemeint war, unter der Hand zum Nachruf auf ein auslaufendes Modell wissenschaftlicher Organisationsformen geworden ist, die im ersten Drittel dieses Jahrhunderts sehr erfolgreich waren. Nicht die Darstellung über mehr oder weniger glatte Erfolgsgeschichten und die Orientierung an alten Erfolgsrezepten sind heute vonnöten, sondern die präzise, wissenschaftlich redliche Selbstdarstellung der Probleme und Schwierigkeiten der organisierten Formen wissenschaftlicher Arbeit.

Lothar Hack (Frankfurt/M.)

**Zündorf, Lutz, und Manfred Grunt: Innovation in der Industrie.** Organisationsstrukturen und Entscheidungsprozesse betrieblicher Forschung und Entwicklung. Campus, Frankfurt/M. 1982 (286 S., br., 44,- DM)

Die in der (fach-)öffentlichen Diskussion verbreitete Vorstellung, »Industriearbeit« sei auch heute noch nichts anderes als Fabrikarbeit plus Instandsetzung (nebst ein wenig Arbeitsvorbereitung, Verwaltung und Vertrieb) bezeichnet ein bemerkenswertes Informationsdefizit: So sind bereits die ausführliche Darstellung bisher ausgeblendeter industrieller Funktionsbereiche und veränderter industrieller Organisationsstrukturen einer empirischen Studie als Vorzug anzurechnen.

Materiale Grundlage der Untersuchung von Zündorf/Grunt sind (halb-)offizielle Firmenpublikationen und 36 Experten-Interviews sowie 120 standardisierte schriftliche Befragungen von Mitarbeitern industrieller Forschungs- und Entwicklungs-Abteilungen (FE), die in Teilbereichen von vier Groß-Unternehmen erhoben wurden. Gegenstand dieser vier »Fallstudien«, über die in den vier zentralen Kapiteln des Textes nacheinander

berichtet wird, waren: 1. das *Philips* Forschungslaboratorium Hamburg GmbH (vergeblich anonymisiert zu »Labor GmbH«); 2. das TTI/Textiltechnische Institut der ENKA AG in Wuppertal (»Entwicklungs-Institut« der »Faser AG«); 3. eine Entwicklungsabteilung der Sparte »Antriebe« von Klöckner-Humboldt-Deutz/KHD in Köln-Porz (»Motoren AG«); sowie 4. FE-Abteilungen des Werkzeugmaschinenherstellers *Gildemeister* in Bielefeld und Hannover (»Maschinen AG«). Zumindest unter zwei Gesichtspunkten sind diese vier Kapitel (3 bis 6) nützlich und lesenswert. Zum einen berichten sie ausführlich und detailliert (wenn auch teilweise recht redundant) über zahlreiche Facettierungen und Spielarten der »Aufbau- und Ablauforganisation von Forschung und Entwicklung in vier Industrien verschiedener Branchen« (47), wobei insbesondere die organisatorische bzw. funktionale Ausdifferenzierung dessen, was »industrielle FE-Arbeit« — zwischen Grundlagenforschung und langfristiger Projektarbeit einerseits und anwendungstechnischen Aufgabenstellungen andererseits — ausmacht. Zum anderen werden sorgfältig jene zahlreichen formellen und informellen Koordinationsmechanismen beschrieben, mit deren Hilfe die mittlerweile weit getriebene funktionale Differenzierung industrieller Großunternehmen mehr oder weniger planvoll re-integriert und den vielfältigen Anforderungen professioneller Differenzierung Rechnung getragen wird. Zwischen dem »Policy Committee« bei *Philips*, den »Produktteams« bei ENKA und den diversen Wertanalyse-Ausschüssen z.B. bei *Gildemeister* liegt eine Vielzahl von Gremien, Komitees, Konferenzen, Gesprächskreisen u. dgl., die im übrigen keineswegs — wie die Autoren in ihrer Zusammenfassung behaupten — »meist auf gleicher hierarchischer Ebene« (270) angesiedelt, sondern in denen gerade oft (wie in Projekt- oder Wertanalyse-Gruppen etc.) die formalen Hierarchien temporär außer Kraft gesetzt sind.

Die Schwäche des Untersuchungsberichts von Zündorf/Grunt liegt in der Art der Theoretisierungsversuche, die sie in dem langen Einleitungskapitel vorstellen, um sie im Schlußkapitel wieder aufzunehmen — nachdem sie sich (zum Glück) zu Beginn der deskriptiven Teile weitgehend von ihnen abgekoppelt haben (47). Versucht wird, gegen das »bürokratische Organisationsmodell« einerseits und ein »Modell der organisierten Anarchie« andererseits, das der politologischen Diskussion entlehnte »pluralistische Organisationsmodell« zu protegieren, innerhalb dessen die je geltende Ordnung und der vorhandene Konsens als Resultat interessengeleiteten Handelns begriffen werden können — was einer empirisch gerichteten Analyse industrieller Machtstrukturen und Entscheidungsprozesse tatsächlich Spielraum zu verschaffen vermag. Nur bleibt der theoretische Status der einzelnen Modell-Konzepte ungeklärt, so daß der Versuch, sie miteinander in Beziehung zu setzen, völlig diffus wird; so soll das »pluralistische Modell« mit Max Webers idealtypischem Bürokratie-Modell (auf gleicher Ebene) konkurrieren, um dann, unvermittelt empirisch gewendet (21), eine komplementäre »zweite ... Realitätsschicht« (25) gegenüber der formalen Organisationsstruktur zur Geltung bringen zu können. Ähnlich schwammig bleibt der anschließend unternommene Versuch, »drei verschiedenartige Rationalitäten« (29ff.) zu unterscheiden, (a) eine wissenschaftlich-technische, (b) eine wirtschaftliche und (c) eine organisatorisch-bürokratische. Nun ist sicher nicht der Versuch einer solchen Differenzierung strafbar; sträflich belanglos ist nur die völlige Beliebigkeit, mit der der Differenzierungsversuch vorgetragen wird. Einmal ist »Rationalität« ein »Prinzip«, dann wieder eine »Denkweise«, dann wieder das empirische Resultat spezifischer Sozialisationsprozesse. Bemerkenswert schließlich auch, daß das, was zunächst als »wissenschaftlich-technische Rationalität« eingeführt wird, bei den groben Erläuterungsversuchen unversehens zur bloß »technischen Rationalität« reduziert wird; die Möglichkeit einer systematischen Differenz (vgl. Skolimowski) zwischen technischer und wissenschaftlicher Rationalität kann nicht einmal mehr gedacht werden. Den Autoren scheint gar nicht aufgefallen zu sein, daß sie mit ihrem Gegenstand »industrielle Forschung und Entwicklung« einen Bereich von »Industriearbeit« vor Augen haben, der

vor Augen haben, der zugleich (wenn auch nur partiell) nach wie vor *als Wissenschaft* definiert ist. Wissenschaftssoziologische oder wissenschaftstheoretische Reflexion aber findet nicht statt. (Es ist ein bißchen so, als ob ein Hautarzt sich über die Netzhaut des Auges hermachen würde, ohne dessen optische Funktionen überhaupt zu kennen.)

Eine weitere Relativierung des wissenschaftlichen Charakters dieser Arbeit ergibt sich aus der (oben aufgebrochenen) Anonymisierung des Untersuchungsgegenstandes (die den Autoren mit einiger Sicherheit zur Auflage gemacht worden ist). Bereits der Versuch der Anonymisierung vermittelt einen falschen Eindruck von »Industrieforschung«, da er das Ausmaß der Konzentration in diesem Bereich herunterspielt. Zugleich muß ein ganzer Bereich von Literatur, auf den die Autoren sich gestützt haben oder doch hätten stützen können, unerwähnt bleiben. Z.B. gibt es für die »Labor GmbH« eine ganze Reihe von Firmenbroschüren (»Research at Philips«, »Philips GmbH: Forschungslaboratorium Hamburg« usw.) wie auch einschlägige wissenschaftssoziologische Untersuchungen (Leydesdorff u.a.: Philips en de Wetenschap), deren Informationen und Darstellungen sich z.T. im 3. Kapitel so wiederfinden, als seien sie das Ergebnis eigener Materialerhebungen.

Lothar Hack (Frankfurt/M.)

**Stamm, Thomas: Zwischen Staat und Selbstverwaltung.** Die deutsche Forschung im Wiederaufbau 1945-1965. Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1981 (351 S., br., 38,-DM)

Ob die Konturen der unmittelbaren Nachkriegszeit in dem Maße klarer rekonstruiert werden, in dem die einschlägigen Archive zugänglich werden, bleibt abzuwarten. Zu den zeitgeschichtlichen Spezialstudien, deren Zahl rasch anwächst, gehört auch Stamms Untersuchung der institutionalisierten Forschungsförderung. Während das Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) und die Protokolle der Westdeutschen Rektorenkonferenz (WRK) für die Zeit von 1945 bis 1949 eingesehen werden konnten, wurden die Zugangsmöglichkeiten für die Staatsarchive der Landesregierungen von Bayern bzw. Nordrhein-Westfalen sowie für die Unterlagen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) sehr viel großzügiger gehandhabt, so daß auf ihrer Grundlage die Darstellung bis in die frühen sechziger Jahre fortgeführt werden konnte. Stamms Untersuchung stützt sich außerdem auf die (wenigen) einschlägigen politischen bzw. wissenschaftssoziologischen Untersuchungen (Cartellieri; Hirsch, Prüß; Schelsky etc.), die Biographien und Autobiographien beteiligter Akteure, eine Vielzahl von Zeitschriftenaufsätzen und Zeitungsartikeln sowie sieben Interviews (Carlo Schmid, Butenandt u.a.), von deren Ergebnissen in der Darstellung allerdings kaum etwas zu spüren ist.

Stamms Arbeit will »historisch-genetische Ereignisabläufe klarlegen, Daten sichern und eine Materiallücke schließen. Sie möchte eine verlässliche Orientierung über die Entwicklung institutionalisierter Forschungsförderung im Kontext von Staat und Gesellschaft während eines längeren Zeitraumes — 1945 bis 1965 — ermöglichen. In der zeitgeschichtlichen Literatur hat die Forschung, trotz ihrer überragenden Bedeutung für das moderne Leben, noch wenig Beachtung gefunden. Der Verfasser ist davon überzeugt, daß bei dem Versuch, die Anfangsjahre der Bundesrepublik zu verstehen, der Bereich von Wissenschaft und Forschung besondere Aufmerksamkeit verdient.« (11)

Der Ertrag dieser Konzeption läßt sich an drei Beispielen belegen. In dem Abschnitt über den »Wiederaufbau überregionaler Einrichtungen« (85ff.) werden detailliert die Bemühungen um die Erhaltung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (KWG) berichtet, die schließlich dann doch, im Februar 1948, zur (Neu-)Gründung der MPG führten. Zu diesen Bemühungen gehörte ein Brief Otto Hahns, der Anfang 1946 Max Planck an der Spitze der KWG abgelöst hatte, an einen Wissenschaftsberater der britischen Regierung. »In diesem Schreiben ... hob Hahn hervor, daß es 1923 gelungen sei, mit dem Hinweis auf den Namen der Gesellschaft als internationales Qualitätszeichen die damals

tonangebenden Sozialdemokraten davon zu überzeugen, daß der Bezug zum Kaiserreich beibehalten werden müsse. Nun dürfe nach allen Bemühungen, die KWG durch die Naziherrschaft zu retten, der Kontrollrat ihm, Hahn, nicht in den Rücken fallen. Hahn verzieht sich dabei zu folgender scharfen Formulierung: »If you shatter this small rest of German authority abroad, then every belief in the help of the western democracies will fail.« (91/2; Archiv MPG) Auch die hier dokumentierte atemberaubende politische Inkompetenz kennzeichnet den Autoritätsanspruch »der Wissenschaft«.

Stamm belegt auf knapp 25 Seiten (195ff.) durch genaue Kontrolle der Chronologie, was alles vor dem ominösen »Sputnik-Schock« stattgefunden hat: von G. Hess' Artikel »Ein langfristiger Plan für die Wissenschaft« (FAZ vom 5.7.1956) über die Gründung des »Gesprächskreises Wissenschaft und Wirtschaft« bis hin zum Gespräch von Balke und Coing mit (u.a.) dem Forschungsleiter der *Siemens* AG, Goeschel, in dessen Münchener Arbeitszimmer, bei dem es auch um eine finanzielle Entlastung der Industrieforschung ging. F.J. Strauss' Formulierung vom »kalten Krieg der Hörsäle« (198) benennt die Pointe dieser planvollen Anstrengungen — und das in einer Zeit, als jeder, der Ausdrücke wie »Wirtschaftsplanung« oder »Sozialisierung der Schwerindustrie« auch nur fragend zu verwenden versuchte, als Stalinist oder »Handlanger Moskaus« belangt wurde.

Die akribische Darstellung gibt dem Text insgesamt eine deskriptive Offenheit, die es ermöglicht, nach anders gelagerten Fragestellungen den vorgelegten Verweisungszusammenhängen nachzugehen, etwa den zahlreichen Hinweisen auf spezielle Interessen »der Wirtschaft« bzw. »der Industrie« resp. ihrer Vertreter; deutlich wird die Schlüsselstellung Mertons (Metallgesellschaft) Ende der vierziger Jahre (17f.), die Bedeutung von Wurster, Winnacker und Menne (Hoechst) in ganz verschiedenen Zusammenhängen (165ff, 168, 220 etc.); skizziert werden die besonderen Interessen-Konstellationen in der »Physikalischen Studiengesellschaft« (161ff., 170) und bei der Gründung des Kernforschungszentrums in Karlsruhe (175f.).

Versucht man aber, diese Verweisungszusammenhänge zu bündeln und mit der *allgemeinen Themenstellung* zu verknüpfen, die im Doppel-Titel — »Die deutsche Forschung« »zwischen Staat und Selbstverwaltung« — ausgewiesen wird, dann werden einige wesentliche Defizite dieser Arbeit unübersehbar.

Sieht man sich die Verweise auf die Mitarbeit »der Industrie(-Repräsentanten)« im Rahmen des Aufbaus der Forschungs-Organisationen der BRD genauer an, so zeigt sich, daß sie alle auf der »einfluß-theoretischen« Ebene der kritischen Politologie steckenbleiben. Industrie-Forschung — die immerhin etwa die Hälfte der Ressourcen »der deutschen Forschung« umfaßt — ist nicht berücksichtigt. Das belastet den Versuch, die Forschungs-Organisationen und die Institutionalisierung von Forschungsförderung in einem Spannungsfeld zu bestimmen, das durch die Pole »Staat« und »Selbstverwaltung« definiert wird. In der Materialdarstellung differenzierter als in diesem Strukturierungsversuch, nimmt Stamm immer wieder das Motiv auf von staatlicher Zentralisierung (nationalsozialistischer Staat im Hintergrund; Versuche der Ausweitung bundesstaatlicher Kompetenzen seit Mitte der fünfziger Jahre andererseits) versus föderalistischer Dezentralisierung bzw. Dezentralisierungsaufgaben der Besatzungsmächte. Daneben belegt er ausführlich die Auseinandersetzung zwischen Bund und Ländern um Anteile am Steueraufkommen und Kompetenzen (gerade auf den Gebieten Kultur/Wissenschaft). D.h. die — in dem vorgebliehen Pol »Staat« zusammengezogene — Bestimmung der *politischen* Organisation wäre selbst in dem Spannungsverhältnis von »demokratisch zu legitimierender Zentralinstanz« versus »Selbstverwaltung«, bis hin zu den Anklängen von Räte-Konzepten, zu thematisieren. Entsprechend wäre mit dem Konzept der »Selbstverwaltung (der Forschung)« zu verfahren. Auch wenn die seit Ende der sechziger Jahre teilweise sehr heftig vorgetragene Kritik an der Honoratiorenverfassung

der Selbstverwaltungs-Organisationen (DFG, MPG, WR etc.), an der mangelnden Mitwirkungsmöglichkeit der einfachen Wissenschaftler, an der Institutsstruktur der MPG etc. in der Mitte der siebziger Jahre weitgehend verstummt (worden) ist, ändert das doch nichts daran, daß auch für die »Selbstverwaltung« der Wissenschaft sehr unterschiedliche Organisationsmodelle denkbar sind.

Die von Stamm immer wieder thematisierte »Autonomie der Wissenschaft« würde wohl nicht so konturlos stehenbleiben, wenn man Schritt für Schritt den jeweiligen Autonomie-Anspruch daraufhin untersuchen würde, wogegen er erhoben wurde — und gegen welche »fremden Einflüsse« er *nicht* zur Geltung kommt. So weist Stamm in einer kurzen Passage (155f.) darauf hin, daß die Senatskommission der DFG bis 1955 quasi staatliche Funktionen (auf dem Gebiet der Atomphysik) ausgeübt habe, gegen die damals noch geltenden Kontrollansprüche der Besatzungsmacht z.B. und in Wahrnehmung gemeinsamer Interessen der Industrie. Umgekehrt gab es zwar zunächst Widerstand gegen die Errichtung eines Forschungsministeriums (der Bundesregierung), da man von einer solchen Zentralinstanz eine Einschränkung der Autonomie befürchtete; unter dem Eindruck der enormen Forschungsmittel wurde dieses Thema dann aber auch wieder ad acta gelegt. Angesichts der »Konzentration der Kräfte«, die seit Ende der siebziger Jahre zu einer immer engeren Verknüpfung der Forschungskapazitäten der Universitäten, der staatlichen Großforschungseinrichtungen und MPis sowie der industriellen Forschungs-Einrichtungen geführt hat, wofür in jüngster Zeit auch entsprechende *neue Organisationsstrukturen* — für die Bereiche der Mikroelektronik und der Gentechnologie (Berlin, Köln, Heidelberg, München) — entwickelt worden sind, stellt sich dieses Problem der »Autonomie der Wissenschaft« noch einmal in veränderter Form.

Nicht haltbar ist Stamms Anspruch, mit dem Zeitraum (bis 1965), den er untersucht habe, seien die grundlegenden Neuerungen abgedeckt, die es in der BRD auf dem Gebiet der institutionellen Forschungsförderung nach 1945 gegeben habe. Man mag sich darüber streiten, ob das Konzept der ersten Forschungsminister der SPD (Ehmcke, Matthöfer), Forschungspolitik als Teil einer zumindest versuchten Investitionspolitik zu definieren, nicht schon lange gescheitert war, bevor es von Hauff und v. Bülow auch programmatisch abgehalft wurde. Der sich seither vollziehende Übergang zu einer immer stärker indirekten Forschungsförderung (via Steuererleichterung), die als reine Subventionierung verstanden werden kann, ist jedenfalls eine »Neuerung«, wenn man die Industrieforschung nicht per definitionem ausklammert.

Alle diese (Kritik-)Punkte haben wiederum einen gemeinsamen Fokus: die direkte Inanspruchnahme »der deutschen Forschung« für die verschärfte Weltmarktkonkurrenz im Rahmen der derzeitigen »dritten Phase der industriellen Revolution«.

Lothar Hack (Frankfurt/M.)

## Geschichte

**Bouvier, Beatrix W.: Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung.** Die Rezeption des revolutionären Frankreich in der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung von den 1830er Jahren bis 1905. Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1982 (420 S., Ln., 78,- DM)

Untersuchungen zu Rezeptionsvorgängen sind innerhalb der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung noch weitgehend Neuland, demzufolge Fragen der Methode und der Forschungsperspektive noch kaum ansatzweise geklärt. Wer bei der vorliegenden Arbeit zunächst eine Diskussion derartiger Fragen erwartet, wird enttäuscht: Bouvier möchte ihre Arbeit als einen »ideologiegeschichtlichen Beitrag« verstanden wissen, der »nicht vorwiegend Theoriebildung, sondern Rezeption und Vermittlung auf einer breiteren

Ebene zum Thema hat« (31). Dabei »geht es nicht um die jeweiligen historischen Ereignisse selbst, sondern um Art und Weise, in der die revolutionären Ereignisse unmittelbar und im Lichte späterer Erfahrungen aufgenommen, verarbeitet und weitervermittelt worden sind.« (30)

Dies sind in der 20seitigen Einleitung die einzigen Sätze, mit denen die der Untersuchung zugrundeliegenden Fragestellung erläutert wird. Ansonsten äußert sich Bouvier hier zwar noch über verschiedene Dinge wie Revolutionstheorien oder die Historiographie der Französischen Revolution; die Relevanz dieser Äußerungen für das zu behandelnde Thema bleibt dabei aber unklar, und auch im gesamten weiteren Verlauf des Textes wird nirgends mehr auf sie zurückgegriffen. Wichtig ist allerdings die von Bouvier vorgenommene Schwerpunktsetzung: »Wenn hier von Arbeiterbewegung die Rede ist, so wird damit in erster Linie die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich konstituierende und die organisierte Form der Partei angesprochen.« (30)

Leser, die sich etwa vornehmlich für die Arbeiterbewegung des Vormärz oder die Revolution von 1848 interessieren, sollten sich diesen Hinweis sehr zu Herzen nehmen und sich keinesfalls davon täuschen lassen, daß Bouvier mit den ersten zwei Kapiteln fast ein Viertel des gesamten Textes dieser Periode widmet. Denn die hierbei gewonnenen Erkenntnisse lohnen die Lektüre nicht.

Überhaupt zeichnet sich die Arbeit durch eine beachtliche methodische Unschärfe aus. Wenn sich Bouvier z.B. im 3. Kapitel mit den Schriften von Marx, Engels und Lassalle über die französischen Revolutionen beschäftigt und damit immerhin von ihrem ansonsten streng chronologischen Gliederungsprinzip abweicht, so wird diese Vorgehensweise an keiner Stelle begründet, und auch sonst hält Bouvier es nirgends für nötig, ihr Gliederungsprinzip und ihre Vorgehensweise zu erläutern. So untersucht sie etwa im 7. Kapitel (Sozialdemokratie nach dem Sozialistengesetz), »in welcher Weise die Agitation in der Presse auf zentraler, regionaler und lokaler Ebene erfolgte.« (351ff.) Welchen Zweck sie damit verfolgt und wodurch sie zu dieser Aufteilung »zentral/regional/lokal« veranlaßt wurde, bleibt ihr Geheimnis.

Trotz dieser Unklarheiten wird die Untersuchung aber in der zweiten Hälfte zunehmend interessanter. Das mag zum Teil daran liegen, daß man sich als Leser nun allmählich mit den methodischen Unzulänglichkeiten abgefunden hat. Vor allem ist es aber auf die viel bessere Quellenkenntnis zurückzuführen, die Bouvier in der zweiten Hälfte ihrer Arbeit zeigt. Insbesondere die Untersuchung der Bedeutung der Pariser Kommune für die deutsche Arbeiterbewegung im 5. Kapitel und das bereits erwähnte 7. Kapitel sind ausgesprochen interessant, da Bouvier mit der Untersuchung der sich wandelnden Funktion revolutionärer Gedenktage ein neues, originelles Forschungsfeld betritt. Eindrucksvoll ist die Darstellung der sich stetig verändernden Ausgestaltung des 18. März als revolutionärem Gedenktag im Verlauf der 90er Jahre: Die Erinnerung an die Kommune (18. März 1871) tritt hier zunehmend in den Hintergrund, während man sich stärker auf die eigene nationale Tradition (18. März 1848) beruft (351ff.; 389). Bedauerlich finde ich, daß Bouvier dieses Verhältnis Internationalismus/Nationalismus in keiner Weise theoretisch erörtert. Zwar ist es völlig legitim, die Quellen lediglich ausführlich zu referieren und auf eine Interpretation weitgehend zu verzichten. Es wäre aber fairer gewesen, die Leser von vornherein darauf vorzubereiten.

Bouvierts Quellenkenntnis scheint keineswegs hinreichend, um der gesamten Zeitspanne von 1830 bis 1905 wirklich gerecht zu werden. Auch der Hinweis auf die nicht angestrebte Vollständigkeit (30) reicht da als Entschuldigung nicht aus. In der jetzigen Form erscheint die Behandlung des Zeitraums 1830-1871 (fast die gesamte erste Hälfte des Buches) als notgedrungen mitgeschleppter Ballast; hierin sind keinerlei neuartige Erkenntnisse, Argumentations- oder Sichtweisen enthalten, die eine derartig breit angelegte Darstellung rechtfertigen könnten. Wenn ohnehin keine Vollständigkeit angestrebt war, hät-

te Bouvier auf diesen Teil verzichten oder ihn erheblich gekürzt als Einleitung zu einer Untersuchung »Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung 1871-1905« verwenden können. Ihre Arbeit hätte dadurch viel Text und wenig Inhalt verloren und an Qualität nur gewonnen.

Hans-Arthur Marsiske (Hamburg)

**Büsch, Otto, und Walter Grab (Hrsg.): Die Demokratische Bewegung in Mitteleuropa im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert.** Ein Tagungsbericht. Colloquium Verlag, Berlin 1980 (460 S., Ln., 138,- DM)

Wer sich für die deutschen Jakobiner und deren Traditionslinien während der Zeit von der französischen Revolution bis zur Revolution von 1848/49 interessiert, kommt bei diesem Buch voll auf seine Kosten. Es sind hierin die Referate und Diskussionen einer Tagung zusammengefaßt, die vom 19.-21. Mai 1977 in Berlin stattfand und dem Ziel galt, »von der Bestimmung des Jakobinerbegriffs und der Methodik moderner Jakobinismusforschung bis zur Erörterung des Problems der historischen Kontinuität von Jakobinismus und radikaldemokratischer Bewegung in Mitteleuropa einen Beitrag zur Frage nach den umstrittenen demokratischen Traditionen im deutsch-mitteleuropäischen Raum zu leisten.« (V; vgl. den Tagungsbericht im *Argument* 106) Diesem Thema näherte man sich in sechs Arbeitssitzungen, die jeweils einer besonderen Fragestellung galten. Die durchweg kurz gehaltenen Referate (ca. 10-20 S.) wurden für die Druckfassung von den Autoren überarbeitet und mit Anmerkungen und Literaturhinweisen versehen. Die auf Tonband protokollierten Diskussionen werden für jede Arbeitssitzung in zusammengefaßter Form wiedergegeben und tragen zur Vertiefung bei.

Die Beiträge haben größtenteils »Werkstattcharakter«, indem sie etwa — wie beispielsweise der Beitrag von Thomas Michael Mayer über Georg Büchner und die Volksbewegung in Hessen 1830-1835 — von noch laufenden Projekten berichten. Sie richten sich dadurch an ein vergleichsweise kleines (Fach-)Publikum, bieten diesem aber um so mehr interessante Anregungen.

Eröffnet und beschlossen wird der Band jeweils mit Referaten von Walter Grab, der in der ersten Arbeitssitzung die Probleme einer Definition des mitteleuropäischen Jakobinismus aufrollt. Die hier von ihm angesprochenen Aspekte tauchen in den folgenden Arbeitssitzungen wiederholt auf, Definitionsprobleme entpuppen sich als Forschungsprobleme (z.B. Unterscheidung Liberalismus/Demokratismus, Verhältnis der deutschen zu den französischen Jakobinern, Verhältnis zu den Volksmassen). In der sechsten Arbeitssitzung versucht er dann, die Ergebnisse der Tagung zusammenzufassen, indem er am Beispiel der Haltung zur nationalen Frage die Kontinuität und Diskontinuität der demokratischen Bestrebungen zwischen 1792 und 1848 untersucht.

Anstatt mühsam die Themen der zahlreichen Beiträge aufzuzählen, kann ich umgekehrt feststellen, daß ich keinen für das Tagungsthema wichtigen Aspekt vermißt habe, und stellvertretend für alle anderen nur kurz auf die Referate zur vierten Arbeitssitzung über »Literarische und philosophische Aspekte der Jakobinerforschung« eingehen. Diese Beiträge haben mir am besten gefallen, da hier am klarsten auf präzise formulierte Thesen hin argumentiert wird.

So entwickelt *Inge Stephan*, ausgehend vom Zusammenhang zwischen literarischer und politischer Praxis der Jakobiner, die sich nur in verstreuten Äußerungen andeutende jakobinische Literaturtheorie; daran anknüpfend, schildert sie die literarische Praxis der Jakobiner anhand einiger Beispiele. Ähnlich ist die Themenstellung im Referat von *Schmidt* über die »Rhetorik der Cisrhenanen«. Dieser versucht, sich seinem Thema über kommunikationstheoretische Überlegungen zu nähern. *Grandjonc* untersucht in seinem Beitrag Goethes Verarbeitung der demokratischen Bestrebungen seiner Zeit in »Wilhelm Meister«, den er als »Vergesellschaftungsroman« verstanden wissen möchte. Sehr interessant sind die beiden Beiträge zur antirevolutionären Literatur von *Jäger* und *Scherpe*.

Während Jäger Kategorien entwickelt, mit deren Hilfe die antirevolutionären Dramen typologisiert werden können, untersucht Scherpe speziell die konterrevolutionäre Agitationsliteratur im Umkreis der Mainzer Republik von 1792/93. Der Gegenwartsbezug ist bei beiden Beiträgen unverkennbar; die Methoden konterrevolutionärer und fortschrittsfeindlicher Literatur scheinen sich bis heute kaum verändert zu haben. Schließlich stellt *Garber* mit Johann Adam Bergk den wohl radikalsten zeitgenössischen demokratischen Kant-Kritiker vor. Anhand einer Gegenüberstellung der rechtsphilosophischen Systeme Kants und Bergks will er »die prinzipielle Differenz, aber auch die partielle Identität von naturrechtlichem Liberalismus und Demokratismus ('Jakobinismus')« (252) aufweisen.

Mit der Hervorhebung dieser Beiträge soll jedoch keine Abwertung der übrigen verbunden sein. Vielmehr bieten auch diese eine Fülle von Anregungen, Hinweisen und diskussionswürdigen Thesen.

Hans-Arthur Marsiske (Hamburg)

**Ruckhäberle, Hans-Joachim (Hrsg.): Bildung und Organisation in den deutschen Handwerks- und Arbeitervereinen in der Schweiz.** Texte und Dokumente zur Kultur der deutschen Handwerker und Arbeiter 1834-1845. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1983 (558 S., br., 166,- DM)

Bei dem Versuch, »Frühproletarisches Bewußtsein« zu bestimmen, notiert Hans-Jürgen Ruckhäberle in seinem gleichnamigen Aufsatz, der 1981 als Beitrag zum Argument-Sonderband »Entstehung der Arbeiterbewegung« erschien, komme es zunächst darauf an, »die zutiefst theoretische wissenschaftslogische Frage« zu klären, wie Wirklichkeit zu erfassen sei, und danach erst »neue Quellen und Materialien zu erschließen«.

Im Vorwort zu der Textsammlung »Bildung und Organisation ...« stellt Ruckhäberle diesen Anspruch mit dem Hinweis auf eine geplante umfassendere Studie einstweilen zurück. Seine sorgfältig recherchierte und mit konzisen Erläuterungen versehene Edition von Flugschriften, Statuten, Reden und Bibliotheksverzeichnissen deutscher Vereine in der Schweiz aus der Phase 1833 bis 1848 »strebt einen historisch konkreten Beitrag zur Auflösung divergierender Überlegungen zur Kultur der Unterschichten an, indem sie detailliert eine Entwicklungsphase der Bewußtseinsbildung und Organisation der frühen Arbeiterschaft dokumentiert« (IXf.).

Immer noch erhebliche Wissenslücken bestehen nämlich laut Ruckhäberle in der Debatte um Ziele, Aufbau und geschichtliche Bedeutung der frühen Arbeiterverbindungen, gerade was die Situation in der Schweiz angehe. Tatsächlich scheint die einschlägige Forschung mitunter in ihrer Theoriebildung weiter fortgeschritten zu sein als im Quellenstudium. Ob sich allerdings durch den Rückgriff auf eine möglichst breite Materialbasis — darunter Entlegene wie eine französische Übersetzung aus Weitlings »Evangelium« (280-312) — vorhandene Divergenzen beilegen lassen, muß bezweifelt werden. Denn zum einen sind die vorgestellten Schriften wenigstens unter Fachleuten meist schon bekannt, wie die Auszüge im Anhang zu Antje Gerlachs Untersuchung »Deutsche Literatur im Schweizer Exil« (1975) zeigen. An mangelnden Detailkenntnissen dürfte es daher nicht liegen, wenn Gerlach und Ruckhäberle unterschiedliche Auffassungen vertreten.

Zum ändern weicht auch der Autor selbst von seinem Vorsatz wieder ab. »Für die unterschiedlichen Formen von 'Bildung' gilt«, resümiert er in der Einleitung (35), »daß alle diese Versuche zur Ausbildung einer eigenen 'Kultur', einer 'proletarischen' Identität, durchdrungen bleiben von der gesamtgesellschaftlich vorherrschenden Sprache, Kultur und Ideologie. Die Texte belegen die Schwierigkeit, eigene Sprach- und Diskursformen zu entwickeln, die sich notgedrungen auf noch nicht existierende Verhältnisse zu beziehen hatten und nur negativ auf bestehende Verhältnisse reagieren konnten.«

Davon verraten die Texte hingegen kaum etwas. Ihre Verfasser, fast ausnahmslos In-

tellectuelle, haben deutlich andere Ambitionen, als gegenkulturelle Sprach- und Diskursformen zu entwickeln. Mazzinis »Junges Europa« tritt 1834 für nationalstaatliche Prinzipien ein (42). Es wirbt unter den Wandergesellen um Anhänger, die, vor allem nach Rückkehr in ihre Heimat, ein »Apostel-Amt« ausüben sollen (44). Im Folgejahr kursiert La Chabeausières »National-Catechismus«, der in den Schlußabschnitten über die Pflichten von »Herren« und »Dienern« belehrt (102). Und noch 1845 entscheidet ein junghegelianisch inspirierter »Republikaner der Zukunft«, die Familie habe zu bestehen »aus dem Mann, dem Weib, den Kindern und Dienstboten« (486). Die Vorkämpfer politischer Ideale reagieren also keineswegs nur negativ auf bestehende Verhältnisse. Meist versuchen sie die Arbeiter zu instrumentalisieren, häufig ganz unverhohlen wie der Freihandelshausierer Hochdörfer (141ff.) oder der Franzosenfresser Joh.Ph. Becker (153ff.).

Lediglich die Vertreter kommunistischer Zirkel (»Bund der Gerechten«) suchen etwa von 1840 an nach eigenen Wegen. »Ihr müßt die Leute bei ihren wirklichen Interessen anpacken, wenn ihr auf sie wirken wollt«, fordert August Becker (277). Seine von Engels zu weiterer Verbreitung empfohlene Broschüre »Was wollen die Kommunisten?« (338-376) liefert als einziges Beispiel der vorliegenden Dokumentation Ansätze zu einer begrifflichen Kritik kapitalistischer Ökonomie. Wenig später fällt aber auch Becker dahinter zurück und macht sich zum Herold des obskuren Erweckungspredigers Kuhlmann, der 1844/45 nicht nur in Lausanne »Die Neue Welt oder das Reich des Geistes auf Erden« ausruft (376-455). Der überraschende Erfolg seiner »Verkündigung« markiert einen von zahlreichen Brüchen der politischen Entwicklung im Durchgangsland Schweiz. Anders als z.B. in Paris (15) kam hier offenbar nur eine begrenzte, vorübergehende Annäherung zwischen Emigranten und Handwerkern zustande, blieben Interessengegensätze bestehen. Sie aufzudecken, wäre vielleicht hilfreicher, als eine widersprüchliche, oft statusorientierte Bildungsbewegung auf das vage Theorem »proletarischer Kultur« zurückzuführen.

Andreas Altenhoff (Marburg)

**Storm, Claus-Dieter: Verfolgt und geächtet. Handwerker zwischen Liberalismus und Kommunismus.** Mit einer Einführung von Dieter Langewiesche. ergebnisse Verlag Focke und Jaffé, Hamburg 1980 (109 S., br., 8,- DM)

Die »ergebnisse« sind eine vierteljährlich erscheinende Hefreihe »für historische Öffentlichkeit«, in der die dankenswerte Möglichkeit besteht, auch Staatsexamensarbeiten — wie hier geschehen — zu publizieren. Storm untersucht die Entwicklung der Auslandsvereine der deutschen Handwerksgelegen in Frankreich, vom Deutschen Preßverein (1832) über die Bünde der Geächteten und Gerechten bis hin zum Bund der Deutschen (1840). Leitende Fragestellung ist dabei, inwieweit der Liberalismus mit der Propagierung politischer und verfassungsmäßig garantierter Freiheitsrechte an der Theoriebildung in den Auslandsvereinen beteiligt gewesen ist. Neben Literatur und gedruckten Quellen werden auch ungedruckte Quellen aus dem Generallandesarchiv in Karlsruhe und dem Geheimen Staatsarchiv in München herangezogen. H.J. Ruckhäberles »Frühproletarische Literatur« (Kronberg 1977) wird zwar als Quellensammlung genannt, die dortige Einleitung über die Entwicklung der frühsozialistischen Bünde in Frankreich jedoch leider nicht in den Argumentationskontext miteinbezogen.

Zu Recht weist Storm darauf hin, daß die Theoriebildung der frühen Arbeiterbewegung in rein geistesgeschichtlicher Fixierung nicht zu rekonstruieren ist: Die politische Radikalisierung der Bünde geht einher mit einer zunehmenden Proletarisierung ihrer Mitglieder. Über Theodor Schuster und Karl Schapper wird mit Wilhelm Weitling als Führer des Bundes der Gerechten der Punkt erreicht, an dem Liberalismus und radikale Demokraten ihren Einfluß auf die Arbeiterbewegung endgültig verloren haben. Der Liberalismus erfährt im politischen Radikalismus des Bundes der Deutschen, der bisher in der Forschung vernachlässigt worden ist, noch einmal eine militant-freiheitliche Ausprä-

gung, die sich allerdings nicht mehr gegenüber dem sozialen Radikalismus im Bund der Gerechten, der Vorläuferorganisation des Bundes der Kommunisten, durchsetzen konnte.

Drei Ergebnisse hebt Storm heraus: 1. Die Radikalisierung innerhalb des deutschen Liberalismus wiederholte sich in der Entwicklung der Auslandsvereine. 2. Die Bemühungen der Liberalen um Einflußnahme auf die handarbeitenden Klassen sind 1840 entgültig gescheitert. 3. Die zunehmende Polarisierung zwischen politischer Freiheit und sozialer Gleichheit hat zu einer kontinuierlichen Differenzierung im Organisationsgefüge der Auslandsvereine geführt.

Langewiesche schlägt in der Einführung den Bogen vom Vormärz über die 1848er Revolution zur Sozialdemokratie. Die von Storm konstatierte Aufspaltung von politischem und sozialem Protest sieht er in der Arbeiterverbrüderung Borns zwischenzeitlich wieder aufgehoben. Der aus der handwerklich-zünftlerischen Vorstellungswelt entsprungene Assoziationsgedanke stellt ein Kontinuitätselement vom Vormärz bis zur Lassalleianischen Arbeiterbewegung dar. War der Assoziations-Gedanke in seinem Beharren auf einer sozialen Umwälzung zunächst revolutionär, so wird er in der II. Internationale vor allem durch den Einfluß der reformistischen Gewerkschaftsbewegung zunehmend zurückgedrängt — wobei den eigentlichen Gründen für diesen ideologischen Wandel in der vorliegenden Publikation nicht nachgegangen wird.

Lothar Knatz (Bremen)

## Soziale Bewegungen und Politik

**Kraushaar, Wolfgang (Hrsg.): Was sollen die Grünen im Parlament?** Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. 1983 (155 S., br., 15,- DM)

Elf Beiträge vor allem aus dem Kreise »skeptischer Sympathisanten« und einiger grüner Mandatsträger sind in diesem kurz vor der Bundestagswahl '83 erschienenen Sammelband zusammengestellt. Durch ihre Konstituierung als Partei und ihre praktisch-parlamentarische Arbeit haben die Grünen die Auseinandersetzung über die Rolle einer oppositionellen Kraft im parlamentarischen System, linker Parlamentarismuskritik zum Trotz, bereits entschieden. Konsens bleibt ein grundsätzlicher Verzicht auf eine Regierungsbeteiligung. Aber schon die Frage, ob es Aufgabe der Grünen sein sollte, Einfluß auf die Regierungspolitik zu nehmen, wirft einen unüberbrückbaren Gegensatz auf zwischen Radikalreformisten — die u.U. gar die Tolerierung einer SPD-Regierung erwägen — und ökologischen Fundamentaloppositionellen. Diese sperren sich gegen jeglichen Kompromiß, selbst wenn dadurch die Chance zur partiellen Durchsetzung grüner Ziele gegeben wäre. Nur eine an ökologischen Prioritäten orientierte Politik öffne die Perspektive für eine grundlegende gesellschaftliche Veränderung. Bündnispolitisch äußern sich die Unterschiede darin, daß die Radikalreformisten kritische Solidarität mit der organisierten Arbeiterbewegung üben, deren Kampf für Humanisierung und Demokratisierung der Arbeit unterstützen und z.T. darüber hinausgehende Forderungen nach räte-demokratischer Kontrolle der Produktion aufstellen. Die fundamentaloppositionelle Seite lehnt eine Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften ab, da diese lediglich ein »Teil des Machtkartells« (Bahro) seien. Ihre Bündnispartner suchen sie bei den Kräften, »die das System nicht oder nicht mehr oder noch nicht integriert«, und bei solchen, »die die Neigung ... zum Aussteigen haben« (Bahro, TAZ v. 3.11.82).

Lediglich der Beitrag *Walter Oswalts*, Abgeordneter im Frankfurter Römer, stammt aus den Reihen der Fundamentalopposition: Da die Institutionen der Herrschaftskultur nicht abschaltbar seien, müsse sich die Strategie der Grünen auf die Achilles-Ferse der Industriegesellschaft konzentrieren, die Veränderung des Bewußtseins (111). Die Aufgabe der grünen Parlamentarier bestehe nun darin, »ökologische Aufklärung« zu betreiben, d.h. »die Industriegesellschaftsideologie durch den Inhalt der ökologischen Aufklä-

zung zu zerstören« (108). Ökologische Betroffenheit — für Oswalt gleichbedeutend mit Politisierung — sei erst dann hergestellt, wenn die Umwelt als Teil des eigenen Körpers, als Teil der Identität begriffen werde (108). Die ständige Ausweitung der Betroffenheit, des *Movens* des angestrebten Emanzipationsprozesses, ermögliche den Einstieg in eine ökologische Gesellschaft, die schon in ihrem Transformationsprozeß einer neuen Logik gehorcht: »In einer Straße des Frankfurter Nordends entsteht eine Bürgerinitiative, die für ... eine autofreie Straße arbeitet. Die Initiative hat Erfolg« (93). Doch wüchsen die Belastungen für die Anwohner anderer Stadtteile, aber auch diese schlossen sich zusammen, und am Ende steht die Forderung nach Abbau aller, auch der wichtigsten Autobahnen. »Wenn die Autobahnen weg sind, dann brauchen wir weder Lastwagen noch Dosentomaten, weil dort, wo die Dosentomaten über den Beton transportiert werden, jetzt im rekultivierten Boden Tomaten wachsen« (94). »Die Logik der fundamentalen Opposition ist so angelegt, daß aus der Verkehrsinitiative eine Friedensinitiative (wird)« (95).

Die praktisch-politische Relevanz dieser Strömung, ihre Attraktivität für Mitglieder und Wähler muß sicherlich in ihrem auf den Gesamtzusammenhang abzielenden Erklärungsanspruch gesucht werden. Aber gerade dies veranlaßt viele Kritiker, die Fundamentalopposition geringschätzig abzutun. Die Kompromißlosigkeit der grünen Parlamentarier sei Ausdruck der Tatsache: »Die Natur macht keine Kompromisse« (191). Die Erkenntnis, »daß Lebensgrundlagen nicht teilbar sind«, sei jener grünen Erkenntnis gleichzusetzen, »daß Ökologie immer Vorrang vor Ökonomie haben muß« (97). Die ökologische Krise heute mache es unumgänglich, den auf Menschenrecht reduzierten Naturrechtsbegriff der Aufklärung durch das zu ersetzen, was er wirklich sei: Natur-Recht (100).

Auch das Prinzip der Basisdemokratie wird aus der Natur begründet: »... der anthropologische Ausgangspunkt jeder Form der Demokratie ... ist die Erkenntnis, daß es der Natur des Menschen entspricht, sich selbst zu bestimmen« (104). Naturrechtskonzeption und Fundamentalopposition gehören untrennbar zusammen. Indem das Naturrecht eine suprahistorische Gültigkeit sogenannter natürlicher Rechte und Werte konstatiert, die die politischen Verhältnisse der Menschen vermeintlich regeln sollen, ist es ideologisch. Wenn für Oswalt angesichts der ökologischen Krise nicht mehr Mensch und natürliche Menschenrechte Fluchtpunkt sind, sondern die sich selbst regulierende Natur — nunmehr »transzendiert sich das Selbstbestimmungsrecht des Menschen zum Selbstbestimmungsrecht der Natur« (100) —, bedeutet dies lediglich eine Ausdehnung dieser ideologischen Form auf die Natur. Nur vordergründig, da er die Ebene der Reproduktion zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen macht, argumentiert er gesellschaftlich. Das Individuum in der Gesellschaft führt ein von seinem natürlichen Wesen entfremdetes Dasein »... die Gesellschaft (erscheint) als ein den Individuen äußerlicher Rahmen, als Beschränkung ihrer ursprünglichen Selbständigkeit« (Marx). Oswalt reproduziert das Konzept des egoistischen Individuums der bürgerlichen Gesellschaft und schneidet durch die Übernahme des naturrechtlichen Ansatzes die Naturaneignung und -pflege durch den Menschen sowie dessen eigene Naturseite von ihren gesellschaftlichen Bedingungen ab. Seine Herangehensweise verleitet ihn dazu, das *rein* ökologische Betroffenheitsprinzip überzubewerten: Zwar lassen sich über ökologische Betroffenheit politische Erfahrungen sammeln, wird dabei aber weiterhin von den gesellschaftlichen Ursachen abstrahiert, können sie auch von unterschiedlichen Interessen artikuliert und verwertet werden. — Trotz der kritischen Anmerkungen zur Fundamentalopposition darf deren Verdienst, maßgeblich an der Erstellung des »ökologischen Zukunftsinvestitionsprogramms« beteiligt gewesen zu sein, nicht unterschlagen werden.

Umfassendere gesellschaftspolitische Orientierungen, die eine hegemoniale Erweiterung der Grünen ins Auge fassen, liegen dem Beitrag *Bergers* und *Kostedes*, beides Mit-

glieder der Bunten Liste Bielefeld, zugrunde. Sie befassen sich mit der Rolle der »Mischsysteme«, »eine Kombination von formellen (staatlich/industriellen) und informellen Steuerungsprinzipien und Tätigkeitsfeldern« (15), die sich momentan im grün-alternativen Spektrum in der Experimentierphase befinden. Der formelle Sektor beruht auf abhängiger Erwerbsarbeit (»professionelle Fremdversorgung«, Huber), der informelle auf Eigenarbeit. Er umfaßt Projekte der alternativen Ökonomie, Eigenarbeit in Haus und Nachbarschaft und folgt dem Prinzip einer selbstverwalteten gemeinschaftlichen Selbstversorgung. Beide Autoren sehen im letzteren einen Versuch zur Umstrukturierung der Arbeitsverhältnisse, der den Einstieg in eine neue Entwicklungslogik der westlichen Industriegesellschaften bedeuten könnte (25). Gleichzeitig verbinden sie damit aber auch die Befürchtung, daß in der wirtschaftlichen Krise eine Doppelwirtschaft entstehen könnte, die zwei Klassen von Menschen produziere: in den formellen Wirtschaftskreislauf Eingeschlossene und Ausgeschlossene (25). Die unterschiedliche gesellschaftliche Anerkennung beider fordere aber gerade zur Kritik heraus, daher gelte es, durch Rekombination informeller und formeller Aktivitäten der Ökonomie die bestehende Abschottung einzureißen. Ein möglicher Ansatzpunkt hierfür wäre die Idee des »temporären Dualismus«, dessen Scheidelinie nicht wirtschaftliche Sektoren oder Bevölkerungsgruppen voneinander abtrennen, sondern durch den Arbeitstag eines jeden Individuums verlief (24). Um langfristig eine balancierte Dualwirtschaft zu erreichen, sei es notwendig, den Gedanken der Arbeitszeitverkürzung mit der Idee informeller Aktivitäten zu verknüpfen (25).

Mit einem Politikkonzept, das den Grünen einen Ansatz böte, der prognostizierten Spaltung entgegenzuwirken, können sie nicht aufwarten. Es läßt sich daraus aber für die Grünen die Dringlichkeit entnehmen, mit der sie in die Debatte um Arbeitslosigkeit und Arbeitszeitverkürzung auch mit den Gewerkschaften einsteigen müßten, wollen sie nicht selbst Opfer der sich abzeichnenden Marginalisierung von Nichtarbeitsbesitzern werden.

Die Schwierigkeit beider innerparteilicher Strömungen, einander näherzukommen, resultiert nicht aus der fundamentaloppositionellen Kompromißlosigkeit in ökologischen Fragen oder aus ihren naturrechtlich begründeten Bedenken am Mehrheitsprinzip (Zweifel hieran haben sogar Eingang in den sozialdemokratischen Diskurs finden können), sondern daraus, daß sie tagespolitische Notwendigkeiten mißachteten und die Fernziele in den Mittelpunkt ihrer Politik stellen. Die Inanspruchnahme eines »Rechts höchster Ordnung« (Mitteis) birgt die Gefahr, sich gegen jede Kritik zu immunisieren und zum alleinigen Besitzer der Wahrheit zu machen. Klaus-Helge Donath (Berlin/West)

**Krockow, Christian Graf von (Hrsg.): Brauchen wir ein neues Parteiensystem?** Fischer Informationen zur Zeit. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1983 (205 S., br., 9,80 DM)

Es galt lange als Garant besonderer politischer Stabilität, das westdeutsche Parteiensystem — wohlgeschnürt durch die Fünfprozentklausel, mit zwei hochgepäppelten, hybriden Prachtbabys der neuen deutschen Demokratie, den beiden großen »Volksparteien«. Dem dritten, magerer geratenen, blieb meist keine andere Aufgabe, als das eine oder andere in den Regierungswagen umzubetten. Dies Familienleben, mit dem »Vater Staat« so rundum zufrieden sein konnte, wurde nur anfangs von rechten, später von linken Zwischenrufen der Parlamentarismuskritik gestört.

Jetzt haben die grün-alternativen Parteien, die sich die Rolle der inzwischen siechen Amme nicht aufbürden lassen wollen, und die Schwierigkeiten der Mehrheitsbeschaffung auch viele aufgesucht, die noch vor Jahren nicht salbungsvoll genug von jener Stabilität und Funktionstüchtigkeit »unseres Parteiensystems« sprechen konnten. Von Krockow hat konservative und liberale, sozialdemokratische und grüne Autoen versammelt — darunter keiner, der nicht von einer Krise des Parteiensystems ausgehen würde.

Vertrackt ist, daß gerade die Vorteile des Parteiensystems mit wenigen »catch-all«-Parteien nun zum Nachteil gereichen. Die neuen Probleme, Naturzerstörung, Massenarbeitslosigkeit, Atomrüstung und Krise der Wohlstandskultur, sind es, die viele mit dem Sonntagsreden-Konsens der etablierten Parteien brechen lassen. Im Prisma zugespitzter sozialer Gegensätze erscheint deutlicher die Integrationsfunktion des Systems zweier Blöcke, die sich gegenseitig in Schach halten und die Kleinen einander zutreiben. *Von Krockow* meint die Titelfrage nicht so voluntaristisch, wie sie klingt: Er weiß wohl, daß die Politiker sich nicht einfach aussuchen können, welches Parteiensystem sie haben wollen. Wenn die in den Parteien verklammerten Klassen in Bewegung geraten — Stichworte: Neustrukturierung des Kapitals; Segmentierung und Dissoziation der Arbeiterklasse; Krise der »neuen Mittelschichten«, die vom Mehrwert zehren, der nun stärker spekulativ oder für die Akkumulation verbraucht wird —, dann zerrt es an den Klammern, und die Blöcke könnten quer aufbrechen.

Dieser Zusammenhang zwischen Klassenstruktur und Parteiensystem bleibt außerhalb der in diesem Bändchen bewußt aufgeworfenen Fragen. Viele Autoren verstehen die Titelfrage spontan im Sinne einer Reform des bestehenden Parteiensystems. *Peter Glotz* und *Rainer Wagner* haben von den Integrationsabenteuern der SPD gegenüber den Grün-Alternativen nichts gelernt und sinnen erneut auf nichts weiter als auf Reintegration in die »Volksparteien«. Sie jammern gar, daß die CDU der SPD diese Aufgabe überlasse (112). Da ist *Bernd Guggenberger* um eine Illusion ärmer und eben realistischer: Er geht von der anzuerkennenden Existenz der ökologischen Partei aus und sinnt auf ihre Integration in das bestehende Parteiensystem. Er verspricht sich von den Grünen eine Vergrößerung der gefährlich geschrumpften »Zumutungskapazität« der etablierten Parteien (99ff.) Den Zahn des imperativen Mandats zieht er ihnen flugs mit einem rhetorischen Schlenker: Wer wolle schon »den ohnehin schon beinahe erdrückenden Einfluß der Parteien in unserem System zu dem von 'Imperatoren' steigern« (101). *Von Krockow* läßt als Grünen sonst nur *Hasenclever* zu Wort kommen, was in diesem Zusammenhang keine besonders gute Idee war. Schließlich ist er für seine Bemühungen bekannt, die Grünen im Rahmen des etablierten Parteiensystems salonfähig zu machen. Es wird kein Zufall sein, daß *Hasenclever* eine Veränderung des Parteiensystems am Schluß seines Artikels nur andeutet, aber nicht ausführt (158).

*Dahrendorf* versteigt sich zu der Behauptung, die Alternativen hätten »innerhalb der politischen Institutionen ... keine Chance«. Sie bestünden nur aus einem »Protest und einer Ahnung, und die beiden Dinge zusammen ergeben noch keine Partei« (141). Interessant ist dagegen sein Vorschlag, wir sollten die Angst vor »Weimar« fallenlassen und zu einem Fünfparteiensystem übergehen, in dem die sozialistischen und rechtspopulistischen Potentiale von einer rot-grünen (à la »Demokraten '66« in den Niederlanden) und einer neoliberalen Partei (à la Reagan/Thatcher/Chirac) aufgefangen werden (142f.). So wäre, bei Reintegration der Grün-Alternativen, das Zwei-Blöcke-System modifiziert erhalten. *Dahrendorf* ist offenbar bereit, dafür den Preis einer entfesselten neuen Rechten in der Bundesrepublik zu zahlen.

*Günter Rohrmoser* sieht mit der ökologischen Krise das ideologische Potential der Aufklärung, Liberalismus wie Sozialismus, und damit jegliche Politik aus Zukunftsplänen als erledigt an und den Weg frei für eine Epoche des Konservatismus. Erhalten und Bewahren gegen Fortschrittsperspektiven, dieser Gegensatz hat, nach Rohrmoser, jenen von Lohnarbeit und Kapital abgelöst (vgl. 63). Hinsichtlich der praktischen Konsequenzen für das Parteiensystem kommt Rohrmoser zu verblüffend ähnlichen Vorschlägen wie *Dahrendorf*. Wir bräuchten eine echt sozialistische Partei links von der SPD, vor allem aber eine wirklich konservative Partei, die sich — ganz im Sinne von Strauß' vierter Partei — aus der Umklammerung durch die sozialstaatliche Vergangenheit ebenso befreit (69) wie vom Stigma des Antimodernismus und des Faschismus (71).

*Hennis* setzt die Parteien in Beziehung zu Staat, Religion, Gesellschaft, zu den »gestaltenden Mächten« (41). Ich kann auch sagen: zu den Klassen und den ideologischen Mächten. Früher seien die Parteien »Schnittpunkt« und »Ausdruck« dieser Mächte gewesen, heute hätten sie sich an ihre Stelle gesetzt (41f.) Damit gehe einher ein Verlust an »politischer Kultur«, die immer »Kultur der Seele« sei — »Empfindungsfähigkeit für Großes und Niedriges, Freiheit und Unfreiheit, Begeisterndes und Verächtliches« (43). Die Totalisierung der Parteienmacht führe dazu, daß jeder Regierungswechsel zu einer Art Neugründung des Staates wird. Der Parteischaden am Staat zieht sich für *Hennis* in Slogans wie »Neubeginn«, »andere Republik«, »Alternative« und auch »Wende« zusammen.

In meinen Worten: Die Parteien haben, am »Schnittpunkt« der ideologischen Mächte und der Klassenverhältnisse, mit deren Umgruppierung zu tun, ohne die gesellschaftliche Veränderung nicht möglich ist. »Grundwert« der Politik, Moral, Religion und Recht sind die konservativen Mächte der herrschenden Ordnung. Als Bausteine der Parteien werden sie, vor allem unter wachsendem Problemdruck, zugleich in den Strudel der Veränderung gerissen und »entheiligt«. *Hennis* schiebt den schwarzen Peter den Parteien zu, sie sollten sich wieder auf ihre »alte Aufgabe« zurückziehen. Aber hatten sie je nur diese Aufgabe? Wie kann eine Partei »Schnittpunkt« der Mächte sein, ohne dabei zum Kampffeld um Moral, Recht usw. zu werden?

Die Parteien reagieren, jenseits von *Hennis'* Illusion, auf andere Weise auf das Problem: mit einem Schub ideologischer Arbeit. Das sieht man auch ganz gut an diesem Bändchen, in dem mehrere Autoren den Parteien empfehlen, ihre Widersprüche durch verstärkte »politisch-programmatische Integration« zu lösen (Guggenberger, 85). Damit sind auch die Grün-Alternativen gemeint. Erfrischend nüchtern dagegen *Jochen Steffens* Katalog von Widersprüchen grün-alternativer Politik, den ich auszugsweise zitiere: »Sie müssen im Machtapparat wirken, ohne ein Stück von ihm zu werden. Sie werden genötigt sein, sich in 'Sachfragen' gegen ihn zu stellen. (...) Sie werden genötigt sein, gegen die Verweigerungsmacht des Kapitals aufzustehen. Gemäß ihrer basisdemokratischen Überzeugung werden sie — einerseits — dem Staat Zuständigkeit entziehen wollen, um — andererseits — gemäß ihrer ökologischen Überzeugung seine Befehls- und Kontrollgewalt zu erhöhen.« (187) Dies alles können sie allerdings nur bewältigen, wenn sie sich nicht, wie Steffens Diktion nahelegt, auf den »Machtapparat« fixieren, sondern auf eine großräumige Umgruppierung der Kräfte der Arbeit und der alternativen Kultur hinarbeiten — quer zu den Grenzen von ökologischen und Arbeiterparteien.

Wieland Elferding (Berlin/West)

**Priester, Karin: Hat der Eurokommunismus eine Zukunft?** Perspektiven und Grenzen des Systemwandels in Westeuropa. Verlag C.H. Beck, München 1982 (236 S., br., 36,-DM)

Nach dem Bruch der Linksunion in Frankreich und den Wahlniederlagen der KPI schrieben dieselben Journalisten, die in der Bundesrepublik den Begriff Eurokommunismus popularisierten, über den »Tod« der eurokommunistischen Bewegung. Eine eigene Untersuchung über das Leben dieses Begriffs in der westdeutschen Presse wäre lohnenswert, auch wäre interessant zu erfahren, wie sich dieses »Leben« im Alltagsbewußtsein der Westdeutschen und in den wissenschaftlichen Arbeiten niedergeschlagen hat. Mit diesem Begriff verbanden und verbinden immerhin viele eine Hoffnung: eine über die großen Parteien initiierte und mitorganisierte Verbindung von Sozialismus und Demokratie.

Schon im Titel kündigt die u.a. durch ihre vorzüglichen Darstellungen des italienischen Marxismus (insbesondere Gramsci) bekannte Verfasserin an, daß sie den Eurokommunismus weder als Modeerscheinung begreift, noch zu denjenigen kurzatmigen

Linken gehört, die mal auf dieser, mal auf jener Welle mitreiten. »Den Eurokommunismus für tot zu erklären, zeugt also von mangelndem historischen Gedächtnis, und überdies wird damit die Eigendynamik von Entwicklungsprozessen überschätzt ... Es gilt also den Blick frei zu machen von der relativ kurzen Phase des 'Booms' des Eurokommunismus zwischen 1975 und 1978, von der negativ oder positiv besetzten Erwartungshaltung, als handle es sich um eine *kurzfristig* erfolversprechende Entwicklung innerhalb des Weltkommunismus. Heute können wir mit großer Distanz die These bekräftigen, daß der Eurokommunismus historisch entstanden ist nicht nur aus der spätestens 1956 sich anbahnenden Krise des Weltkommunismus als einer auf ein Zentrum fixierten Bewegung, sondern auch aus einer Krise des Marxismus als geschlossenes theoretisches Paradigma.« (11) Der Eurokommunismus sei aber, so Priester, durch den Funktionswandel der Parteien (Verwandlung von reinen Kampfparteien in potentielle oder faktische Regierungsparteien) selbst in eine »tiefgehende Identitätskrise« (18) geraten. Die »Krise« des Eurokommunismus weist die Autorin in einer Analyse der französischen, italienischen und spanischen KP nach. Die programmatische, sozialstrukturelle und praktisch-politische Entwicklung der Parteien einschließlich ihrer Fraktionen bzw. Linien werden vor dem Hintergrund der sozioökonomischen, sozialstrukturellen und allgemein-politischen Entwicklung der betreffenden Länder dargestellt. Damit hebt sich das Buch positiv von den eher ideengeschichtlich (Spieker) oder politizistisch (W. Leonhardt) orientierten Monographien ab. Es stellt sich allerdings die Frage, ob eine »ganzheitliche« Darstellung, also eine Ökonomie, Politik und Kultur/Lebensweisen integrierende Darstellung nicht besser gewesen wäre. Kulturelle und ideologische Prozesse, wie sie für Italien etwa von Pasolini analysiert wurden, kommen in der Analyse kaum zur Geltung. Breiten Raum erhalten in der flüssig geschriebenen Monographie Einzelaspekte, die das Gesicht der Parteien schlaglichtartig erhellen, so die Geschichte des Gemeinsamen Programms der Linken in Frankreich (1970-78), die Opposition in und um die KPF sowie die Kommunalpolitik der KPI in Bologna. Die »Krise« des Eurokommunismus spiegelt sich in innerparteilichen Auseinandersetzungen, insbesondere in der pluralistischsten der drei genannten, der KPI, wider. »Neben der einst von Amendola, heute von Napolitano vertretenen Linie der Gipfelpolitik zwischen den Parteispitzen steht die 1969 als eigenständige Gruppierung zwar weitgehend zerfallene, aber nach wie vor präzente, von Ingrao vertretene Linie, die eine schärfere Konfrontationen vorsehende Strategie der Klasseinheit von unten propagiert.« (169) Dieser — vielleicht etwas zu vereinfachend skizzierte — Gegensatz führt in der praktischen Politik zu recht unterschiedlichen Perspektiven, was Priester anschaulich am Beispiel der Wohnungsbaupolitik in Bologna belegt. In Bologna wurden von der KPI, die hier regiert, weitreichende Pläne zur Enteignung des Bodens und der Gebäude nahezu der gesamten Altstadt fallengelassen. Statt dessen setzte sich die Amendola-Linie durch, die vor allem durch ihr Interesse an einem Ausgleich von Arbeiterklasse und den Mittelschichten gekennzeichnet ist (die sanierten Häuser der Bologneser Altstadt gehen nach 25 Jahren wieder in den vollständigen Besitz und die Verfügungsmacht der Hauseigentümer über, 183). Einige spanische Kommunisten sehen in dieser Politik (der »Rechten« in den KPen) die eigentliche Originalität und Zukunft des Eurokommunismus (208). Priester ist der Auffassung, daß diese Parteien einen immer ausgeprägteren Volksparteiarakter erhalten, d.h.: Elektoralisierung (Orientierung auf Wahlen) bei gleichzeitiger Eindämmung/Abwertung außerparlamentarischer Aktivitäten und Verbindungen mit den sozialen Bewegungen. Das Dilemma der KPI, das Schwanken zwischen »zwei divergierenden Ansprüchen, der 'Arbeiterzentralität' und der breiten Massenwirkung, dem Hegemoniekonzept und einem gewissen Populismus« (164) wird nach Priester bündnispolitisch immer mehr zugunsten des Mittelstandes aufgelöst. Nach Donolo, den Priester positiv zitiert, wird die Frage systemimmanenter Wandel oder systemüberschreitender Übergang, bürgerlich-kapitalistischer Reformis-

mus oder Arbeiterreformismus, zugunsten des »ersten Weges« entschieden — die KPI sei selbst eine Partei des systemimmanenten Wandels (130/172). An anderer Stelle sieht sie die Entwicklungsperspektiven der Parteien offener. Es gelte für die Parteien, »ein vertretbares Gleichgewicht zu finden zwischen der Funktion als konsensfähige, gesamtgesellschaftlich verantwortungsbewußte, potentielle oder faktische Regierungsparteien und der Funktion einer auf Massenmobilisierung setzenden und die Massenkämpfe vereinheitlichenden Kampfpartei mit Avantgarde-Anspruch« (221). Die Zukunft des Eurokommunismus selbst kann in der Auffassung Priesters nur in der Aufhebung der historischen Spaltung der Arbeiterbewegung liegen (15), die vor allem durch den Wandel der Sozialstruktur und die parallel verlaufende programmatische Aufeinanderzuentwicklung von kommunistischen und sozialistischen Parteien begünstigt wird (224). Trotz einzelner Ungereimtheiten, z.B. in der Bestimmung des Begriffs »Eurokommunismus« (12, 14, 88, 101: welche Bedeutung hat die Abkehr vom russischen Modell?) und Ungenauigkeiten (die »Südfrage« Gramscis, m.W. erst nach 1945 veröffentlicht, 131), kann ich das Buch jedem empfehlen, der sich einen Überblick über die Entwicklung der drei Parteien seit 1945 verschaffen möchte.

Ulrich Schreiber (Celle/Hamburg)

**Willms, Bernard: Die deutsche Nation.** Theorie — Lage — Zukunft. Hohenheim-Verlag, Köln-Lövenich 1982 (324 S., Ln., 38,- DM)

Was die im Titel angekündigte »Theorie« der Nation angeht, so ist sie nichts als ein neuer Aufguß vertrauter Argumentationen. Zum Teil nach Hobbes, vor allem nach Carl Schmitt, soll die Nation eindeutig auf den Staat bezogen (sie ist dessen Verwirklichung im Raum) und vom Staat aus zu denken sein, soll zum Imperativ für alle politische Theorie gemacht werden. Das Hauptstück des Buches ist der Revision von Jalta gewidmet. Es geht um den Versuch einer Neuorientierung der Deutschlandpolitik von rechts.

Von Jalta her rührt nicht nur die Trennung Deutschlands, sondern auch das Diktat der Gesellschaftssysteme, »westlicher Liberalismus« hier und »realer Sozialismus« dort. Die Deutschen durften nach der Niederlage »als Deutsche nur noch existieren, sofern sie nicht in erster Linie Deutsche, sondern entweder Kommunisten oder Demokraten waren.« (271) Waren Demokratie und Sozialismus den Deutschen nach 1945 von den Siegermächten aufgezwungen, so wurden die Gesellschaftssysteme von BRD und DDR fortan gehalten von einer Politik der »Vermoralisierung im Sinne eines Schuldigsprechens der Deutschen als Deutsche« (131), der hier wie dort die herrschende Geschichtsschreibung folgte. Nationale Identität, das Selbstbewußtsein der Deutschen als Deutsche wurde unmöglich gemacht. Willms' erstes Wort heißt also: Nationalbewußtsein schaffen durch eine revidierte Geschichtsschreibung, die als Maßstab an die deutsche Geschichte nicht die Verwirklichung der Demokratie, sondern die der Nation anlegt. Den plakativen Thesen folgt eine Kostprobe revidierter Geschichtsschreibung, die nicht nur mit dem Theorem des aggressiven Deutschen, sondern unter der Hand gleich auch mit allen wissenschaftlichen Ansprüchen an Geschichtsschreibung aufräumt. Auf die Versicherung, daß »... nachweislich eine Vielzahl von Originaldokumenten nicht zugänglich gemacht werden« (134), folgen 70 Seiten Erklärung der deutschen Geschichte seit den Befreiungskämpfen, deren Quellenangabe sich, neben einem Verweis auf Hellmut Diwalds »Geschichte der Deutschen«, auf ein paar erbauliche Zitate Arndts und Fichtes beschränkt. (Das gesamte Buch kommt ohne Anmerkung aus.)

Im dritten Teil des Buches, der unter der Überschrift »Die Zukunft der Nation« Leitlinien einer zur Entspannungspolitik konkurrenzfähigen Ost- und Deutschlandpolitik umreißen soll, knüpft Willms an sein Konzept der »Politischen Koexistenz« an (vgl. dazu die Rezension des gleichnamigen Buchs in *Argument* 139). Der Begriff ist als Konkurrenzbegriff zur »friedlichen Koexistenz« gebildet, der leitenden Doktrin der Sowjetunion für Politik zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung. Gegen die

erpressbare »Entspannung«, die zudem zur harmlosen Nachbarschaftspolitik verkommen sei, schlägt »Politische Koexistenz« ein Freund-Feind-Denken vor, das aber zur notwendigen Anerkennung der Realitäten (notwendig aufgrund des atomaren Patts) und zur Kooperation überall da bereit sei, wo sie beiderseitigen Interessen entspricht. Das Problem dieses Freund-Feind-Schemas, das sich mit dem Ost-West-Gegensatz spiegelbildlich deckt, liegt auf der Hand: Gehört die DDR zum Feind der Nation? Willms' Antwort lautet jetzt: »Die DDR ist der Teil der Nation, der dem Feind der Nation ausgeliefert ist.« (289) Unter dem Namen »nationale Koexistenz« entwirft er eine Art Widerspruchsmodell für eine künftige Deutschlandpolitik, die gleichzeitig an Spannungen zwischen DDR und Sowjetunion wie am Gegensatz von SED-Regime und Bevölkerung ansetzen soll. So sind die SED-Funktionäre den Interessen der Sowjetunion verpflichtet, müssen aber gleichzeitig Politik im Namen und für die Bevölkerung betreiben. Da der Spielraum für eine notwendig eigenständige Politik der DDR begrenzt ist vom Ost-West-Gegensatz, wird gerade die Abgrenzung gegen die BRD zum wichtigen Mittel für die Erhaltung von Eigenständigkeit. Willms empfiehlt also zu beachten, »... daß Eigenständigkeit gegenüber der Sowjetunion — als eine mögliche Richtung der Politik, die vom nationalen Standpunkt her begrüßt werden muß — eine stärkere Abgrenzung nach Westen, vornehmlich gegenüber der BRD, zur Folge haben kann und auf absehbare Zeit auch haben muß. Sollten zu irgendeinem Zeitpunkt 'polnische' Verhältnisse für die DDR abzusehen sein, so wird die Politik der nationalen Koexistenz aufs höchste gefordert. Die Nation könnte sich dann im Hochgefühl ihrer liberalistischen Pressefreiheit den größten Schaden zufügen ...« (311f.) (Die Passage ist mit großer Wahrscheinlichkeit vor Dezember 1981 geschrieben und läßt uns leider, was Forderung und möglichen Schaden betrifft, im Unklaren.) — Was den Gegensatz von Bevölkerung und SED angeht, gelte es, alle Möglichkeiten der Ausbildung einer nationalen Opposition in der DDR zu unterstützen. Dazu gehört die Unterstützung von allem, was das Geschichtsbewußtsein in der DDR entwickelt und, unvermeidlich, die SED als von der Sowjetunion abhängiges Regime und die DDR als Zwangssystem, als Festung darzustellen.

Wo liegt nun der Unterschied von Willms' Konzeption zur Entspannungspolitik der SPD? Einmal wohl in der Devise »Mut zur Abgrenzung«, die besser in den wieder verschärften Ost-West-Konflikt paßt. Zugleich aber arbeitet er an einer Politik, die weniger auf die Stabilität der Regierungen Osteuropas angewiesen ist und die Unterstützung nationaler Oppositionen betreiben kann, solange das Konfliktpotential unterhalb der atomaren Schwelle bleibt. Willms' Äußerungen bleiben hier freilich vage.

Das Buch läßt *viele* Fragen offen. Wenn z.B. die DDR der Makel des Konzepts »Politische Koexistenz« war, so sind die USA die Meßlatte, an der die »Nationale Koexistenz« gemessen werden wird. Muß der Kampf gegen die Übernahme der Ideologie der Sieger von 1945 nicht auch als Kritik der Amerikanisierung des kulturellen und politischen Lebens der BRD verstanden werden? Für die Vermutung einer Distanzierung von den USA gibt der Text in der Tat eine Reihe von Belegen. So etwa, wenn Willms überlegt, daß die Verteidigung Europas für die Amerikaner sich als weniger notwendig darstellen könnte. Andererseits wäre es voreilig, die Stärke eines Politikvorschlags umstandslos an seiner inneren Widerspruchsfreiheit zu messen. Willms bietet Übersetzungsmöglichkeiten an, durch die z.B. die Kritik des »westlichen Liberalismus« über die des Sozialstaats sich viel eher an die Adresse von SPD und Gewerkschaften richtet als an die USA. So gesehen, ist sein Vorschlag zunächst einmal offen für eine Formulierung von Interessenkonflikten zwischen den USA und Europa — und der entscheidende Tribut gerade das hartnäckige Schweigen zum NATO-»Doppelbeschuß«. Ein Konzept der Deutschlandpolitik, das Westintegration und »Wiedervereinigung« ähnlich erfolgreich wie die »roll-back«-Strategie der fünfziger Jahre verknüpfen könnte, ist — nach der Entspannungspolitik — vorläufig nicht zu erwarten. Kurt Jacobs (Berlin/West)

## Über die Autoren

A.: = Arbeitsgebiete; V.: = Veröffentlichungen

*Altenhoff, Andreas*, geb. 1954; M.A. (Germanistik/Philosophie).

*Becker, Gela*, geb. 1960; Studium der Psychologie, Behindertenarbeit, Familienhelferin. Mitglied im SFBW.

*Blankenburg, Martin*, geb. 1949; M.A.phil., Übersetzer, Lehrbeauftragter. V.: *Der »thier. Magnetismus« in D.land*, in: Darnton, R., *Der Mesmerismus und das Ende der Aufklärung in Frankreich* (1983); *Taxonomie und Dialektik*, in: Strüning (Hrsg.), *»Unser Philosoph« Joseph Dietzgen* (1980); Aufsätze zu Saint-Simon, in: lendemains. A.: Historische Wissenschafts- und Mentalitätsforschung, politische Ideengeschichte.

*Bogdal, Klaus-Michael*, geb. 1948; Dr.phil., Fachleiter Deutsch in Dortmund, Lehrbeauftragter Uni Essen. V.: *Arbeitsfeld: Materialistische Literaturtheorie* (zus.m. Lindner/Plumpe; 1975); *»Schaurige Bilder« Der Arbeiter im Blick des Bürgers* (1978); *Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas* (1981). A.: Literaturtheorie, Literaturgeschichte, Didaktik.

*Borneman, Ernest*, Prof.Dr.phil., geb. 1915; V.: *Das Patriarchat* (1975); *Die Urszene* (1977); *Lehrbuch der sexuellen Entwicklungspsychologie* (1981). A.: Sexualwissenschaft. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Sexualforschung und der österreichischen Gesellschaft für Sexualforschung.

*Donath, Klaus-Helge*, geb. 1956; Studium der Politikwissenschaft FU Berlin und Essex (GB); A.: Faschismus, Legitimationsprobleme und Neue Soziale Bewegungen. Mitglied der AL Berlin.

*Ellerbrock, Jürgen*, geb. 1949; BAT-Lehrer, arbeitslos, derzeit Studium der Religionswissenschaft und Erwachsenenbildung. V.: *Perry Rhodan* (Mitautor, 1977); *Vom alltäglichen Sprachverständnis* (Mitautor, 1979). A.: Sprachwissenschaft und -didaktik, Medienwissenschaft, Wissenschaftstheorie. Mitglied in der GEW.

*Freudenthal, Gideon*, Dr. phil., geb. 1947; V.: *Atom und Individuum im Zeitalter Newtons* (1982). A.: Philosophie, Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftstheorie.

*Götze, Karl-Heinz*, Dr.phil., geb. 1947; Lektor an der Univ. Nizza; Redakteur des *Argument*. V.: *Grundpositionen der Literaturgeschichtsschreibung im Vormärz* (1980). A.: Gegenwartsliteratur; Literatur des 19. Jh.; Geschichte der Germanistik.

*Hack, Lothar*, Prof.Dr.rer.pol., geb. 1940; Hochschullehrer Uni Frankfurt/M. V.: *Subjektivität im Alltagsleben* (1977), *Leistung und Herrschaft* (zus. mit Borse/Czasny u.a., 1979). A.: Gesellschaftstheorie, Industriesoz., Wissenschaftssoziol.

*Haug, Frigga*, Dr.phil.habil., geb. 1937; wiss. Mitarbeiterin an d. Hochschule f. Wirtschaft u. Politik Hamburg; Hrsg. d. *Argument*, Mitglied der Frauenredaktion. V.: *Argument-Sonderbände zur Automationsforschung* 7, 19, 31, 43, 55, 67 (zus. mit Projekt Automation und Qualifikation, 1975ff.); *Frauenformen*, AS 45 (Hrsg., 1980), AS 90 (Hrsg., 1983). Mitglied in BdWi, ÖTV und SFB Westberlin und Hamburg.

*Hesse, Reinhard*, Dr.phil. Akad.Rat Philosophie. V.: *Geschichtswissenschaft in praktischer Absicht* (1979), *Abermals: Kampf dem Atomtod* (zus. mit W. Dirks, C. Amery u.a., 1982). A.: Sozialphilosophie, Kulturkritik.

*Jäger, Michael*, Dr.phil., geb. 1946; z.Zt. arbeitslos. V.: *Ökonomie und Politik des sozialliberalen Korporatismus*, AS 51 (1980); *Über Macht und Parteien*, AS 91 (1983). Mitglied der GEW.

*Jacobs, Kurt*, geb. 1956; Studium der Germanistik und Philosophie.

*Josek, Martina*, geb. 1959; Studium der Erwachsenenbildung. Mitglied im SFBW.

*Jung, Werner*, geb. 1955; M.A., Doktorand, Wiss. Angestellter. V.: *Wandlungen einer ästhetischen Theorie — Georg Lukács' Werke 1907-1923*. A.: Ästhetische Theorie (bes. im 19. Jh.); Geschichte des Hegelianismus, Mitglied der GEW.

*Keitel, Evelynne*, geb. 1951; Dr.phil., Hochschul-Ass. V.: *Psychopathographien — die Vermittlung psychot. Phänomene durch die Literatur*. A.: Literaturtheorie, Literatur der Gegenwart. Mitglied in Modern Language Ass., NY.

*Knatz, Lothar*, geb. 1953; Studium der Geschichte; arbeitet im Forschungsprojekt »Historische Wissenschaftsforschung« an der Uni Bremen. A.: Geschichte der Arbeiterbewegung; Wissenschaftsgeschichte.

**Knobloch, Clemens**, Dr.phil., geb. 1951; Wiss.Angest. am Institut für deutsche Sprache, Bonner Forschungsstelle. V.: *Orientierung und Koorientierung* (1980). A.: Kommunikationssoziologie; Sozialphilosophie. Mitglied der GEW.

**Kübler, Hans-Dieter**, Dr.rer.soz., geb. 1947; Wiss.Ass. und Privatdozent an der Univ. Münster. V.: *Unterhaltung und Information im Fernsehen* (1975); *Massenmedien im Deutschunterricht* (1981). A.: Kommunikationsforschung; Kulturwissenschaft; Medienwissenschaft und Medienpädagogik. Mitglied in GEW, Kulturpolitische Gesellschaft, DGPuK, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Studienkreis Rundfunk und Geschichte.

**Lang, Ursula**, geb. 1949; Dipl.-Psych., Psychologin im Jugendheim. V.: *Frauenformen*, AS 45 und 90 (Mitautorin, 1980, 1983). A.: Familie. Mitglied in SFBW, ÖTV.

**Marsiske, Hans-Arthur**, geb. 1955; Dipl.Soz., arbeitslos. A.: Vormarxistischer Sozialismus, Anfänge der Arbeiterbewegung. Mitglied in der ÖTV.

**Michels, Hans-Peter**, geb. 1956; Dipl. Psych.; Zivildienstleistender. A.: Kognitive Psychologie, Arbeitspsychologie. Mitglied im BdWi.

**Niehoff, Erika**, geb. 1951; Studium der Soziologie. V.: *Frauengrundstudium*, Argument-Studienheft 44 und 57 (Mitarbeiterin, 1980). A.: Frauenbewegung; Arbeiterbewegung. Mitglied im Sozialistischen Frauenbund Hamburg.

**Peitsch, Helmut**, Dr.phil., geb. 1948; Wiss. Assistent an der FU Berlin. V.: *Grundkurs 18. Jh.* (Mitautor, 1974), *Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein«* (1978). *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland 1945-49*, AS 83 (Mithrsg., 1982). A.: Literaturgeschichte 18. u. 20. Jh.

**Rieß, Rolf**, geb. 1959; Studium der Geschichte. A.: Alltagsgeschichte, marxistische und kritische Theorie, Faschismus. Mitglied in der GEW.

**Rodejohann, Jo**, geb. 1947; Dipl.-Pol., Redakteur der *Militärpolitik Dokumentation*. V.: *Durch Kooperation zum Frieden?* (Mitverf., 1974). A.: Rüstungs- und Abrüstungspolitik. Mitglied in ÖTV und AFK.

**Ruoff, Karen**, geb. 1945; Dozentin an der Stanford University (Berlin Study Center). V.: *Tui oder Weiser? Zur Gestalt des Philosophen bei Brecht* (AS 11; 1976); *Aktualisierung Brechts* (Hrsg., AS 50; 1980); *Politics of Privacy in Literature* (Phil.Diss, 1983).

**Schneider, Norbert**, Prof.Dr.phil., geb. 1945; Hochschullehrer für Kunstgeschichte und ihre Didaktik an der Univ. Münster. V.: *Bürgerliche Revolution und Romantik; Natur u Gesellschaft bei Caspar David Friedrich* (zus.m. B.Hinz u.a.). A.: Ästhetische Theorien des 19. Jh., Kunstgeschichte der Neuzeit.

**Schmidt, Ricarda**, Dr.phil., geb. 1953; Lektorin für Deutsch an der Universität Salford (Großbritannien). V.: *Westdeutsche Frauenliteratur in den 70er Jahren* (1982). A.: Feministische Ästhetik, Jean Rhys.

**Schreiber, Ulrich**, Ing.grad., geb. 1951; Studienreferendar. V.: *Die politische Theorie Antonio Gramscis* (1982). A.: Gramsci, Eurokommunismus, Frühphase der Sowjetunion, Rosa Luxemburg. Mitglied in GEW, BdWi, Volksuni Hamburg.

**Weber, Claudia**, Dr.phil., geb. 1947; Soziologin. V.: *Rationalisierungskonflikte in Betrieben der Druckindustrie* (1982). A.: Industriesoziologie, Geschichte der Frauenarbeit, Japan.

**Wobbe, Theresa**, geb. 1952; Lehrerin. A.: Frauenbewegung, Feminismus. V.: Aufsätze in *Courage*, Feministische Beiträge zu Theorie und Praxis.

**Wulff, Erich** (Pseudonym: *Georg W. Alsheimer*), Dr.med, geb. 1926; Prof. f. Sozialpsychiatrie, Med. Hochschule Hannover. V.: *Vietnamesische Lehrjahre* (1968), *Eine Reise nach Vietnam* (1979), *Psychiatrie und Klassengesellschaft* (1972), *Transkulturelle Psychiatrie* (SH 23, 1979), *Psychiatrie und Herrschaft* (SH 34, 1979). Sprecher des antiimp. Solidaritätskom., Freundschafsges. Vietnam/BRD (Vorstand). Mitglied im BdWi, Dt.Ges.f.soziale Psychiatrie, Weltfriedensrat.

**Ziegler, Jürgen**, Dr.phil., geb. 1941; Wiss. Ass. an der GHS Duisburg. V.: *Kommunikation als paradoxer Mythos* (1977). A.: Linguistischer Zeichenbegriff. Mitglied in GEW.

# **DAS ARGUMENT**

**Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften**

**herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug**

**Inhaltsverzeichnis**

**25. Jahrgang 1983**

**Nr. 137-142**

**Argument-Verlag Berlin 1983**

# DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (Berlin/W), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/W), Heiko Haumann (Freiburg), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin/W), Urs Jaeggi (Berlin/W), Baber Johansen (Berlin/W), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Claudia Gdaniec, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Ursula Blankenburg, Anke Bünz-Elfferding, Dagmar Burgdorf, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Ursula Lang, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Erika Niehoff, Sigrid Pohl, Renate Prinz, Nora Räthzel, Dr. Brita Rang, Petra Sauerwald, Christine Thomas, Dr. Silke Wenk, Heike Wilke

Geschäftsführung: Helga Karl

Redaktion und Verlag: Altensteinstraße 48a, 1 Berlin 33, Tel. 030/8314079

Anzeigen (o.Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Argument-Vertrieb: Tegeler Str. 6, 1 Berlin 65, Tel. 030/4619061

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1983 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 9,- DM. Jahresabo inkl. Versand 63,80 DM; Stud. etc. 50,- DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (11/2zeilig mit Rand) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postscheck Berlin West 5745-108. BfG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldauer Verlagsanstalt. — 1.-7. Tausend November/Dezember 1983. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2.

**Editorials und Verlagsmitteilungen**

Heft\*/Seite

Editorial: Das Jahr der symbolischen Zahlen .....	137/ 1
Verlagsmitteilungen .....	137/ 2
<i>Volker Braun</i> : Der verantwortliche Herausgeber .....	137/ 4
Editorial: Frauen und Kultur .....	138/177
Verlagsmitteilungen .....	138/179
Editorial: Zum vorliegenden Heft .....	139/325
Verlagsmitteilungen .....	139/326
Editorial .....	140/489
Verlagsmitteilungen .....	140/491
Editorial: Feminismus und Politik .....	141/637
Verlagsmitteilungen: Neue Bücher .....	141/639
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Zur deutschen Ausgabe des »Kritischen Wörterbuchs des Marxismus« .....	141/645
Editorial .....	142/787
<i>Karl-Heinz Götzte</i> : »Grenzt die nicht aus, die euch ausgrenzen« — Ergebnisse der Leserbefragung .....	142/791
<i>Margret Lüdemann</i> : Getrennt zusammenschreiben .....	B/ 7

**Aktuelle Analysen**

<i>Helmut Ridder</i> : Die Kleinbürger beschwören das Licht .....	137/ 5
<i>Jost Hermand</i> : Warum uns der Faschismus immer noch angeht .....	137/ 7
<i>Detlev Albers</i> : Für Lucio Lombardo Radice .....	137/ 9
<i>Susanne Petersen</i> : Albert Marius Soboul zum Gedenken .....	138/181
<i>Michael Jäger</i> : Nach der Bundestagswahl .....	139/328
<i>Jo Rodejohann</i> : Postzustellung nach einem Atomkrieg .....	141/641
<i>Oswaldo Bayer</i> : Ein Volk besiegen mit Flugzeugträgern und Resignation .....	141/643
<i>Jo Rodejohann</i> : Weitere Aussichten: Kriege weltweit .....	142/797
<i>Wieland Elfferding</i> : Wessen Wende? Perspektiven einer rot-grünen Alternative .....	142/798

**Literarische Texte**

<i>Volker Braun</i> : Der verantwortliche Herausgeber .....	137/ 4
<i>Günther Anders</i> : Angebot zur Übernahme des Copyrights meiner Bücher .....	138/180
<i>Ruth Rehmann</i> : Abschied von der Meisterklasse (Auszüge) .....	138/183
<i>Walter Benjamin</i> : Notizen aus dem »Passagenwerk« .....	139/331
<i>Wolf Biermann</i> : Hochwasser in Paris .....	140/493
<i>Dorothee Sölle</i> : Als ich sechzehn war .....	141/651
<i>Christian Geissler</i> : lebenswegen .....	142/801

**Aufsätze**

<i>Inge Baxmann</i> : Weibliche Identitätsbildung und Revolutionsfeste .....	138/216
<i>Jörg Becker</i> : Kommunikationstechnologie und Rüstung .....	140/562
<i>Klaus-Michael Bogdal</i> : »Literarische Widerspiegelung« in der DDR — Diskussion .....	142/842
<i>Ernest Borneman</i> : Sexualität als Zwangsritual. Kritische Bemerkungen zu Lévi-Strauss und Devereux .....	142/862

<i>Samuel Bowles</i> und <i>Herbert Gintis</i> : Die Heterogenität von Macht .....	140/494
<i>Jutta Brückner</i> : Sexualität als Arbeit im Pornofilm .....	141/674
<i>Michael Burawoy</i> : Fabrik und Staat im Kapitalismus und im Sozialismus .....	140/508
<i>Furio Cerutti</i> : Lebendiges und Totes in der Theorie von Karl Marx .....	138/231
<i>Tatjana Chahoud</i> : Zum Mikroelektronik-Bericht an den Club of Rome .....	137/ 72
<i>Rolf Czeskleba-Dupont</i> : Die regionale Reintegration von Arbeit und Leben. Zur Arbeit der Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung Nordhessen .....	139/404
<i>Jula Dech</i> : »Vom Paradekissen zum Paradeplatz« — Zur Darstellung von Gewalt und Widerstand in der Ausstellung »Unbeachtete Produktionsformen von Frauen« .....	138/225
<i>Knuth Dohse</i> : Massenarbeitslosigkeit und Ausländerpolitik .....	138/239
<i>Wieland Elfferding</i> : Notiz zum Diskurs des »Heidelberger Manifest« .....	138/254
<i>Elizabeth Fox-Genovese</i> : Der Geschichte der Frauen einen Platz in der Geschichte .....	141/685
<i>Jürg Frischknecht</i> : Rassismus und Ausländerpolitik in der Schweiz .....	138/248
<i>Herbert Gintis</i> : s.u. <i>Samuel Bowles</i>	
<i>Karl-Heinz Götze</i> : Bombenstimmung. Zur Sloterdijks »Kritik der zynischen Vernunft« .....	142/821
<i>Bettina Gransow</i> : Von Drachen und Mäusen. Klassenbegriff und Klassenpolitik in der VR China .....	139/392
<i>Frigga Haug</i> : Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch .....	141/653
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Notiz zu Michel Pêcheux' Gedanken über den »ideologischen Bewegungskampf« .....	139/388
<i>Kornelia Hauser</i> : Notiz zu Blüms sozialpolitischem Diskurs .....	137/ 66
<i>Emily Hicks</i> : Kultureller Marxismus .....	138/197
<i>Michael Jäger</i> : Kann die SPD die Friedensbewegung spalten? .....	141/697
<i>Michael Jäger</i> : Zum 100. Geburtstag von Anton Webern .....	142/847
<i>Mary Kaldor</i> : Krieg und Kapitalismus .....	141/707
<i>Evelyne Keitel</i> : Frauen/Texte/Theorie .....	142/830
<i>H. Gustav Klaus</i> : Kultureller Materialismus. Neue Arbeiten von Raymond Williams .....	139/372
<i>Hartfrid Krause</i> : Startbahn 18 West: Literatur zur und von der Bürgerbewegung ....	139/411
<i>Alf Lüdtke</i> : »Kolonisierung der Lebenswelten« oder: Geschichte als Einbahnstraße? Zu Detlev Peukerts »Arbeiter-Alltag — Mode oder Methode?« .....	140/536
<i>Biddy Martin</i> : Weiblichkeit als kulturelle Konstruktion .....	138/210
<i>Lauri Mehtonen</i> : Von der »Grundfrage der Philosophie« zur Philosophie als »ideologischer Macht« .....	137/ 20
<i>Thomas Metscher</i> : Ideologie, Literatur, Philosophie. Anmerkungen in einer innermarxistischen Kontroverse .....	137/ 27
<i>Michel Pêcheux</i> : Ideologie — Festung oder paradoxer Raum? .....	139/379
<i>Detlev Peukert</i> : Glanz und Elend der »Bartwischerei« — Eine Replik auf Alf Lüdtke .....	140/542
<i>Sigrid Pohl</i> : Frauenlohndiskriminierung. Feministische Überlegungen zur Marx'schen Arbeitswertlehre .....	140/525
<i>Projekt Frauen, Kunst und Kultur</i> : Zum Nutzen eines kritischen Kulturbegriffs ....	138/189
<i>Projekt Ideologie-Theorie</i> : Notiz zur zweiten Auflage der »Theorien über Ideologie« .....	137/ 26
<i>Joachim Raschke</i> : Jenseits der Volkspartei .....	137/ 54
<i>Karen Ruoff</i> : Rückblick auf die Wende zur Neuen Subjektivität .....	142/802
<i>Klaus R. Scherpe</i> : »Beziehung« und nicht »Ableitung«. Methodische Überlegungen zu einer Literaturgeschichte im sozialen Zusammenhang (am Beispiel der Nachkriegsliteratur) .....	137/ 10
<i>Traugott Schöffthaler</i> : Kultur in der Zwickmühle. Zur Aktualität des Streits zwischen kulturrelativistischer und universalistischer Sozialwissenschaft .....	139/333

<i>Margarete Tjaden-Steinhauer und Karl-Hermann Tjaden: Vergeudung und Verelendung. Zur Bedeutung kapitalistischer Produktivkraftentwicklung und zur Begründung antikapitalistischer Politik</i> .....	141/725
<i>Hella Tiedemann-Bartels: Die Dilettanten</i> .....	139/360
<i>Frieder O. Wolf: Für eine subversive Praxis der Philosophie</i> .....	137/ 43
<i>Erich Wulff: Vietnams Weg zum Sozialismus</i> .....	142/850
<i>Gerhard Zimmer: Humanisierung des Arbeitslebens — Integration oder Chance der Arbeiter?</i> .....	137/ 77
<i>Jochen Zimmer: Jugendkulturen und Jugendstile</i> .....	139/348

### Kommentierte Bibliographien

<i>Thomas Risse-Kappen: Kirchen und Frieden. Die katholische Kirche. Kommentierte Bibliographie: Friedensfragen (5)</i> .....	137/105
<i>Cornelia Füllkrug-Weitzel: Kirchen und Frieden. Die Evangelische Kirche. Kommentierte Bibliographie: Friedensfragen (6)</i> .....	138/261
<i>Hartfrid Krause: Startbahn 18 West: Literatur zur und von der Bürgerbewegung</i> ...	139/416
<i>Astrid Albrecht-Heide: Frauen. Kommentierte Bibliographie: Friedensfragen (7)</i> ...	140/571
<i>Jo Rodejohann: Rüstungskonversion. Kommentierte Bibliographie: Friedensfragen (8)</i> .....	142/878

### Fachübersicht

<i>Claudia Albert: Diskursanalyse in der Literaturwissenschaft der Bundesrepublik</i> ...	140/550
---	---------

### Kongreßberichte

Dortmunder Humanisierungstage 1982, Dortmund 4.-5.10.1982 ( <i>G. Zimmer</i> ) .....	137/ 87
Zukunft der Arbeit, Wege aus Massenarbeitslosigkeit und Umweltzerstörung, Bielefeld 8.-10.10.1982 ( <i>G. Hartwig</i> ) .....	137/ 89
21. Deutscher Soziologentag. Krise der Arbeitsgesellschaft? Bamberg 13.-16.10.1982 ( <i>B. Gransow, E.M. Hoerning, W. van Treeck</i> ) .....	137/ 90
Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft: Staatlicher Eingriff und Selbstregulierungspotentiale im Gesundheitswesen, Ulm 2.-6.6.1982 ( <i>M. Kriescher-Fauchs, E. Göbel</i> ) .....	137/ 92
IMSF-Tagung: »Wir wollen alles! Beruf, Familie, Politik ...« Frauenarbeit und Frauenbewegung, Frankfurt/M. 20.-21.11.1982 ( <i>S. Andresen, A. Grünewald, F. Haug, B. Nemitz, A. Nette, E. Niehoff, M. Wolfrum</i> ) .....	137/ 95
FU-Berlin: Homosexualität und Wissenschaft ( <i>E. Seidel</i> ) .....	137/ 97
International Symposium on Moral Education, Fribourg/Schweiz 30.8.-3.9.1982 ( <i>W. Spang</i> ) .....	137/101
Arbeitsgemeinschaft für Hochschuldidaktik e.V.: Jahrestagung der AHD 1982, Bielefeld 29.9.-1.10.1982 ( <i>E. Niehoff</i> ) .....	137/103
34. Historikertag, Münster 6.-10.1982 ( <i>P. W. Reuter</i> ) .....	138/267
Deutscher Germanistentag 1982: Sprache und Literatur im historischen Prozeß, Aachen 8.-12.10.1982 ( <i>W. Jung</i> ) .....	138/269
»Von der Polarisierung der Geschlechtercharaktere bis zur formalen Gleichstellung der Frau — Weibliche Bildung vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1920«, Bielefeld 9.-12.12.1982 ( <i>L. Steinbrügge</i> ) .....	138/270
2. Philosophinnen-Symposion, IAPh, Zürich 1.-3.10.1982 ( <i>U. Menzer</i> ) .....	138/271
2. Internationale Konferenz am Interuniversity Center of Postgraduate Studies: Societal Problems of the Energy Transition, Dubrovnik 13.-16.9.1982 ( <i>R. Czeskleba-Dupont</i> ) .....	138/272

Internationale Wissenschaftliche Konferenz an der Freien Universität Berlin: Re-thinking Marx — 100 Years After His Death, Berlin/W. 17.-20.2.1983 ( <i>S.-E. Liedman</i> ) .....	139/419
Internationale Wissenschaftliche Konferenz vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen (Frankfurt/M.) und der Marx-Engels-Stiftung (Wuppertal): »Das revolutionäre Subjekt in der Welt von heute«, Trier 10.-11.3.1983 ( <i>F. Haug</i> ) ..	139/420
Internationaler Kongreß der Friedrich-Ebert-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Deutschen UNESCO-Kommission: Karl Marx in Afrika, Asien und Lateinamerika, Trier 14.-16.3.1983 ( <i>M. Maurer</i> ) .....	139/422
Salut an alle. Marx. Stück nach Briefen von Karl und Jenny Marx und Friedrich Engels von Günter Kaltfofen und Hans Pfeiffer, Hamburg 21.3.1983 ( <i>U. Leisten</i> ) ..	139/424
Volksuni Hamburg: Wie aktuell ist Marx?, Hamburg 13.3.1982 ( <i>K. Hauser</i> ) .....	139/425
Internationales Colloquium der CNRS und der Universität Paris X/Nanterre: 1883-1983: L'oeuvre de Marx — un siècle après, Paris 17.-20.3.1983 ( <i>W.F. Haug</i> ) .....	139/425
1. Hamburger Volksuni, Hamburg 11.-13.2.1983 ( <i>G. Heinrich, U. Leisten, S. Schelper</i> ) .....	139/429
Öko-Institut Gießen: Ökologische Forschung zwischen Realität und Utopie, Gießen 18.-19.3.1983 ( <i>G. Elias, U.-H. Brockner</i> ) .....	139/431
4. Volksuniversität West-Berlin, 20.-23.5.1983 ( <i>F. Haug, R. Rehmann, E.-M. Flöög, U. Schreiber, G. Spiess</i> ) .....	140/576
Kongreß der VDS und des ASTA der Universität Göttingen: Gegen Sozial- und Bildungsabbau — für eine alternative Wirtschafts- und Sozialpolitik, Göttingen 13.-15.5.1983 ( <i>M.A. Heinrichs</i> ) .....	140/581
Internationales Seminar am Interuniversity Centre of Postgraduate Studies: Mediterranean Studies, Labour Movements, Dubrovnik 21.3.-1.4.1983 ( <i>M. Lacher</i> ) .....	140/583
»Was Frauen wollen — 10 Jahre Feminismus: interne forschende Kritik«, Namur/Belgien 21.-23.5.1983 ( <i>M. Koschinek</i> ) .....	141/740
Interdisziplinäre Frauentagung: Darstellung und Selbstdarstellung von Frauen, Konstanz 3.-5.6.1983 ( <i>F. Haug, K. Hauser</i> ) .....	141/741
Tagung der Arbeitsgemeinschaft »Frauen und Schule«, Frauen und Schule, Bielefeld 21.-23.5.1983 ( <i>I. Brehmer, U. Enders-Drägässer</i> ) .....	141/742
3. Medizinischer Kongreß zur Verhinderung eines Atomkriegs: »Wir werden euch nicht helfen können«, München 23.-24.4.1983 ( <i>W. Bieniek</i> ) .....	141/743
»Das war ein Vorspiel nur«. Colloquium zur Literaturpolitik im Dritten Reich, Berlin/W. 10.-11.6.1983 ( <i>H. Peitsch</i> ) .....	142/885
Adorno-Konferenz, veranstaltet vom Institut für Sozialforschung der Universität Frankfurt/M. 9.-11.9.1983 ( <i>R. Rieß und T. Schöfthaler</i> ) .....	142/891
Feministische Literaturwissenschaft, Hamburg 24.-27.5.1983 ( <i>R. Schmidt</i> ) .....	142/884
8th International Joint Conference on Artificial Intelligence — IJCAI-83, Karlsruhe 8.-12.8.1983 ( <i>H.-P. Michels</i> ) .....	142/888
Frauen, Militarismus und Abrüstung. 1. IPRA-Konferenz der Friedensforscherinnen, Gyor, 25.-28.8.1983 ( <i>Th. Wobbe</i> ) .....	142/889

## Dokumentationen

Für die symbolische Wiederverleihung der Doktorwürde an Rudolf Breitscheid .....	137/109
Aufruf: Wissenschaftler für ein fortschrittliches Arbeitsschutzgesetz .....	138/266
Einladung zur Mitarbeit an einer internationalen Studie »Massenkommunikation und Arbeitsemigranten« .....	142/868
Aufruf: Freundeskreis »Radikal« .....	142/868

**Interventionen**

Opfer-Täter Diskussion (Argument-Frauenredaktion, <i>A. Engelhardt</i> — Redaktion Marxistische Blätter) .....	137/110
<i>Manfred Buhr</i> : »Ideologischer Sumpf« .....	142/869
<i>Erich Wulff</i> : Vordenken, Nachdenken, Hinterherdenken .....	142/871
<i>Claudia Weber</i> : Arbeitskämpfe und Frauenfrage im Bereich der IG Druck und Papier .....	142/875

**Besprechungen****Philosophie**

<i>Altmann, Alexander</i> : Die Trostvolle Aufklärung ( <i>H. Zinser</i> ) .....	138/279
<i>Altner, Günter</i> : Tod, Ewigkeit und Überleben ( <i>H.-C. Oeser</i> ) .....	137/114
<i>Arbeitskreis Naturqualität</i> : Andere Ansichten der Natur ( <i>R. Konersmann</i> ) .....	140/590
<i>Birus, Henrik (Hrsg.)</i> : Hermeneutische Positionen. Schleiermacher — Dilthey — Heidegger — Gadamer ( <i>J. Tuguntke</i> ) .....	141/748
<i>Bürger, Egon u.a. (Hrsg.)</i> : Zur Philosophie der mathematischen Erkenntnis .....	B/ 63
<i>Breger, Herbert</i> : Die Natur als arbeitende Maschine ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	139/440
<i>Colli, Giorgio</i> : Die Geburt der Philosophie ( <i>B. Wahrig</i> ) .....	138/281
<i>Duerr, Hans Peter (Hrsg.)</i> : Der Wissenschaftler und das Irrationale ( <i>M. Daxner</i> ) ..	139/438
<i>Dvorak, Johann</i> : Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	142/894
<i>Elster, Jon</i> : Logik und Gesellschaft. Widersprüche und mögliche Welten ( <i>W. Kunstmann</i> ) .....	B/ 55
<i>Enderwitz, Ulrich</i> : Kritik der Geschichtswissenschaft ( <i>M. Noll</i> ) .....	141/751
<i>Ewert, Michael</i> : Die problematische Kritik der Ideologie ( <i>H. Albrecht</i> ) .....	141/750
<i>Freudenthal, Gideon</i> : Atom und Individuum im Zeitalter Newtons ( <i>P. McLaughlin</i> ) .....	137/111
<i>Heller, Agnes</i> : Der Mensch der Renaissance ( <i>M. Drees</i> ) .....	140/591
<i>Henrich, Dieter</i> : Fluchtlinien. Philosophische Essays ( <i>W. Jung</i> ) .....	142/897
<i>Henrich, Dieter, und Rolf-Peter Horstmann (Hrsg.)</i> : Hegels Philosophie des Rechts ( <i>P. Körtje</i> ) .....	138/280
<i>Holz, Hans Heinz</i> : Natur und Gehalt spekulativer Sätze ( <i>R. Konersmann</i> und <i>P. Körtje</i> ) .....	B/ 60
<i>Holz, Hans Heinz (Hrsg.)</i> : Formbestimmtheiten von Sein und Denken. Aspekte einer dialektischen Logik bei Josef König ( <i>R. Konersmann</i> und <i>P. Körtje</i> ) .....	B/ 60
<i>IMSF-Jahrbuch 1982</i> : Zum 100. Todestag von Karl Marx ( <i>Th. Heilmann</i> ) .....	139/433
<i>Kimmerle, Heinz (Hrsg.)</i> : Dialektik heute ( <i>P. Körtje</i> ) .....	B/ 53
<i>Klages, Helmut, und Peter Kmieciak (Hrsg.)</i> : Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel ( <i>R. Hesse</i> ) .....	137/117
<i>Kocyba, Hermann</i> : Widerspruch und Theoriestruktur. Zur Darstellungsmethode im Marxschen »Kapital« ( <i>H. Brühmann</i> ) .....	B/ 57
<i>Kohl, Karl-Heinz</i> : Entzauberter Blick ( <i>M. Schneider</i> ) .....	140/589
<i>Kondylis, Panajotis</i> : Die Aufklärung — im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus ( <i>M. Blankenburg</i> ) .....	137/112
<i>Lang, Peter</i> : Hermeneutik — Ideologiekritik — Ästhetik ( <i>M. Schneider</i> ) .....	141/749
<i>Maren-Grisebach, Manon, und Ursula Menzer (Hrsg.)</i> : Philosophinnen. Jahrbuch der IAPh ( <i>H. Holinka</i> ) .....	140/585
<i>Mattenklott, Gert</i> : Der übersinnliche Leib ( <i>M. Jäger</i> ) .....	139/436
<i>McCarney, Joe</i> : The Real World of Ideology ( <i>D. Wöhrle</i> ) .....	137/119

<i>Miller, Joan M.</i> : French Structuralism. A Multidisciplinary Bibliography ( <i>R. Konersmann</i> ) .....	139/442
<i>Mörchen, Hermann</i> : Adorno und Heidegger. Untersuchung einer philosophischen Kommunikationsverweigerung ( <i>G. Schrader</i> ) .....	141/747
<i>Mörchen, Hermann</i> : Macht und Herrschaft im Denken von Heidegger und Adorno ( <i>G. Schrader</i> ) .....	141/747
<i>Negri, Antonio</i> : Die wilde Anomalie. Spinozas Entwurf einer freien Gesellschaft ( <i>R. Konersmann</i> ) .....	141/746
<i>Nemeth, Elisabeth</i> : Otto Neurath und der Wiener Kreis ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	142/894
<i>Peisl, Anton, und Arnim Mohler (Hrsg.)</i> : Kursbuch der Weltanschauungen ( <i>M. Blankenburg</i> ) .....	137/416
<i>Rehfus, Wulff D.</i> : Einführung in das Studium der Philosophie ( <i>R. Hesse</i> ) .....	142/899
<i>Ranke-Graves, Robert von</i> : Die weiße Göttin ( <i>I. Bindseil</i> ) .....	140/586
<i>Ranke-Graves, Robert von</i> : Sieben Tage Milch und Honig ( <i>I. Bindseil</i> ) .....	140/586
<i>Schmidt, Richard Wilhelm</i> : Die Geschichtsphilosophie G.B. Vicos ( <i>P. Körte</i> ) .....	138/277
<i>Sloterdijk, Peter</i> : Kritik der zynischen Vernunft ( <i>K.-H. Götze</i> ) .....	142/821
<i>Stadler, Friedrich (Hrsg.)</i> : Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	142/894
<i>Stadler, Friedrich</i> : Vom Positivismus zur »Wissenschaftlichen Weltauffassung« ( <i>G. Freudenthal</i> ) .....	142/894
<i>Steinorth, Ulrich</i> : Stationen der politischen Theorie ( <i>U. Richter</i> ) .....	138/278
<i>Subik, Christof</i> : Einverständnis, Verfremdung und Produktivität. Versuche über die Philosophie Brechts ( <i>W.F. Haug</i> ) .....	138/276

### Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Anna Seghers</i> — Mainzer Weltliteratur ( <i>D. Thiele</i> ) .....	137/128
<i>Alves, Eva-Maria (Hrsg.)</i> : Ansprüche. Verständigungstexte von Frauen ( <i>R. Decke-Cornill</i> ) .....	B/ 81
<i>Anz, Thomas, und Michael Stark (Hrsg.)</i> : Expressionismus. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1910-1920 ( <i>H. Schmidt-Bergmann</i> ) .....	B/105
<i>Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.)</i> : Peter Weiß ( <i>E. Mindermann</i> ) .....	B/ 93
<i>Autorenkollektiv (D. Schlenstedt u.a.)</i> : Literarische Widerspiegelung ( <i>K.-M. Bogdal</i> ) .....	142/842
<i>Autorenkollektiv (Ltg. P. Weber)</i> : Kunstperiode ( <i>H. Peitsch</i> ) .....	140/506
<i>Baudrillard, Jean</i> : Der symbolische Tausch und der Tod ( <i>M. Geier</i> ) .....	139/444
<i>Becker, Peter von (Hrsg.)</i> : Georg Büchner, Dantons Tod. Die Trauerarbeit im Schönen ( <i>Th. Kornbichler</i> ) .....	B/106
<i>Börsch, Sabine</i> : Fremdsprachenstudium — Frauenstudium? ( <i>R. Decke-Cornill und C. Gdaniec</i> ) .....	B/ 74
<i>Bohrer, Karl Heinz</i> : Plötzlichkeit. Zum Augenblick ästhetischen Scheins ( <i>K.-H. Götze</i> ) .....	139/446
<i>Brackert, Helmut, und Jörn Stückrath (Hrsg.)</i> : Grundkurs Literaturwissenschaft ( <i>J. Schutte</i> ) .....	B/ 85
<i>Brenner, Peter J.</i> : Die Krise der Selbstbehauptung. Subjekt und Wirklichkeit im Roman der Aufklärung ( <i>M. Schneider</i> ) .....	B/108
<i>Brewer, Dieter, und Helmut Schanze (Hrsg.)</i> : Topik ( <i>J.M. Ripalda</i> ) .....	137/126
<i>Brinkmann, Richard</i> : Expressionismus ( <i>C. Albert</i> ) .....	137/129
<i>Caudmont, Jean (Hrsg.)</i> : Sprachen in Kontakt. Langues en contact ( <i>P. Schlobinski</i> ) .....	B/ 67
<i>Chomsky, Noam</i> : Sprache und Verantwortung ( <i>M. Geier</i> ) .....	139/443
<i>Chomsky, Noam</i> : Regeln und Repräsentationen ( <i>M. Geier</i> ) .....	139/443

<i>Coulmas, Florian</i> : Über Schrift ( <i>P. Jaritz</i> ) .....	<b>B/ 70</b>
<i>Droescher, Hans-Michael</i> : Grundlagenstudien zur Linguistik ( <i>Th. Kornbichler</i> ) .....	<b>B/ 73</b>
<i>Durzak, Manfred</i> : Die deutsche Kurzgeschichte der Gegenwart ( <i>H. Peitsch</i> ) .....	<b>139/452</b>
<i>Dyck, Joachim, u.a. (Hrsg.)</i> : Jahrbuch Rhetorik ( <i>W. Dieckmann</i> ) .....	<b>137/123</b>
<i>Gerhardt, Marlis</i> : Kein bürgerlicher Stern, nichts, nichts konnte mich je beschwichtigen. Essay zur Kränkung der Frau ( <i>U. Blankenburg</i> ) .....	<b>B/76</b>
<i>Heise, Wolfgang</i> : Realistik und Utopie ( <i>C. Albert</i> ) .....	<b>140/600</b>
<i>Hilzinger, Sonja</i> : Cassandra. Über Christa Wolf ( <i>M. Tropp</i> ) .....	<b>141/755</b>
<i>Höller, Hans (Hrsg.)</i> : Ingeborg Bachmann — Vorschläge zu einer neuen Lektüre ( <i>H. Forstbauer</i> ) .....	<b>141/753</b>
<i>Hoffmann, Ludwig, u.a.</i> : Exil in der Tschechoslowakei, in Großbritannien, Skandinavien und Palästina ( <i>N. Kortz</i> ) .....	<b>B/ 95</b>
<i>Hüppauf, Bernd (Hrsg.)</i> : »Die Mühen der Ebenen«. Kontinuität und Wandel in der deutschen Literatur und Gesellschaft 1945-1949 ( <i>H. Reith</i> ) .....	<b>139/448</b>
<i>Klotz, Günther, Winfried Schröder und Peter Weber (Hrsg.)</i> : Literatur im Epochenbruch ( <i>H. Peitsch</i> ) .....	<b>B/110</b>
<i>Koebner, Thomas (Hrsg.)</i> : Weimars Ende. Prognosen und Diagnosen in der deutschen Literatur und politischen Publizistik 1930-1933 ( <i>C. Albert</i> ) .....	<b>B/ 97</b>
<i>Kramarae, Cherie (ed.)</i> : The Voices and Words of Women and Men ( <i>J. Hartog</i> ) .....	<b>141/752</b>
<i>Lange, Wigand</i> : Theater in Deutschland nach 1945 ( <i>H. Reith</i> ) .....	<b>139/449</b>
<i>Logos Semantikos</i> . Festschrift für Eugenio Coseriu ( <i>C. Knobloch</i> ) .....	<b>142/901</b>
<i>Lyons, John</i> : Semantik ( <i>J. Ziegler</i> ) .....	<b>142/900</b>
<i>Marcus-Tar, Judith</i> : Thomas Mann und Georg Lukács ( <i>W. Jung</i> ) .....	<b>B/ 99</b>
<i>Masini, Ferruccio</i> : Il suono di una sola mano. Lemmi critici e metacritici ( <i>M. Hinz</i> ) .....	<b>B/ 90</b>
<i>Michels, Dietmar-Ingo</i> : Parteilichkeit und Realismus ( <i>G. Friedrich</i> ) .....	<b>137/127</b>
<i>Morgner, Irma</i> : Amanda. Ein Hexenroman ( <i>A. Nette</i> ) .....	<b>B/ 83</b>
<i>Moser, Hans; Hans Wellmann und Norbert R. Wolf (Hrsg.)</i> : Geschichte der deutschen Sprache. Bd.1: Althochdeutsch — Mittelhochdeutsch ( <i>U. Seelbach</i> ) .....	<b>B/ 64</b>
<i>Müller, Bernd-Dietrich (Hrsg.)</i> : Konfrontative Semantik ( <i>W. Kühnert</i> ) .....	<b>140/594</b>
<i>Müller, Helmut L.</i> : Die literarische Republik. Westdeutsche Schriftsteller und die Politik ( <i>H. Peitsch</i> ) .....	<b>139/451</b>
<i>Perelman, Chaim</i> : Das Reich der Rhetorik ( <i>E. Eggs</i> ) .....	<b>137/123</b>
<i>Reboul, Olivier</i> : Langage et idéologie ( <i>Th. Laugstien</i> ) .....	<b>137/121</b>
<i>Romaine, Suzanne</i> : Socio-historical linguistics ( <i>P. Schlobinski</i> ) .....	<b>138/282</b>
<i>Rosellini, Jay</i> : Volker Braun ( <i>R. Mangel</i> ) .....	<b>B/ 91</b>
<i>Sanders, Willy</i> : Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch ( <i>K. Hackstette</i> ) .....	<b>B/ 65</b>
<i>Scheerer, Thomas M.</i> : Phantasielösungen ( <i>M. Geier</i> ) .....	<b>139/445</b>
<i>Schläpfer, Robert (Hrsg.)</i> : Die viersprachige Schweiz ( <i>B. Niederer</i> ) .....	<b>B/ 67</b>
<i>Schlaffer, Heinz</i> : Faust Zweiter Teil ( <i>Th. Metscher</i> ) .....	<b>138/286</b>
<i>Schmidt, Siegfried J.</i> : Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft ( <i>W. Faulstich</i> ) .....	<b>B/ 87</b>
<i>Schnelle, Helmut (Hrsg.)</i> : Sprache und Gehirn ( <i>J. Maruhn</i> ) .....	<b>140/595</b>
<i>Schorske, Carl E.</i> : Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle ( <i>H. Schmidt-Bergmann</i> ) .....	<b>B/102</b>
<i>Siegel, Holger</i> : Sowjetische Literaturtheorie ( <i>B. Kroneberg</i> ) .....	<b>140/597</b>
<i>Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.)</i> : Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie ( <i>A. Honer und R. Hitzler</i> ) .....	<b>B/ 69</b>
<i>Steger, Hugo (Hrsg.)</i> : Soziolinguistik ( <i>U. Ammon</i> ) .....	<b>140/592</b>
<i>Stötzl, Georg</i> : Schulbezogene Sprachwissenschaft ( <i>J. Ellerbrock</i> ) .....	<b>142/902</b>
<i>Träger, Claus</i> : Studien zur Erbeethorie und Erbeaneignung ( <i>H. Kaulen</i> ) .....	<b>140/600</b>
<i>Unsel, Joachim</i> : Franz Kafka. Ein Schriftstellerleben ( <i>Th. Bremer</i> ) .....	<b>B/103</b>

<i>Wagner, Nike</i> : Geist und Geschlecht. Karl Kraus und die Erotik der Wiener Moderne ( <i>H. Schmidt-Bergmann</i> ) .....	B/101
<i>Winkler, Peter</i> (Hrsg.): Methoden der Analyse von Face to Face Situationen ( <i>Chr. Sauer</i> ) .....	138/284
<i>Yakut, Atilla</i> : Sprache der Familie ( <i>Th. Harden</i> ) .....	138/284
<i>Zahn, Susanne</i> : Töchterleben. Studien zur Sozialgeschichte der Mädchenliteratur ( <i>G. Mattenklott</i> ) .....	B/ 78

### Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Ahren, Yizhak, u.a.</i> : Das Lehrstück »Holocaust« ( <i>S. Zielinski</i> ) .....	141/763
<i>Berger, John</i> : Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens ( <i>S. Wackwitz</i> ) .....	140/602
<i>Blum, Jerome</i> (Hrsg.): Die bäuerliche Welt ( <i>U. Wacker</i> ) .....	138/295
<i>Burke, Peter</i> : Europäische Volkskultur in der frühen Neuzeit ( <i>O. Janz und Th. Hanstein</i> ) .....	138/294
<i>Gombrich, Ernst H.</i> : Ornament und Kunst ( <i>N. Schneider</i> ) .....	139/454
<i>Gross, Heinz-Willi</i> : Die Deutsche Presse-Agentur ( <i>T. Seifert</i> ) .....	140/606
<i>Hacker, Dieter und Andreas Seltzer</i> (Hrsg.): Volksfoto ( <i>J. Sauerland</i> ) .....	137/134
<i>Heckmann, Herbert</i> : Die andere Schöpfung. Geschichte der frühen Automaten ( <i>M. Blankenburg</i> ) .....	142/905
<i>Junk, Peter, und Wendelin Zimmer</i> : Felix Nussbaum, Leben und Werk ( <i>J. Held</i> ) ..	141/762
<i>Kähler, Gerd</i> : Architektur als Symbolverfall ( <i>J. Petsch</i> ) .....	139/455
<i>Marinetti, Filippo Tommaso</i> : Die futuristische Küche ( <i>M. Hinz</i> ) .....	141/758
<i>Maurer, Thomas</i> : Filmmanufaktur Schweiz ( <i>S. Zielinski</i> ) .....	137/132
<i>Muchembled, Robert</i> : Kultur des Volkes — Kultur der Eliten ( <i>P. Jehle</i> ) .....	138/292
<i>Pflaum, Hans Günther</i> (Hrsg.): Jahrbuch Film 82/83 ( <i>H.-D. Kübler</i> ) .....	142/903
<i>Polster, Bernd</i> : Tankstellen. Die Benzingeschichte ( <i>H.M. Bien</i> ) .....	140/604
<i>Prokop, Dieter</i> : Medien-Wirkungen ( <i>H.-D. Kübler</i> ) .....	137/131
<i>Silbermann, Alphons</i> : Handwörterbuch der Massenkommunikation und Medienforschung ( <i>S. Zielinski</i> ) .....	140/605
<i>Sironi, Mario</i> : Scritti editi e inediti ( <i>M. Hinz</i> ) .....	141/759
<i>Stommer, Rainer</i> (Hrsg.): Reichsautobahn. Pyramiden des Dritten Reichs ( <i>H. Bien</i> ) .....	141/761
<i>Thomas, Michael Wolf</i> (Hrsg.): Der Bürger und seine Medien ( <i>R.v.d. Grün</i> ) .....	137/135
<i>Wenk, Silke</i> : Zur gesellschaftlichen Funktion der Kunst ( <i>J. Held</i> ) .....	139/456
<i>Wind, Edgar</i> : Heidnische Mysterien in der Renaissance ( <i>N. Schneider</i> ) .....	142/908
<i>Wolbert, Klaus</i> : Die Nackten und die Toten des »Dritten Reiches« ( <i>W.F. Haug</i> ) ..	138/289

### Soziologie

<i>Arbeitsgruppe Elternarbeit/Arbeitsgruppe Frühkindliche Sozialisation</i> : Orientierungsmaterialien für die Elternarbeit — Elternarbeit mit sozial benachteiligten Familien ( <i>U.-H. Brockner</i> ) .....	B/113
<i>Attali, Jacques</i> : Die kannibalische Ordnung ( <i>G. Bergmann</i> ) .....	137/139
<i>Bacia, Jürgen, und Klaus Jürgen Scherer</i> : Paßt bloß auf! Was will die neue Jugendbewegung? ( <i>F. Dietschreit</i> ) .....	140/612
<i>Barrett, Michèle, und Mary McIntosh</i> : The Anti-social Family ( <i>U. Lang</i> ) .....	142/909
<i>Bauer, Max</i> : Kopfsteinpflaster. Erinnerungen ( <i>K. Kamberger</i> ) .....	138/302
<i>Bechtle, Günter</i> : Betrieb als Strategie ( <i>N. Beckenbach</i> ) .....	139/458
<i>Billstein, Heinrich, und Klaus Naumann</i> (Hrsg.): Für eine bessere Republik ( <i>F. Karl</i> ) .....	137/141
<i>Bösel, Monika</i> : Lebenswelt Familie ( <i>M. Herzer</i> ) .....	B/115

<i>Bourdieu, Pierre</i> : Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft ( <i>W. Kowalsky</i> ) .....	140/607
<i>Debray, Régis</i> : »Voltaire verhaftet man nicht«. Die Intellektuellen und die Macht in Frankreich ( <i>J. Tuguntke</i> ) .....	B/122
<i>Dechmann, Birgit</i> , und <i>Christiane Ryffel</i> : Soziologie im Alltag. Eine Einführung ( <i>W. Schönleiter</i> ) .....	140/609
<i>Deppe, Wilfried</i> : Drei Generationen Arbeiterleben ( <i>F. Haug</i> ) .....	138/300
Der Frankreich-Brockhaus ( <i>W. Kowalsky</i> ) .....	B/120
<i>Didicher, Walter</i> : Die umstrittene Humanisierung der Arbeit ( <i>N. Beckenbach</i> ) .....	139/458
<i>Durkheim, Emile</i> : Die elementaren Formen des religiösen Lebens ( <i>M. Winkler</i> ) .....	141/765
<i>Durkheim, Emile</i> : Frühe Schriften zur Begründung der Sozialwissenschaft ( <i>M. Winkler</i> ) .....	141/766
<i>Glaser, Hermann (Hrsg.)</i> : Fluchtpunkt Jahrhundertwende ( <i>G.-U. Watzlawczyk</i> ) .....	137/150
<i>Görtzen, René</i> : Jürgen Habermas. Eine Bibliographie seiner Schriften und der Sekundärliteratur 1952-1981 ( <i>D. Schöttker</i> ) .....	141/772
<i>Edwards, Richard</i> : Herrschaft im modernen Produktionsprozeß ( <i>N. Beckenbach</i> ) .....	139/458
<i>Eichner, Klaus</i> : Die Entstehung sozialer Normen ( <i>K. Neufert</i> ) .....	140/610
<i>Hansen, Klaus (Hrsg.)</i> : Frankfurter Schule und Liberalismus ( <i>H.-G. Jaschke</i> ) .....	B/119
<i>Hermann, Armin</i> : Wie die Wissenschaft ihre Unschuld verlor ( <i>L. Hack</i> ) .....	137/136
<i>Hunter, Brigitte</i> : Kitty ( <i>K. Kamberger</i> ) .....	138/302
<i>Jungk, Robert</i> , und <i>Norbert R. Müller</i> : Zukunftswerkstätten ( <i>W. van Treeck</i> ) .....	137/142
<i>Käsler, Dirk</i> : Einführung in das Studium Max Webers ( <i>Th. Kornbichler</i> ) .....	141/767
<i>Köhler, Jochen</i> : Klettern in der Großstadt. Geschichten vom Überleben 1933 bis 1945 ( <i>K. Kamberger</i> ) .....	138/302
<i>Langewiesche, Dieter</i> , und <i>Klaus Schönhoven (Hrsg.)</i> : Arbeiter in Deutschland ( <i>K. Kamberger</i> ) .....	138/302
<i>Lindner, Rolf</i> : Der Fußballfan. Ansichten vom Zuschauer ( <i>F. Dietschreit</i> ) .....	140/611
<i>Littek, W., W. Rammert</i> und <i>G. Wachtler (Hrsg.)</i> : Einführung in die Arbeits- und Industriosozologie ( <i>N. Beckenbach</i> ) .....	139/458
<i>Luhmann, Niklas</i> : Liebe als Passion ( <i>M. Josek</i> ) .....	142/915
<i>Luhmann, Niklas</i> : Soziologische Aufklärung, Bd.3 ( <i>C. Knobloch</i> ) .....	141/771
<i>Meja, Volker</i> , und <i>Nico Stehr (Hrsg.)</i> : Der Streit um die Wissenssoziologie ( <i>R. Konersmann</i> ) .....	141/769
<i>Reif, Heinz (Hrsg.)</i> : Die Familie in der Geschichte ( <i>E. Niehoff</i> ) .....	142/914
<i>Rosanvallon, Pierre</i> : La crise de l'Etat-providence ( <i>M. Bochow</i> ) .....	140/614
<i>Rosenbaum, Heidi</i> : Formen der Familie ( <i>M. Hoppe</i> ) .....	142/912
<i>Schmidt, B., u.a.</i> : Frankreich-Lexikon ( <i>W. Kowalsky</i> ) .....	B/120
<i>Schneider, C. (Hrsg., im Auftr. der DFG)</i> : Forschung in der Bundesrepublik Deutschland ( <i>L. Hack</i> ) .....	142/917
<i>Schneider, Jürgen</i> : Analytische Arbeitsbewertung ( <i>F. Deppe</i> ) .....	138/305
<i>Sprondel, Walter M.,</i> und <i>Constans Seyfarth (Hrsg.)</i> : Max Weber und die Rationalisierung sozialen Handelns ( <i>C. Knobloch</i> ) .....	141/768
<i>Stamm, Thomas</i> : Zwischen Staat und Selbstverwaltung. Die deutsche Forschung im Wiederaufbau 1945-1965 ( <i>L. Hack</i> ) .....	142/920
<i>Todd, Emmanuel</i> : La troisième planète. Structures familiales et systèmes idéologiques ( <i>F. Haug</i> ) .....	142/910
<i>Wahl, Klaus, Michael Sebastian Honig</i> und <i>Lerke Gravenhorst</i> : Wissenschaftlichkeit und Interessen. Zur Herstellung subjektivitätsorientierter Sozialforschung ( <i>U.-H. Brockner</i> ) .....	B/113
<i>Wahl, Klaus, u.a.</i> : Familien sind anders! ( <i>U.-H. Brockner</i> ) .....	B/113
<i>Wilson, Michael</i> : Das Institut für Sozialforschung und seine Faschismusanalysen ( <i>K. Willen</i> ) .....	B/117
<i>Zündorf, Lutz</i> , und <i>Manfred Grunt</i> : Innovation in der Industrie ( <i>L. Hack</i> ) .....	142/918

**Erziehungswissenschaft**

<i>Amendt, Günter</i> : Das Sexbuch (U. Lang und E. Niehoff) .....	B/123
<i>Cousins, Jane</i> : Make it Happy (U. Lang und E. Niehoff) .....	B/123
<i>Grenz, Dagmar</i> : Mädchenliteratur (B. Rang) .....	138/296
<i>Enders-Drägässer, Uta</i> : Die Mütterdressur (C. und E. Seusing) .....	138/299
<i>Fehrmann, Helma, Jürgen Flüge</i> und <i>Holger Franke</i> : Was heißt hier Liebe? (F. Haug) .....	B/131
<i>Jaeggi, Eva</i> : Auch Fummeln muß man lernen (U. Lang und E. Niehoff) .....	B/123
<i>Kentler, Helmut</i> : Eltern lernen Sexualerziehung (U. Lang und E. Niehoff) .....	B/124
<i>Kunstmann, Antje</i> : Mädchen. Sexualaufklärung emanzipatorisch (U. Lang und E. Niehoff) .....	B/124
<i>Puhlmann, Angelika</i> : Mädchenerziehung in der bürgerlichen Gesellschaft (B. Rang) .....	138/298

**Psychologie**

<i>Binder, Ute</i> , und <i>Hans-Jörg Binder</i> : Klientenzentrierte Psychotherapie bei schweren psychischen Störungen (Chr. Schön) .....	139/463
<i>Edelstein, Wolfgang</i> , und <i>Monika Keller</i> (Hrsg.): Perspektivität und Interpretation (B. Schneuwly) .....	141/774
<i>Filipp, Sigrun-Heide</i> (Hrsg.): Kritische Lebensereignisse (J. A. Rohmann) .....	139/462
<i>Groeben, Norbert</i> : Lesepsychologie: Textverständnis — Textverständlichkeit (W. Faulstich) .....	141/777
<i>Lindsay, Peter</i> , und <i>Donald Norman</i> : Einführung in die Psychologie. Informationsaufnahme und -verarbeitung beim Menschen (H.-P. Michels) .....	141/772
<i>Müller, Rolf</i> , und <i>Klaus-Peter Schipper</i> : Zwischen Lese-Rechtschreibschwäche und Legasthenie (M. Harden) .....	141/776
<i>Valtin, Renate</i> , <i>Udo O.H. Jung</i> und <i>Gerheid Scheerer-Neumann</i> : Legasthenie in Wissenschaft und Unterricht (M. Harden) .....	141/776
<i>Völzing, Paul</i> : Kinder argumentieren. Die Ontogenese argumentativer Fähigkeiten (C. Knobloch) .....	141/775

**Medizin**

<i>Amendt, Gerhard</i> : Die Gynäkologen (M. Claren) .....	B/138
<i>Asmus, Gesine</i> (Hrsg.): Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901-1920 (R. Rosenbrock) .....	140/617
<i>Asmus, Gesine</i> (Hrsg.): Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901-1920 (C. Leibing) .....	B/136
Der große Wie-lebst-Du-denn. Das Buch für Selbsthilfe, Selbstorganisation und Patientenrecht (D. Borgers) .....	140/621
<i>Dörner, Klaus, u.a.</i> : Freispruch der Familie (K. Böker) .....	139/465
<i>Ewert, Ewald</i> , und <i>Herbert Marcusson</i> : Sterblichkeit und Lebenserwartung (D. Borgers) .....	140/615
<i>Hauß, Friedrich</i> (Hrsg.): Arbeitsmedizin und präventive Gesundheitspolitik (H.-H. Abholz) .....	139/467
<i>Maschewsky, Werner</i> und <i>Ulrike Schneider</i> : Soziale Ursachen des Herzinfarktes (S. Bartholomeyczik) .....	B/134
<i>Meerwein, Fritz</i> (Hrsg.): Einführung in die Psycho-Onkologie (N. Schmacke) .....	139/466
<i>Nohke, Anke</i> , und <i>Karl Oeker</i> : Der Schwangerschaftsabbruch (M. Maurer) .....	B/141
<i>Palazzoli, Mara Selvini</i> : Magersucht (B. Jansen) .....	B/141

<i>Klotzbach, Kurt</i> : Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1914-1945 ( <i>L. Knatz</i> ) .....	138/307
<i>Müller-Münch, Ingrid</i> : Die Frauen von Majdanek ( <i>E. Freundlich</i> ) .....	140/621
<i>Naumann, Uwe</i> (Hrsg.): Lidice — ein böhmisches Dorf ( <i>S. Zielinski</i> ) .....	B/160
<i>Niederland, William G.</i> : Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom Seelenmord ( <i>O. Burger</i> ) .....	140/625
<i>Peukert, Detlev</i> : Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich ( <i>A. Klönne</i> ) .....	B/157
<i>Richebächer, Sabine</i> : Uns fehlt nur eine Kleinigkeit. Deutsche Proletarische Frauenbewegung 1890-1914 ( <i>E. Laudowicz</i> ) .....	139/473
<i>Ritter, Gerhard A.</i> : Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland. Vom Vormärz bis zum Ende der Weimarer Republik ( <i>V. Ullrich</i> ) .....	138/309
<i>Ruckhäberle, Hans-Joachim</i> (Hrsg.): Bildung und Organisation in den deutschen Handwerksge- sellen- und Arbeitervereinen in der Schweiz ( <i>A. Altenhoff</i> ) .....	142/925
<i>Salis, Jean Rodolphe von</i> : Eine Chronik des Zweiten Weltkrieges. Radiokommentare 1939-1945 ( <i>U. Rauber</i> ) .....	140/626
<i>Schenk, Herrad</i> : Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland ( <i>D. Burgdorf</i> ) .....	139/472
<i>Schröder, Hannelore</i> (Hrsg.): Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation ( <i>D. Burgdorf</i> ) .....	139/471
<i>Siggemann, Jürgen</i> : Die kasernierte Polizei und das Problem der inneren Sicherheit in der Weimarer Republik ( <i>H. Gotschlich</i> ) .....	141/780
Sozialistische Erziehung contra Nazi-Verführung ( <i>U. Rauber</i> ) .....	B/159
<i>Stephan, Cora</i> : »Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen!« Zur Theoriebildung in der deutschen Sozialdemokratie 1872-1878 ( <i>M. Lauerermann</i> ) .....	138/310
<i>Storm, Claus-Dieter</i> : Verfolgt und geächtet. Handwerker zwischen Liberalismus und Kommunismus ( <i>L. Knatz</i> ) .....	142/926
<i>Tenfelde, Klaus, und Gerhard A. Ritter</i> (Hrsg.): Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung 1863-1945 ( <i>L. Knatz</i> ) .....	138/307
The Auschwitz-Album ( <i>H.-H. Nolte</i> ) .....	140/623
<i>Wagner, Maria</i> : Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten ( <i>D. Burgdorf</i> ) .....	139/470
<i>Warner, Marina</i> : Maria — Geburt, Triumph, Niedergang. Rückkehr eines Mythos? ( <i>H.-J. Koch</i> ) .....	B/169
<i>Will, Wilfried van der, und Rob Burns</i> : Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik ( <i>C. Albert und U. Hornauer</i> ) .....	B/146

### Soziale Bewegungen und Politik

<i>Abendroth, Wolfgang</i> : Friedensbewegung und Arbeiterbewegung ( <i>G. Klinger</i> ) .....	140/633
<i>Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste</i> (Hrsg.): Christen im Streit um den Frieden ( <i>C. Füllkrug-Weitzel</i> ) .....	138/265
<i>Albers, Detlev, Josef Cap, Jean-Pierre Chevènement und Pietro Ingrao</i> (Hrsg.): Kapitalistische Krise und Strategien der Eurolinken ( <i>W. Elfjferding</i> ) .....	138/319
<i>Albrecht, Ulrich, u.a.</i> : Mit Rüstung gegen Arbeitslosigkeit? ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	142/878
<i>Arbeitskreis Pro Ökumene</i> (Hrsg.): »Ohne Rüstung leben« ( <i>C. Füllkrug-Weitzel</i> ) ..	138/265
<i>Arzberger, Klaus</i> : Bürger und Eliten in der Kommunalpolitik ( <i>F. Kröll</i> ) .....	B/41
<i>Atteslander, Peter</i> : Die Grenzen des Wohlstands — An der Schwelle zum Zuteilungsstaat ( <i>E. Standfest</i> ) .....	B/39
Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 8: »Gegen welchen Krieg — für welchen Frieden?« ( <i>B. Jansen</i> ) .....	B/30
<i>Bertone, Franco</i> : L'anomalia polacca ( <i>K. Jacobs</i> ) .....	139/475

<i>Pinding, Maria, und Herrmann Fischer-Harriehausen: Hauskrankenpflege in zwei Berliner Bezirken (U. Czock)</i> .....	<b>B/132</b>
<i>Rosenbrock, Rolf: Arbeitsmediziner und Sicherheitsexperten im Betrieb (H. Wintersberger)</i> .....	<b>139/468</b>
<i>Schicke, Romuald K.: Ökonomie des Gesundheitswesens (R. Rosenbrock)</i> .....	<b>140/618</b>
<i>Townsend, Peter, und N. Davidson (Hrsg.): Inequalities in Health — The Black Report (H.-H. Abholz)</i> .....	<b>140/616</b>
<b>Geschichte</b>	
<i>Achten, Udo, und Siegfried Krupke (Hrsg.): An Alle! Lesen! Weitergeben! Flugblätter der Arbeiterbewegung von 1848 bis 1933 (S. Andresen)</i> .....	<b>B/144</b>
<i>Adolph, Walter: Geheime Aufzeichnungen aus dem nationalsozialistischen Kirchenkampf 1935-1943 (K. Drobisch)</i> .....	<b>B/156</b>
<i>Aleman, Claudia von, u.a. (Hrsg.): Das nächste Jahrhundert wird uns gehören. Frauen und Utopien 1830 bis 1840 (D. Burgdorf)</i> .....	<b>139/467</b>
<i>Attmann, Artur: The Bullion Flow between Europe and the East 1000-1750 (H.-H. Nolte)</i> .....	<b>137/147</b>
<i>Bloch, Marc: Die Feudalgesellschaft (U. Wacker)</i> .....	<b>137/143</b>
<i>Boll, Friedhelm: Frieden ohne Revolution? Friedensstrategien der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Programm 1891 bis zur Revolution 1918 (H. Krause)</i> .....	<b>138/311</b>
<i>Borkin, Joseph: Die unheilige Allianz der IG Farben (P.M. Kaiser)</i> .....	<b>140/624</b>
<i>Borneman, Ernest (Hrsg.): Arbeiterbewegung und Feminismus (M. Wolfrum)</i> .....	<b>B/168</b>
<i>Bouvier, Beatrix M.: Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung (H.-A. Marsiske)</i> .....	<b>142/922</b>
<i>Brandt, Peter, und Reinhard Rürup (Bearb.): Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19 (H. Haumann)</i> .....	<b>141/779</b>
<i>Büsch, Otto, und Walter Grab (Hrsg.): Die Demokratische Bewegung in Mitteleuropa im ausgehenden 18. und frühen 19. Jh. (H.-A. Marsiske)</i> .....	<b>142/924</b>
<i>Cancik, Hubert (Hrsg.): Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik (R. Möllers und J.v. Soosten)</i> .....	<b>141/783</b>
<i>Davis, Ralph: The Industrial Revolution and British Overseas Trade (H.-H. Nolte)</i> .....	<b>137/147</b>
<i>Duby, Georges: Krieger und Bauern (U. Wacker)</i> .....	<b>137/145</b>
<i>Duby, Georges: Die drei Ordnungen (U. Wacker)</i> .....	<b>137/145</b>
<i>Dowe, Dieter: Bibliographie zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, sozialistischen und kommunistischen Bewegungen von den Anfängen bis 1863 (L. Knatz)</i> .....	<b>138/307</b>
<i>Günther, Klaus, und Kurt Thomas Schmitz: SPD, KPD/DKP, DGB in den Westzonen und in der BRD 1945-1973 (L. Knatz)</i> .....	<b>138/307</b>
<i>Hausen, Karin (Hrsg.): Frauen suchen ihre Geschichte (K. Hauser)</i> .....	<b>B/166</b>
<i>Henkel, Martin, und Rolf Taubert: Maschinenstürmer. Ein Kapitel aus der Sozialgeschichte des technischen Fortschritts (H. Wunderer)</i> .....	<b>B/151</b>
<i>Hervé, Florence (Hrsg.): Geschichte der deutschen Frauenbewegung (E. Laudowicz)</i> .....	<b>139/474</b>
<i>Honegger, Claudia, und Bettina Heintz (Hrsg.): Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen (S. Petersen)</i> .....	<b>B/162</b>
<i>Hübner, Irene: Unser Widerstand. Deutsche Frauen und Männer berichten über ihren Kampf gegen die Nazis (F. Kröll)</i> .....	<b>B/153</b>
<i>Linse, Ulrich: Die entschiedene Jugend 1919-1921 (H.-G. Jaschke)</i> .....	<b>141/781</b>
<i>Kaiser, Jochen-Christoph: Arbeiterbewegung und organisierte Religionskritik (R. Möllers und J.v. Soosten)</i> .....	<b>B/149</b>
<i>Klemm, Bernd (Hrsg.): Geheime Berichte der politischen Polizei Hessen über Linke und Rechte in Offenbach 1923-1930 (A. Schildt)</i> .....	<b>141/779</b>

# Friz

Antimilitaristische Allgemeine  
ist eine monatlich erscheinende Zei-  
tung aus der unabhängigen Friedens-  
bewegung

Preis: 1,50 Mark  
ab 10 Exempl. 1 Mark

Bestellungen bei:  
Friz-Redaktion  
Nernstweg 32-34  
2000 Hamburg 50  
☎040/39 44 04

# Telos

A Quarterly Journal of Critical Thought

Issue No. 56

Special Section on the  
German Peace Movement:

Summer 1983

MEUSCHEL: *Neo-Nationalism and The Peace Movement*

SÜSS-LUCAS: *The "Double Decision Makes Sense" ?*

HONNETH-KALLSCHEUER: *A Familiar Ghost*

FRANKEL: *The View From Australia*

HERF: *The Double Decision Still Makes Sense*

HIRSCH: *Fundamental Opposition and Realpolitik*

POHRT: *One Nation, One Reich, One Peace*

EHRING: *She East German Peace Movement*

Articles:

SHAPIRO-KANE: *Stagflation and the New Right*

HEARN: *Corporatism in the U.S.*

LUKE: *Informationalism and Ecology*

HABERMAS: *Neo-Conservatism in U.S. and W. Germany*

Notes and Commentary:

KOMAROV: *The Gas Pipeline Deal*

BERMAN: *Adorno's Radicalism*

ADORNO: *Two Interviews*

GRADY: *Child Abuse*

Reviews:

FEHER: *Yathay, L'Utopie Meurtriere*

POSTER: *Lemert and Gillan, Michel Foucault*

ARATO: *Goldfarb, On Cultural Freedom*

BOKINA: *Two Books on Marcuse*

KELLNER: *Kätz, Herbert Marcuse*

PICCONE: *Adorno, Against Epistemology*

Subscriptions cost \$20 per year for individuals; \$40 for institutions. Foreign orders add 10 percent. Checks must be in U.S. funds. No Canadian checks can be accepted. Back issues prior to No. 50 cost \$5.00 each; No. 50 and subsequent issues are \$5.50 each. Institutions pay \$10.00 each for all back issues. For a full list of available back issues and to subscribe, write:

Telos, Box 3111, St. Louis, MO 63130 USA.

<i>Bothmer, L. von: Ich will nicht Krieg (A. Albrecht-Heide)</i> .....	140/574
<i>Bouwer, G.: Vom MRCA Tornado zur zivilen Alternative (J. Rodejohann)</i> .....	142/878
<i>Brand, Karl-Werner: Neue soziale Bewegungen (T. Faust)</i> .....	B/ 17
<i>Brandes, Volkhard, u.a. (Hrsg.): Wer sind die Instandbesetzer? (N. Steinborn)</i> .....	B/ 26
<i>Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Frauen gegen den Krieg (A. Albrecht-Heide)</i> .....	140/573
<i>Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Frauen gegen den Krieg (C. Wickert)</i> .....	B/ 34
<i>Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Kämpferin für den Frieden. Bertha von Suttner (C. Wickert)</i> .....	B/ 34
<i>Bütler, Hugo, und Thomas Häberlin (Hrsg.): Die neuen Verweigerer — Unruhe in Zürich und anderen Städten (J. Frey)</i> .....	B/ 29
<i>Burmeister, E. (Hrsg.): Frauen machen Frieden (A. Albrecht-Heide)</i> .....	140/574
<i>Cooley, M.: Produkte für das Leben statt Waffen für den Tod (J. Rodejohann)</i> .....	142/878
<i>Dunayevskaya, Raya: Rosa Luxemburg. Women's Liberation and Marx's Philosophy of Revolution (F. Haug)</i> .....	B/ 9
<i>Ellwein, Thomas, u.a.: Zuviel Staat? (G.-U. Watzlawczik)</i> .....	137/148
<i>Esser, J.: Gewerkschaften in der Krise (J. Schmid)</i> .....	140/628
<i>Féminisme et Marxisme (F. Haug)</i> .....	B/ 11
<i>Ferge, Zsuzsa: A Society in the Making. Hungarian Social and Societal Policy 1945-75 (G. Klinger)</i> .....	139/477
<i>Geiger, Ruth-Esther, u.a. (Hrsg.): Nicht friedlich und nicht still (A. Albrecht-Heide)</i> .....	140/574
<i>Gersdorff, U. von: Frauen im Kriegsdienst (A. Albrecht-Heide)</i> .....	140/571
<i>Glaessner, Gert-Joachim: Sozialistische Systeme (D. Barben)</i> .....	139/485
<i>Gramm, R., und P.H. Blaschke (Hrsg.): Ernstfall Frieden (C. Füllkrug-Weitzel)</i> ..	138/265
<i>Grawson, Volker: Konzeptionelle Wandlungen der Kommunismusforschung (Th. Faust)</i> .....	139/483
<i>Grüber, Wolfram: Sozialer Wohnungsbau in der Bundesrepublik. Der Wohnungssektor zwischen Sozialpolitik und Kapitalinteressen (K. Brake)</i> .....	B / 43
<i>Guadalupe Martinez, Ana: Die geheimen Kerker El Salvadors (M. Braatz)</i> .....	B/ 51
<i>Helwig, Gisela: Frau und Familie in beiden deutschen Staaten (S. Horváth)</i> .....	139/479
<i>Hollstein, Walter: Die gespaltene Generation (K. Jacobs)</i> .....	B/ 14
<i>Huffschmid, Jörg (Hrsg.): Für den Frieden produzieren (J. Rodejohann)</i> .....	142/878
<i>Huffschmid, Jörg (Hrsg.): Rüstungs- oder Sozialstaat? (J. Rodejohann)</i> .....	142/878
<i>IMSF-Autorengruppe: Arbeitslose (U.-H. Brockner)</i> .....	137/151
<i>Jänicke, Martin: Wie das Industriesystem von seinen Mißständen profitiert (W. Elfferding)</i> .....	137/150
<i>Jahn, Egbert K.: Bürokratischer Sozialismus (W. Neuhaus)</i> .....	139/480
<i>Janßen, R.: Frauen ans Gewehr? (A. Albrecht-Heide)</i> .....	140/572
<i>Klaus, Ekkehard: Deutsche und amerikanische Rechtslehrer (S. Dietrich)</i> .....	138/318
<i>Koepcke, C.: Frauen im Wehrdienst (A. Albrecht-Heide)</i> .....	140/572
<i>Kofler, Leo: Zur Kritik der »Alternativen« (W. Neuhaus)</i> .....	B/ 25
<i>Kraushaar, Wolfgang (Hrsg.): Was sollen die Grünen im Parlament? (K.-H. Donath)</i> ..	142/927
<i>Krechel, Ursula: Selbsterfahrung und Fremdbestimmung. Bericht aus der Neuen Frauenbewegung (A. Grunewald)</i> .....	B/ 13
<i>Krockow, Christian Graf von (Hrsg.): Brauchen wir ein neues Parteiensystem? (W. Elfferding)</i> .....	142/929
<i>Laube, Ulrich: Gewerkschaftliche Tarifpolitik und industrielle Arbeitsbedingungen in der BRD (C. Seegert)</i> .....	140/631
<i>Leger, Danièle: Le Féminisme en France (F. Haug)</i> .....	B/ 8
<i>Lienemann, W.: Das Problem des gerechten Krieges im deutschen Protestantismus (C. Füllkrug-Weitzel)</i> .....	138/263
<i>Linke Sozialdemokraten und bundesrepublikanische Linke (Th. Scheffler)</i> .....	138/320
<i>Lippert, E., u.a.: Mädchen unter Waffen? (A. Albrecht-Heide)</i> .....	140/572

<i>Lippert, E., u.a.</i> : Weibliche Soldaten ( <i>A. Albrecht-Heide</i> ) .....	140/572
<i>Löw, Angelika</i> : »Was wird aus uns, wenn keine sich wehrt?« Kolumbien: Die alltäglichen Kämpfe der Frauen ( <i>B. Ketelhut</i> ) .....	B/ 46
<i>Löw-Beer, P.</i> : Industrie und Glück ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	142/878
<i>Matzner, Egon</i> : Der Wohlfahrtsstaat von morgen ( <i>E. Standfest</i> ) .....	B/ 38
<i>Mehlich, Harald</i> : Politischer Protest und Stabilität ( <i>U. Schimank</i> ) .....	B/ 20
<i>Moltke, Konrad von, und Nico Visser</i> : Die Rolle der Umweltschutzverbände im politischen Entscheidungsprozeß der Niederlande ( <i>G. Bachmann</i> ) .....	B/ 44
<i>Moltmann, B. (Hrsg.)</i> : Militarismus und Rüstung ( <i>C. Füllkrug-Weitzel</i> ) .....	138/262
<i>Moore, Barrington</i> : Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand ( <i>M. Reiter</i> ) .....	138/312
<i>Neumann, Franz</i> : Die Herrschaft des Gesetzes ( <i>M. Ruete</i> ) .....	138/316
<i>Pelinka, Anton</i> : Gewerkschaften im Parteienstaat ( <i>C. Seegert</i> ) .....	140/629
<i>Poniatowska, Elena</i> : Allem zum Trotz ... das Leben der Jesusa ( <i>A. Linck</i> ) .....	B/ 47
<i>Priester, Karin</i> : Hat der Eurokommunismus eine Zukunft? ( <i>U. Schreiber</i> ) .....	142/931
<i>Quistorp, Eva (Hrsg.)</i> : Frauen für den Frieden ( <i>A. Albrecht-Heide</i> ) .....	140/574
<i>Randzio-Plath, Ch. (Hrsg.)</i> : Was geht uns Frauen der Krieg an? ( <i>A. Albrecht-Heide</i> ) .....	140/574
<i>Reifner, Udo (Hrsg.)</i> : Das Recht des Unrechtsstaates ( <i>B. Mehdorn</i> ) .....	138/314
<i>Rupp, L.J.</i> : Mobilizing Women for War ( <i>A. Albrecht-Heide</i> ) .....	140/572
<i>Samuel, P.</i> : Amazonen, Kriegerinnen und Kraftfrauen ( <i>A. Albrecht-Heide</i> ) .....	140/571
<i>Schenk, Herrad</i> : Frauen kommen ohne Waffen ( <i>C. Daesler-Lohmüller</i> ) .....	B/ 33
<i>Seidler, F.W.</i> : Frauen zu den Waffen? ( <i>A. Albrecht-Heide</i> ) .....	140/571
<i>Shannon, T.A. (Hrsg.)</i> : War or Peace? ( <i>C. Füllkrug-Weitzel</i> ) .....	138/262
<i>Söllner, Alfons</i> : Neumann zur Einführung ( <i>M. Ruete</i> ) .....	138/316
<i>Stamler, W. (Hrsg.)</i> : Sicherung des Friedens ( <i>C. Füllkrug-Weitzel</i> ) .....	138/265
<i>Steigerwald, Robert</i> : Protestbewegungen ( <i>G. Klinger</i> ) .....	B/ 22
<i>Sutner, Bertha von</i> : Die Waffen nieder! ( <i>A. Albrecht-Heide</i> ) .....	140/573
<i>Tensfelde, K., und H. Volkman (Hrsg.)</i> : Streik ( <i>C. Seegert</i> ) .....	140/632
<i>Walter, C. (Hrsg.)</i> : Atomwaffen und Ethik ( <i>C. Füllkrug-Weitzel</i> ) .....	138/264
<i>Weinzen, Hans Willi</i> : Gewerkschaften und Sozialismus ( <i>V. Gransow</i> ) .....	140/630
<i>Wilkens, E. (Hrsg.)</i> : Christliche Ethik und Sicherheitspolitik ( <i>C. Füllkrug-Weitzel</i> ) .....	138/265
<i>Willms, Bernard</i> : Politische Koexistenz: Zur Theorie des Ost-West-Konflikts ( <i>K.-H. Donath</i> ) .....	139/482
<i>Willms, Bernard</i> : Die deutsche Nation ( <i>K. Jacobs</i> ) .....	142/933
<i>Zago, Angela</i> : Tagebuch einer Guerilla-Kämpferin ( <i>R. Schröder</i> ) .....	B/ 49

## Ökonomie

<i>Beck-Gernsheim, Elisabeth</i> : Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt ( <i>G. Hartwig</i> ) ..	B/ 180
Gesellschaft Beiträge zur Marxschen Theorie 14 ( <i>S. Pohl</i> und <i>G. Hartwig</i> ) .....	137/159
<i>Eckert, Roland (Hrsg.)</i> : Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung ( <i>G. Hartwig</i> ) .....	B/ 178
<i>Kittler, Gertraude</i> : Hausarbeit ( <i>H. May</i> ) .....	B/ 172
<i>Kurbjuhn, Maria, und Carola Pust</i> : Emanzipation durch Lohnarbeit? ( <i>G. Hartwig</i> ) ..	B/ 183
<i>Lippi, Marco</i> : Value and Naturalism in Marx ( <i>H. Ganßmann</i> ) .....	B/ 187
<i>Meillassoux, Claude</i> : Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft ( <i>H. May</i> ) .....	137/154
<i>Meyer, Sibylle</i> : Das Theater mit der Hausarbeit ( <i>G. Heinrich</i> ) .....	B/ 174
<i>Pust, Carola, u.a.</i> : Frauen in der BRD. Beruf, Familie, Gewerkschaften, Frauenbewegung ( <i>S. Pohl</i> ) .....	B/ 176
<i>Steedman, Ian, u.a.</i> : The Value Controversy ( <i>H. Ganßmann</i> ) .....	B/ 187
<i>Thomas, Carmen (Hrsg.)</i> : Die Hausfrauengruppe oder Wie elf Frauen sich selbst helfen ( <i>H. May</i> ) .....	B/ 185
<i>Yohalem, Alice M. (Hrsg.)</i> : Die Rückkehr von Frauen in den Beruf ( <i>S. Pohl</i> ) .....	B/ 182

**Ästhetik  
und Kommunikation**  
Beiträge  
zur politischen Erziehung

## 52 '83

*Mythos Berlin*

U. Giersch: Der Berliner Sand ... Materie, Medium und Metapher einer Stadt

R. Thiessen: Berliner Mythen

H. Knobloch: Stadtmitte umsteigen

D. Hoffmann-Axthelm: Berliner Zentrum

A. Reidemeister: Bauen am Raum. Die Brachen am Zentrum von Berlin

E. Schleef: Obstzentrale

U. Brüning: Berliner Schaufenster

T. Fichter: Berlin, eine sozialdemokratische Stadt

M.S. Cullen: Christo und sein Projekt »Verhüllter Reichstag«

E. Schleef: Berlin, ein Meer des Friedens

E. Schachinger: Ein Symbol der Ratlosigkeit

M. Koerber, R. Kostelanetz: Ein verlorenes Berlin

Gespräch mit B. Gollwitzer: »In der Friedensbewegung finde ich etwas von dem, was wir uns 1945 erhofft hatten«

*Diskussion: Deutsche, Linke, Juden*

R. Schnell, A. Söllner, W. Gottschalch, H. Schoeps

*Zu Peter Sloterdijk*

E. Sens: Aufklärung im zynischen Zwielicht. Nach der Lektüre von P. Sloterdijks »Kritik der zynischen Vernunft«

14. Jg. 1983

Redaktionskollektiv: David Bathrick, Tilman Fichter, Helmut Hartwig, Knut Hickethier, Dieter Hoffmann-Axthelm, Gisela Kayser, Eberhard Knödler-Bunte, Claudia Lenssen, Karl-Heinz Menzen, Olav Münzberg, Uli Puritz, Jörg Richard, Eberhard Sens, Werner Siebel, Gerburg Treusch-Dieter, Thomas Ziehe — Erscheint vierteljährlich. Einzelpreis 12,50 DM, Jahresabo 38,— DM (zuzgl. Versand). — Redaktion Ästhetik und Kommunikation, Bogotastr. 27, 1000 Berlin 37

# Demokratie und Recht

## 3 '83

D. Deiseroth, G. Offczors: Truppenstationierung und militärische Ausbauprogramme

S. Picciotto: Röhrenembargo, Wirtschaftsboykott und multinationale Kartelle

*Kommentare und Berichte*

A. Funk: Polizeiliche Strategie und politische Funktion des staatlichen Gewaltensatzes der Polizei bei Demonstrationen

F. Hase: Bemerkungen zur Wuppertaler Polizeiaktion vom 11.7.1983

U. Kauß: Neue Verfassungsschutzgesetze in Nordrhein-Westfalen und Bremen

R. Wahsner: Zur gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung in Polen 1980-82 (1. Teil)

M. Zieger: Bericht über den 7. Strafverteidigertag

K. Gerstel: Frauen in der Rechtspflege — Ein Gespräch

*Entscheidungen*

1. Urteil des AG Hamburg vom 3.12.1982 (Verunglimpfung der Farben und Flagge der BR Deutschland)

2. Beschluß des LG Hamburg vom 24.3.1983 (Beschlagnahme des Buches »Laßt mich bloß in Frieden« II)

3. Urteil des AG Gießen vom 19.11.1982 (Verunglimpfung der Farben ...)

4. Urteil des LG Berlin vom 26.5.1983 (Ersatz von Demonstrationsschäden)

*Bücher**Dokumentation*

11. Jg. 1983

Redaktion: Prof. Dr. Helmut Ridder — Vierteljährlich — Einzelheft 8,00 DM, im Jahresabo 7,00 DM, für Studenten 6,00 DM, zuzüglich Versandkosten. Pahl-Rugenstein Verlag, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

## JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

### 4 '83

*Neokorporatistische Politikentwicklung in Westeuropa*

G. Lehbruch u. K. Armingeon: Neokorporatistische Einkommenspolitik im internationalen Vergleich (zwei Artikel)

R. Czada: Konsensbedingungen und Auswirkungen neokorporatistischer Politikentwicklung

W. Dittrich: Zum Verhältnis von betrieblicher und überbetrieblicher Politik in korporatistischen Systemen

*Regionaler Neokorporatismus in Österreich*

R. Nick: Die Tiroler Wirtschaftsverbände  
*SWS-Meinungsprofile*

*Krieg und Frieden — Friedensbewegung in Österreich 1981-1983*

Kommt der Atomkrieg? - Im Atomkrieg — kein Entrinnen für Österreich - Schuld an der Aufrüstungswelle trägt die Politik der UdSSR - Schuld an der Aufrüstungswelle trägt die Politik der USA - Militärisches Gleichgewicht/Ungleichgewicht? - Auswirkungen des Wettrüstens - Einstellungen zur Friedensbewegung - Die Friedensbewegung umstrittener als das Bundesheer - Nützt die Friedensbewegung dem Ostblock? - Abrüstung und Friedenssicherung — nicht jedem gleich wichtig - Institutionen/soziale Bewegungen im Einsatz für den Frieden: Friedensbewegung, katholische Kirche, Vereinte Nationen, politische Parteien

23. Jg. 1983

Im Auftrag der Sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft (SWS) herausgegeben von Bernd Marin. — Redaktion: Peter Blaha, Vera Blaha, Gertrude Gugerell. — Erscheint vierteljährlich. Einzelheft ÖS 95,-, DM 14,-, sfr. 14,-. Jahresabo: Einzelpersonen ÖS 300,-; für Lehrlinge, Schüler, Studenten, Wehr- und Zivildienstpflichtige ÖS 120,-; Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8b, 1090 Wien

## kürbiskern

LITERATUR. KRITIK. KLASSENKAMPF

### 4 '83

*die verkabelte Gesellschaft informiert oder deformiert*

J. Kuczynski, R. Ritter, L. Fels, E. Bond, G. Herburger, J. Moosdorf, F.X. Kroetz, H. Rubinstein, V. d'Adamo, H.-P. Siebenhaar, O. Javor, K. Modick, U. Koch, J. Joubert, G. Wehrle, Th. Kade, H. Jensen, H.E. Melzer, S. Kissner, R.W. Campmann, U. Hjørvar, G. di Luca, U. Becher

K. Winckler/H. Holzer: Die unaufhaltsame Liquidation des öffentlich-rechtlichen Rundfunkprinzips durch Kabelfernsehen und »Neue« Landesmediengesetze

S. Zielinski: Verrohung und Informatisierung der Wohnzimmer

T.A. Hawk: I love my personal computer  
*kürbiskern-Gespräch mit H.P. Bleuel, D. Hensele, H. Holzer, F. Hitzer und O. Neumann*

Bemerkungen eines Spezialisten aus der Steinzeit

Medien über Medien

E. Herzog: TV-Serie »Abenteuer Bundesrepublik«

S. Camp: Alternative: Kleinkunst?

W. Geifrig: Das Theater mit den Subventionen

K. Hauser: Volkstheater? Bürgertheater?

R. Hoffmann: Vor dem »Olympia...«

G. Sprigath: Frauen und Männer und die Wirklichkeit der Kunst

Hrsg. Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stutz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortl.), Elvira Högemann-Ledwohn, Klaus Konjatzky, Oskar Neumann. Erscheint vierteljährlich, Einzelheft 8,50 DM, Jahresabo 32,— DM, Studentenabo 27,— DM. Damnitz Verlag, Hohenzollernstr. 144, 8000 München 40.

# links

Sozialistische Zeitung

## 10 '83

D. Diner, K. Segbers: Jumbo-Abschuß  
R. Wolfart, J. Fischer: Zum Tod von Kemal Altun

### *Friedensbewegung und Kriege*

D. Claussen: Entpolitisierung des Protests?  
M. Klare: Beinahe-Atomwaffen  
K.D. Voigt: Entnuklearisierung  
A. Buro: Sozialdemokraten, wir brauchen Euch!  
K. Ege: US-Friedensbewegung  
E. Richter: Nicaragua: Erkämpfte Subjektivität  
D. Diner: Bürgerkrieg im Libanon  
G. Koenen: Untergrundgesellschaft in Polen

### *Italien*

B. Schoch: Craxis Hypothek  
R. Schlieszus: Psychiatrie-Reform  
P. Kammer: Italien alternativ?

### *Deutsche Verhältnisse*

B. Schleich: 20 Jahre Deutscher Entwicklungsdienst  
P. Kern: Zur Kritik des Naturgefühls bei den Grünen

### *Marx-Bandwurm*

O. Kallscheuer: Intellektuelle und Arbeiterbewegung heute  
15. Jg. 1983

Herausgeber- und Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro, Postfach 591, Ludwigstr. 33, 6050 Offenbach 4. Redaktion: N. Apostolidou, H. Burgwinkel, M. Brumlik, D. Diner, R. Detobel, D. Claussen, J. Esser, H. Grun, J. Hirsch, J. Huhn (presserechtlich verantwortlich), J. Klein, P. Lindloff, D. Maier, L. Lodovico, R. Pusch, F. Schneider, B. Sughoff, R. Roth. — Erscheinungsweise monatlich. Einzelexemplar DM 3,-, Jahresabo DM 35,- einschl. Versand. Verlag 2000 GmbH, Postfach 591, 6050 Offenbach 4.

# MODERNE ZEITEN

## 9 '83

*MOZ-Thema: Perspektiven der Friedensbewegung in der BRD*

D. Schulze-Marmeling: Die Friedensbewegung im Stationierungsjahr — Quo vadis?  
O. Nassauer/R. Jacobitz: (Nord-) Deutschland im Herbst  
M. Lucas: Die US-Streitkräfte in der Bundesrepublik und die deutsche Friedensbewegung

*Gewerkschaftsbewegung und neue Technologien*

*Kriegsvorbereitungen und Krieg*

## 10 '83

### *Aktuelles*

R. Ascheberg: Zum Wahlergebnis in Hessen  
W. Pohl: Die Wahlen in Bremen

### *MOZ-Thema:*

*Friedensbewegung und Staatsgewalt*

Interview mit Joachm Wernicke  
Th. Ebermann zum Friedensantrag der SPD-HH  
J. Trittin: Der Staat, die Gewalt, die Bewegung  
Gespräch mit Heinrich Böll  
W. Karl: Die Vielfalt hat Risse

*Bewegungsdebatte: Betriebsbesetzungen*

P. Rieckmann, HDW  
W. Pohl: AG Weser

3. Jg. 1983

Hrsg. von der Initiative Sozialistische Politik; Redaktion: R. Ascheberg, M. Barg, Th. Ebermann, R. Fenchel, W.K. Goltermann, D. Holloh, K. Nolle, J. Keents, P. Rieckmann, Chr. Schmidt, R. Schiller-Dickhut, M. Stamm, F.O. Wolf. — Erscheint monatlich im SOAK-Verlag, Hannover. — Preis: 5,- DM, Jahresabo: 60,- DM. — Anschrift: Moderne Zeiten, Pablo-Neruda-Haus, Am Taubenfelde 30, 3000 Hannover 1

# Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie  
und sozialistische Politik



# rote blätter

## 52 '83

*50 Jahre danach... Weltwirtschaftskrise, Faschismus, Autoritärer Staat*

E. Altwater: Der Teufelskreis der Auslandsverschuldung — Der Weltmarkt in der Kreditkrise

D. Abraham: Klassenkompromiß und Wiederkehr des Klassenkonflikts in der Weimarer Republik

A.v. Saldern: Permanente Krise? Stabilität und Instabilität des Herrschaftssystems im deutschen Faschismus

W. Luthardt: Strukturaspekte der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. Diskutiert am Beispiel zeitgenössischer sozialdemokratischer Analysen

G. O'Donnell: Die Spannungen innerhalb des bürokratisch-autoritären Staates und der Frage der Demokratie

13. Jg. 1983

## 10 '83

*Schulen im Friedensherbst*

Nein zu Pershing II und Cruise Missiles

20. Oktober an der Uni Karlsruhe

Urabstimmung gegen Raketen

Friedenskampf in den 50ern

RCDS: Strategie-Striptease an der Strippe

*Nachrüstungslügen*

Argumente gegen Raketenpolitiker

Dummheit kommt vor dem Knall

CIA und Jumbo-Abschuß

Geschickt, verirrt — geschickt verirrt?

*Krieg und Frieden*

Die Ziele der USA

rote blätter-Interview in Moskau

*Gewerkschaften*

Interview mit W. Pfennig (IG Druck)

*Frauen*

Emanzipierte Kriegführung

Studentenparlamentswahlen SS '83

Linksverschiebung statt Rechtswende

Werftarbeiter kämpfen um ihre Arbeitsplätze

Aufbruch an der Küste

Dorothee Sölle zu Nicaragua

Über Religion und Militarisation

Interview mit W. Niedecken (BAP)

Hamburger Friedenskonzert

13. Jg. 1983

Herausgegeben von der »Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V.« — Redaktion: E. Altwater, G. Gensior, S. Heimann, K. Hübner, J. Hoffmann, Th. Hurtienne, U. Jürgens, B. Mahnkopf, W. Spohn, W. Süß, Ch. Watkinson, F.O. Wolf. — Erscheint viermal im Jahr. — Einzelheft 12,- DM, im Jahresabo 8,- DM. — Rotbuch Verlag, Potsdamer Str. 98, 1000 Berlin 30. - Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer (verantwortlich), E. Eckhardt, B. Hummler, H. Haller, D. Riechert (Gestaltung), O. Weber. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 2,- DM. Jahresabo 19,50 DM — Redaktionsanschrift: rote blätter, MSB Spartakus, Postfach 2006, 5300 Bonn 1, Telefon (0228)222054. — Verlag: Weltkreis-Verlags-GmbH, Brüderweg 16, 4600 Dortmund.

**psychologie**  
heute

Zeitschrift für  
Sozialistische Politik  
und Wirtschaft

**spw** 

## 9 '83

### *Alkoholismus*

K.A. Geck: Bringen wir uns kollektiv um oder nehmen wir uns individuell das Leben?

S. Peele: Der Streit um das »kontrollierte Trinken«

### *Therapie*

E. Jouhy, U. Christ-Bode: Zuwendung, zwei Mark die Minute

### *Management*

Gespräch mit P.F. Drucker: Rat-Schläge eines TOP-Beraters

### *Wissenschaftskritik*

P. Feyerabend: Wissenschaft als Kunst

## 10 '83

### *Ausgebrannt. Die Leere im Beruf*

E. Aronson, A.M. Pines, D. Kafry

### *Kurzsichtigkeit*

A. Koerdt, K. Schiller: Die Angst vor der Außenwelt

### *Gedächtnis*

St. Singular: Über »Eselsbrücken« zu Perfektion

### *Philosophie*

Gespräch mit J. Baudrillard: »Das Banale ist das Verhängnis«

### *Astronauten*

Th. Saum: »Nutzlastexperten«

*Friedensbewegung.* K. Holzkamp: Nur wer Angst hat, kann vernünftig sein

10. Jg. 1983

## 20 '83

### *Aktuelle Kommentare*

K.P. Wolf: Es ist noch nicht zu spät: Die SPD vor ihrem »Nachrüstungsparitättag«  
P. Strieder: Weniger Demokratie wagen!

### *Diskussionsschwerpunkt*

E. Ott: Ziel: 35-Stunden-Woche

G. Bäcker, R. Bispinck: Flexibilisierung der Arbeitszeit

M. Ernst-Poerksen: Bewegung in der alternativen Wirtschaftspolitik

H. Bömer: Beispiel Stahlkrise — das Ringen um Alternativen

O. Demele: Ist ein konjunktureller Aufschwung in Sicht?

### *Dokumentation*

A. Dallinger: Unterwegs zur arbeitslosen Gesellschaft?

### *Interview*

mit Julius Lehlbach, Vorsitzender des DGB in Rheinland Pfalz

### *Analysen*

W. Däubler: Friedensbewegung, Widerstand und Recht

J. Bloomfield: Jahr der Entscheidung

U. Kremer: Vor einem neuen Stadium des Reformismus?

H.-G. Hofschien: Zur beginnenden Diskussion um ein neues Grundsatzprogramm der SPD

N. Ahrens: Das Lehrstück Chile. Bilanz nach 10 Jahren Militärdiktatur

P. Müller, W. Killig: Sozialdemokratie und Technik

### *Berichte; Besprechungen*

6. Jg. 1983

Redaktion: H. Ernst (verantwortlich), Michaela Huber, Monica Moebis, Rüdiger Runge; Redaktionsassistenten: Karin Quick-Oest, Brigitte Bell. — Monatlich. — Einzelheft 5,80 DM. Jahresabo 58,— DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Erhard Eichert, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: K.Gauer-Krusewitz, F.Heidenreich, K.Krusewitz, G.Mackenthun, H.Rafßmes, C.Rix-Mackenthun, D.Scholz, A.Westphal. spw erscheint in 4 Heften jährlich, Jahresumfang 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,— zuzügl. Postversand. Bestellungen über spw-Vertrieb, Libellenstraße 6a, D-1000 Berlin 38

# TEXT+KRITIK

## 79/80 '83

*Lion Feuchtwanger*

Der Autor über sich selbst

K. Modick: Lion Feuchtwanger als Produzent

M.J. Fischer: Aspekte einer fragmentarischen Theorie des historischen Romans bei Feuchtwanger

J. Hans, L. Winckler: Von der Selbstverständigung des Künstlers in Krisenzeiten. Lion Feuchtwangers »Wartesaal-Trilogie«

W. Müller-Funk: Der Erfolg der Sinnggebung: oder die List der Vernunft

U. Naumann: Ein Gleichnis von Gestern. Über Lion Feuchtwangers antifaschistische Satire »Der falsche Nero«

Lion Feuchtwanger: Der Film »Potemkin« und mein Buch »Erfolg«

M. Schmitz: Feuchtwanger/Eisenstein oder: Romanmontage und Montagefilm.

K.A. Rumler: Filmisches Erzählen in Zusammenarbeit mit Brecht. Feuchtwangers Roman »Simone«

F. Knilli, S. Zielinski: Lion Feuchtwangers »Jud Süß« und die gleichnamigen Filme von Lothar Mendes (1934) und Veit Harlan (1940)

I. Zwerenz: Feuchtwanges Frauen

K. Modick: Vita Feuchtwanger

W. Müller-Funk: Bibliographie zu Lion Feuchtwanger

---

Herausgeber: H.L. Arnold; redaktionelle Mitarbeiter: I. Laurien, E. Weiss. — Erscheint jährlich in 4 Heften. — Abopreis 34,— DM zzgl. Versandkosten — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

# vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte  
und Gesellschaftspolitik

## 62/63 '83

*Bürgerrechte und Bürgerrechtsbewegung*

J. Seifert: Bürgerrechte, Bürgerrechtsaktionen und Bürgerrechtsorganisationen

M. Th. Greven: Sozialdemokratie und Bürgerrechte zwischen 1966 und 1982

H. Rapp(MdB): M.Th. Grevens SPD-Kritik  
V. Braunbehrens: Bürgerrechte — eine Frage an die Grünen

E. Eppler: Recht zum Widerstand

Th. Blanke/D. Sterzel: Demonstrationenfreiheit und Grundgesetz

K. Vack: Macht vor Bürgerrecht

Th. Rasehorn: Richter contra Bürgerrecht

P. Grottian: Werden Berufsverbote wieder sichtbar?

M. Th. Greven: Grundrechte und staatsbürgerlicher Status in den Gefängnissen

J. Seifert: Grundrechte und die Geheimdienste in der Bundesrepublik

I. Müller: Am Rechtsstaat sparen

C.W. Macke: Arbeitslosigkeit und Grundrechte

St. Leibfried: »Sterbehilfe« oder »Recht auf Leben? Zur Krise der wohlfahrtsstaatlichen Strukturen in der Sozialhilfe

E. Schwan: Bürgerrechte und Datenschutz

E. Küchenhoff: Zur Fritz-Bauer-Preis-Rede 1983

V. Deile: Rede zum G.-Heinemann-Bürgerpreis 1983 an die Aktion Sühnezeichen

22. Jg. 1983

---

Herausgegeben vom Vorgänge e.V. in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: Gerd Hirschauer, Anton-Andreas Guha. — Erscheint in der Regel zweimonatlich. Einzelheft 12,— DM (Doppelheft 18,— DM); Jahresabo 52,— DM zzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Brauhausstr. 2, 8000 München 2

Jetzt  
werden  
andere  
Seiten  
aufgezogen

- ... jeden Montag  
eine Sportseite
- ... täglich eine Seite  
Klatsch, Tratsch  
und Stories
- ... und am Samstag  
viele Seiten mehr  
mit Kultur- und  
Programmteil



Gutschein für 1 Woche **taz**

Name \_\_\_\_\_

Adresse \_\_\_\_\_

Postkarte an taz-Abo - Wattstr. 11-12, 1000 Berlin 65

2043

# aktuelle frauenzeitung COURAGE



# J A

ich möchte COURAGE näher kennenlernen und bestelle die nächsten drei Ausgaben von COURAGE zunächst im Probeabonnement für 10,- DM. Wenn ich nach dem zweiten Heft nicht schriftlich beim Verlag kündige, bin ich mit dem Weiterbezug von COURAGE zum regulären Jahresaboppreis von 48,- DM (54,- DM Auslandsabo) einverstanden.

**COURAGE**  
Frauenverlags GmbH  
Bleibtreustr. 48  
1000 Berlin 12

Name/Vorname: .....

Str./Nr.: .....

PLZ/Ort: .....

Datum: ... Unterschrift: .....

Vertrauensgarantie: Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von zwei Wochen widerrufen kann.

**Sprach- und Literaturwissenschaft**

<i>Lyons, John</i> : Semantik ( <i>J. Ziegler</i> ) .....	900
Logos Semantikos. Festschrift für Eugenio Coseriu ( <i>C. Knobloch</i> ) .....	901
<i>Stötzel, Georg</i> : Schulbezogene Sprachwissenschaft ( <i>J. Ellerbrock</i> ) .....	902
<i>Autorenkollektiv (D. Schlenstedt u.a.)</i> : Literarische Widerspiegelung ( <i>K.-M. Bogdal</i> ) .....	842

**Kunst- und Kulturwissenschaft**

<i>Pflaum, Hans Günther (Hrsg.)</i> : Jahrbuch Film 82/83 ( <i>H.-D. Kübler</i> ) .....	903
<i>Heckmann, Herbert</i> : Die andere Schöpfung. Geschichte der frühen Automaten ( <i>M. Blankenburg</i> ) .....	905
<i>Wind, Edgar</i> : Heidnische Mysterien in der Renaissance ( <i>N. Schneider</i> ) .....	908

**Soziologie**

<i>Barrett, Michèle, und Mary McIntosh</i> : The Anti-social Family ( <i>U. Lang</i> ) .....	909
<i>Todd, Emmanuel</i> : La troisième planète. Structures familiales et systèmes idéologiques ( <i>F. Haug</i> ) .....	910
<i>Rosenbaum, Heidi</i> : Formen der Familie ( <i>M. Hoppe</i> ) .....	912
<i>Reif, Heinz (Hrsg.)</i> : Die Familie in der Geschichte ( <i>E. Niehoff</i> ) .....	914
<i>Luhmann, Niklas</i> : Liebe als Passion ( <i>M. Josek</i> ) .....	915
<i>Schneider, C. (Hrsg., im Auftr. der DFG)</i> : Forschung in der Bundesrepublik Deutschland ( <i>L. Hack</i> ) .....	917
<i>Zündorf, Lutz, und Manfred Grunt</i> : Innovation in der Industrie ( <i>L. Hack</i> ) ...	918
<i>Stamm, Thomas</i> : Zwischen Staat und Selbstverwaltung. Die deutsche Forschung im Wiederaufbau 1945-1965 ( <i>L. Hack</i> ) .....	920

**Geschichte**

<i>Bouvier, Beatrix M.</i> : Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung ( <i>H.-A. Marsiske</i> ) .....	922
<i>Büsch, Otto, und Walter Grab (Hrsg.)</i> : Die Demokratische Bewegung in Mitteleuropa im ausgehenden 18. und frühen 19. Jh. ( <i>H.-A. Marsiske</i> ) .....	924
<i>Ruckhäberle, Hans-Joachim (Hrsg.)</i> : Bildung und Organisation in den deutschen Handwerksge- und Arbeitervereinen in der Schweiz ( <i>A. Altenhoff</i> ) .....	925
<i>Storm, Claus-Dieter</i> : Verfolgt und geächtet. Handwerker zwischen Liberalismus und Kommunismus ( <i>L. Knatz</i> ) .....	926

**Soziale Bewegungen und Politik**

<i>Cooley, M.</i> : Produkte für das Leben statt Waffen für den Tod ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	878
<i>Löw-Beer, P.</i> : Industrie und Glück ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	878
<i>Albrecht, U., u.a.</i> : Mit Rüstung gegen Arbeitslosigkeit? ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	878
<i>Huffschnid, J. (Hrsg.)</i> : Rüstungs- oder Sozialstaat? ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	878
<i>Huffschnid, J. (Hrsg.)</i> : Für den Frieden produzieren ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	878
<i>Bouwer, G.</i> : Vom MRCA02 Tornado zur zivilen Alternative ( <i>J. Rodejohann</i> ) .....	878
<i>Kraushaar, Wolfgang (Hrsg.)</i> : Was sollen die Grünen im Parlament? ( <i>K.-H. Donath</i> ) .....	927
<i>Krockow, Christian Graf von (Hrsg.)</i> : Brauchen wir ein neues Parteiensystem? ( <i>W. Elfferding</i> ) .....	929
<i>Priester, Karin</i> : Hat der Eurokommunismus eine Zukunft? ( <i>U. Schreiber</i> ) .....	931
<i>Willms, Bernard</i> : Die deutsche Nation ( <i>K. Jacobs</i> ) .....	933

## Summaries

### **Karen Ruoff: »New Subjectivity« in Retrospect**

»New Subjectivity«: a literary movement, a pervasive mood among the aging New Left, a feuilleton concoction? This catchword was employed so recurrently in the literary debates of the nineteen-seventies that it has even been used to name the entire literary decade. The overwhelming aura of self-evidence which surrounds this significant obscures the fact that it had manifold and contradictory referents; a deconstruction of the discourse shows that the meaning of »New Subjectivity« must be sought not in one or the other of these referents, but rather in the configuration of their antagonistic interrelations.

### **Evelyne Keitel: Women, Texts, Theory. Aspects of a Problematic Relationship**

There is no comprehensive theory of feminism. Different kinds of texts assume the functions which such a theory would normally have within the feminist movement. Feminist literature is divided into three subcategories, according to the specific way in which they replace a theoretical system. Various theoretical texts attempt to develop a feminist aesthetics, they all take 'gaps in the discourse' as a starting point. The American pragmatists try to fill these gaps, whereas the French poststructuralists theorize about them. Both fractions fail in constructing a female text theory, but this ultimate failure has to be evaluated positively.

### **Klaus-Michael Bogdal: Literary Reflection**

A shift from the traditional aesthetic problematic towards a theory of literature within GDR literary criticism is analysed in a review of the representative volume »Literarische Widerspiegelung« (Literary Reflection). The emphasis is on new discursive strategies in the face of social and cultural change in order to maintain the theory of reflection as an instrument of socialist cultural politics and as a terrain for a dialogue with Western Marxist literary analysis.

### **Erich Wulff: The Development of Socialism in Vietnam**

Eight years after the victory Vietnam is still in a difficult situation, not only materially and politically, but also as concerns the »ideological« motivations of the population. Different reasons for this are analysed: the destructions during the war, the international constellation, the military tension, but also mistakes of the government as well as structural weaknesses of the transition period. The question is raised whether communitarian relicts of the »asiatic mode of production« can in fact facilitate a direct transition to socialism. Against this assumption the author argues that Marx' original thesis of the transitory necessity of capitalism with its resulting development of »free« individuals seems to prove its validity in Vietnam. Without such personal conditions, mixed forms of »feudalist socialism« constantly reappear, hampering social development. The author welcomes, therefore, the »new economical politics«, recently put forward.

# Buchhandlungen

die DAS ARGUMENT, Argument-Sonderbände (AS)  
und Argument-Studienhefte (SH) komplett am Lager haben

- Aachen babula Buchhandlung Pontstr. 133. Tel.: 0241/27555  
Augsburg »probuch« GmbH Gogginger Str. 34. Tel. 0821/579173  
Berlin 12 autorenbuchhandlung Carmerstr. 10. Tel. 030/310151  
Buchladen am Savignyplatz Carmerstr. 9. Tel. 030/3134017  
das europäische buch Knesebeckstr. 3. Tel. 030/3135056  
Buchhandlung Kiepert Hardenbergstr. 45. Tel. 030/310711  
Berlin 15 Das Politische Buch Lietzenburger Str. 99. Tel. 030/8832553  
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann Schloßstr. 29. Tel. 030/3417432  
Berlin 33 das europäische buch Thielallee 32. Tel. 030/8324051  
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40. Tel. 030/8313825  
Buchhandlung Kiepert, Garystr. 46. Tel.: 030/8324368  
Berlin 41: Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509  
Berlin 45: Buchhandlung Rosenfeld, Drakestr. 35a; Tel.: 030/8313962  
Bielefeld: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Feilenstr. 10; Tel.: 0521/63518  
Bochum: Politische Buchhandlung, Unistr. 26; Tel.: 0234/300266  
Bonn: Buchladen 46, Kritische Politik, Kaiserstr. 46; Tel.: 0228/223608  
Bremen 1: Georg-Buchner Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/72073  
Bremen 33: Buchladen Bettina Wassmann, Bibliothekstraße; Tel.: 0421/217023  
Dortmund: Buch International, Königswall 22; Tel.: 0231/140880  
bücherstube GmbH, Große Heimstr. 62; Tel.: 0231/103306  
Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123  
Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923  
Karl-Liebnecht-Buchhandlung, Viehofer Platz 15; Tel.: 0201/232014  
Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082  
Collectiv-Buchhandlung, Bornwiesenweg 4; Tel.: 0611/593989  
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel.: 0611/777303  
Gießen: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Schiffenberger Weg 1; Tel.: 0641/792267  
Göttingen: Buchladen Rote Straße, Rote Straße 10; Tel.: 0551/42128  
Hamburg: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778  
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801  
Internationale Buchhandlung, Johnsallee 67; Tel.: 040/4104572  
Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/171713  
Heidelberg: Buchhandlung kollektiv, Plöck 64a; Tel.: 06221/12633  
Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/15642  
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704  
Köln 41: Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214  
Mainz: Anna Seghers Buchhandlung, Bilhildisstr. 15; Tel.: 06131/24916  
Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787  
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662  
München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/2809522  
Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414  
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926  
Nürnberg: Libresso Buchzentrum, Peter-Vischer-Str. 25; Tel.: 0911/225036  
Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949  
Saarbrücken: Buchhandlung Lenchen Demuth, Nauwieser Str. 13; Tel.: 0681/36559  
Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033  
Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287  
Tübingen: aktion politischer buchladen, Nauklerstr. 20; Tel.: 07071/212929  
Schweiz Bern: Buchhandlung für Soziologie, Münsterergasse 41; Tel.: 031/228218  
Zürich: Limmatbuchh. Pinkus-Genossenschaft, Froschauergasse 7; Tel.: 01/2512674  
Dänemark Kopenhagen: Københavns Bogcafé, Kulturvet 11; Tel.: 01/111236  
Niederlande Den Haag: E.R. Ruward B.V., Noordeinde 122; Tel.: 070/658755  
Österreich Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221